
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170480 5



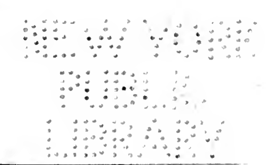
Neueste Weltkunde.

Von

Dr. H. Mr. Malten.

1844.

Dritter Band.



Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

Inhalt des dritten Bandes.

Bewegungen der Geschichte.

Serbiens innere Angelegenheiten und neueste politische Wandelungen.

Erste Abtheilung.

Die Verschlingungen, welche die politischen Angelegenheiten Serbiens in den letzten Jahren erlitten, und die unvermeidliche Entwickelung, welche, angeblich nach den Vorschriften Rußlands, in jüngster Zeit denselben zu Theil geworden, haben in einem hohen Grade die Aufmerksamkeit der übrigen europäischen Großmächte in Anspruch genommen. In keinem Lande aber ist dieser wichtige Gegenstand in so ernste und nachhaltige Betrachtung gezogen und so tief erörtert worden, als in Großbritanien. Die häufigen Abhandlungen und Aufsätze, welche über die Lage, die Zustände, die Geschichte, mit einem Worte über alle innern und auswärtigen Verhältnisse Serbiens in England veröffentlicht worden, beweisen das lebendige und überwiegende Interesse, welches die Politik des britischen Volkes an den serbischen Ereignissen nimmt. Eine der beachtungswerthesten Abhandlungen dieser Art enthält das British and Foreign Review (die britische und ausländische Vierteljahrsschrift), dem wir die vorzüglichsten seiner Angaben und Erläuterungen entnehmen wollen, indem wir ihm, was sich übrigens von selbst versteht, die Verbürgung und Verantwortlichkeit derselben ausschließlich überlassen.

„Die Serbier haben von ihren Vorfahren, mit großer Sitten-Einfachheit, eine Vaterlands-Liebe geerbt, die in unserm Zeitalter zu den Seltenheiten gehört. Auf ihre eignen Kräfte beschränkt, ohne mit Sicherheit auf den Schutz einer andern Macht rechnen zu dürfen, haben sie es gewagt, Forderungen sich zu widersetzen, denen jedes andere Volk sich vielleicht stillschweigend unterzogen haben würde. Muthig haben sie ihr Recht gefordert und, so viel als möglich, mit Festigkeit es behauptet.

Am nördlichen Abhang der großen Alpen-Kette gelegen, welche das adriatische Meer von den weiten Ebenen Ungarns scheidet, wird Serbien auf der einen Seite durch fast unübersteigliche Berge geschützt. Auf der andern Seite befinden sich die tiefen Thalwege der Donau und der Sau, die ihr als Festungs-Graben und natürliche Vertheidigungswerke dienen, während einige Seitenzweige des Gebirgs den Abschluß vervollständigen. Der Boden des Landes ist durchaus gebirgig. Er hat nur ein einziges beträchtliches Thal, das der Morawa. Fast alle Berge sind mit schönen Eichwäldern bedeckt, die treffliches Brenn- und Nutzholz in großer Menge liefern und worin es von Schweinen wimmelt. Diese Waldungen tragen nicht wenig zur Sicherung und zum Reichthum des Landes bei. Die Ausdehnung dieses letzten beläuft sich auf etwa tausend Geviertstunden; sie kommt also der von Böhmen fast gleich. Die Einwohnerzahl übersteigt eine Million und die der waffenfähigen Männer wird auf 200,000 angegeben.

Die Serbier gehören zu der großen slavischen Familie, deren Hauptzweige Russen und Polen bilden. Man kennt nicht die Zeit des ersten Auftretens dieser Völker; wahrscheinlich bemächtigten sie sich beim Untergang des römischen Reiches Ungarns, Polens, des eigentlichen Rußlands, Böhmens und der Länder zwischen der Donau und dem Balkan. Im zehnten Jahrhundert zwangen die Magyaren, die Vorfahren der heutigen Ungarn, die in den Ebenen des jetzt nach ihnen benannten Landes wohnenden Slaven, jene Ebenen zu verlassen und sichere Zufluchts-Stätten im Gebirg zu suchen.

Dadurch wurden die Slaven in zwei ungleiche Hälften geschieden, wovon die größere den Norden und die kleinere den Süden bevölkerte. Die letzte verbreitete sich allmälig über die ganze Gegend zwischen der

Donau, dem schwarzen, dem egäischen und adriatischen Meere, wo auch jetzt noch die meisten Einwohner zum slavischen Stamme gehören. In den ersten Zeiten bildeten die südlichen Slaven mehre von einander unabhängige Staaten, wovon jener der Bulgaren (also genannt nach einem tatarischen Stamme, welcher das Land sich unterworfen) einer der mächtigsten war. Die Kriege, welche sie gegen die Griechen und die lateinischen Kaiser zu Konstantinopel führten, sind nicht die unwichtigsten in den byzantinischen Jahrbüchern. Die Serbier ersetzten jene als Häuptlinge der slavischen Rasse. Ihr König Stefan Duschan unterwarf sich alle Südslaven und legte sich den Titel eines Kaisers bei. Dieß geschah im zehnten Jahrhundert. Sein Name stand in der Hauptstadt des oströmischen Reiches, wo man seine Macht fürchtete, in nicht geringem Ansehen.

Die zwischen den Griechen und Serbiern andauernd herrschende Feindschaft erleichterte den Osmanli nicht wenig ihr Eindringen in Europa. Der Zwist der erstern hatte keine andre Folge, als daß beide Reiche unter einem und demselben Schwerte fielen. Die Griechen waren so verblendet in ihrem Haß gegen die Slaven, daß sie die Gefahr nicht sahen, welche sie selbst durch das weitere Vordringen der Türken bedrohte. Sie freuten sich sehr, als Adrianopel von den letztern erobert wurde. Dadurch glaubten sie einen Schirm gegen ihre Feinde im Norden gefunden zu haben. Anfänglich schien ihre Erwartung sich auch verwirklichen zu wollen. Die Türken bekriegten die Serbier mit vielem Nachdruck, und Sultan Murad fiel 1389 in ihr Land mit einem großen Heere ein, dem ein noch stärkeres, unter dem Oberbefehl des Kaisers Lazarus, sich entgegenstellte. In der Ebene von Kossowa, an der Grenze Albaniens, kam es zur Schlacht, einer der denkwürdigsten, welche je zwischen Christen und Türken geliefert worden.

Die Anführer der beiden Armeen waren unter den Todten, aber der Sieg erklärte sich für die Ottomanen. Das serbische Reich erhielt einen Stoß, von dem es sich nicht mehr erholen sollte, und obgleich es noch ein halbes Jahrhundert als unabhängiger Staat fortbestand, darf man doch annehmen, daß sein Untergang sich von Kossowa herschreibt. Während jenen fünfzig Jahren schlossen die Sieger ein Bündniß mit

1*

dem Besiegten, in Folge dessen jene das Recht erhielten, unter der kriegerischen Gebirgs-Bevölkerung Truppen zu werben, mit deren Hülfe sie ganz Natolien sich unterwarfen. Dann traf Serbien ein ähnliches Schicksal. Der Fürst dieses Landes wurde beseitigt und dasselbe in eine türkische Provinz verwandelt. Die benachbarten slavischen Völker, mit Ausnahme des alleinigen kleinen Bezirks Czerna-Gora (Montenegro), welcher seine Unabhängigkeit bis auf den heutigen Tag behauptet hat, mußten sich ebenfalls unterwerfen. Die slavischen Provinzen, welche früher das serbische Reich bildeten, gehören jetzt theils zu Oestreich, theils zur Türkei, und zwar die am besten bevölkerte Hälfte zu diesem letzten.

In Folge der Eroberung verschwand Serbien allmälig aus der Geschichte. Derselbe Streich, welcher seine Macht zerstört, vernichtete auch seine politischen und gesellschaftlichen Anstalten. Jeder Unterschied des Standes hörte auf. Die Nachkommen der Könige und des Adels vergaßen ihren Ursprung; es blieb nichts als das Volk. Dieses aber, durch die örtlichen Schwierigkeiten des Bodens und seiner Religion von dem Sieger abgesondert, vermischte sich mit demselben nicht, und bewahrte um so strenger seine Sitten und seine Sprache, je weniger es mit andern Völkern in Berührung kam.

Die Türken hatten sich der Städte bemächtigt und wohnten ausschließend in denselben, während die Bevölkerung des offenen Landes nur aus Serbiern bestand. Diese kannten keine höhere Aufgabe, als möglichst vor ihren Unterdrückern sich zu verbergen und ihre Wohnplätze unzugänglich zu machen. Dadurch entstand eine große Vereinzelung der Familien, wovon die meisten bis auf den heutigen Tag ein patriarchalisches Leben führten. Nur für die vom Vater auf den Sohn sich forterbenden Uebertragungen sich interessirend, kümmerten sie sich wenig um die Vorgänge in andern Ländern. Ihre Volksdichter feierten nur den alten Glanz des serbischen Namens, oder beklagten in ihren Liedern die blutige Niederlage von Kossowa. Ihre Sprache selbst bewahrte ihre ursprüngliche Lauterkeit, weshalb noch jetzt die verschiedenen slavischen Nationen Serbien als den Mittelpunkt ihrer Nationalität betrachten.

Mit Ausnahme der zeitweisen Besuche, welche die serbischen Bauern

von den türkischen Eigenthümern der ihnen geraubten Ländereien, wie von den Steuer-Eintreibern erhielten, genossen sie eine fast unbeschränkte Freiheit. Uebrigens waren die Abgaben, welche sie zu zahlen hatten, nicht bedeutend, und die Arbeiten, welche sie ihren Gutsherrn zu leisten verpflichtet waren, nahmen ebenfalls wenig Zeit und Mühe in Anspruch. Sie waren keineswegs leibeigen und konnten ihren Wohnort nach Gutdünken verändern. Nur wenn sie einem Türken begegneten, mußten sie ihm, als ihrem natürlichen Vorgesetzten, Ehrfurcht bezeugen. Sie mußten ohne Widerspruch seine Befehle vollstrecken und durften es nicht wagen, sich an ihm, einer erlittenen Beleidigung wegen, zu rächen.

Allein grade diese letzten Vorschriften waren so empörend für das Freiheits-Gefühl der Serbier, daß sie sich denselben auf jede Weise zu entziehen sich bemühten. Nur wenn es unvermeidlich war, begaben sie sich nach den Städten, und die Türken ihrerseit, welche den Landbewohnern nichts Gutes zutrauten, verließen die Städte selten oder nie.

Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts begann ein Kampf zwischen den in Serbien immer zahlreicher gewordenen Janitscharen und den Spahis, welche letzten über jene die Oberhand erlangen wollten. Da um dieselbe Zeit die Pforte Oestreich den Krieg erklärte, benutzten die Janitscharen diese Gelegenheit, die Spahis zu überfallen und viele derselben umzubringen. Bis zum Friedensschluß 1790 blieben ihre Verbrechen ungestraft. Allein bald nachher wurde der Vorsteher des ersten Truppenkorps strangulirt und dasselbe aus Serbien verbannt. Die Bevölkerung fühlte sich durch diese Maßregel etwas erleichtert. Die Ruhe war jedoch nicht von langer Dauer. Die Janitscharen gewannen nämlich den rebellischen Pascha von Widdin, Paswan Oglu, für sich, und versuchten unter dessen Anführung Serbiens sich zu bemächtigen.

Christen und Türken griffen bei so drohender Gefahr zu den Waffen und vertheidigten gemeinsam das Land gegen die Räuber. Der Diwan war schwach und übel berathen genug, um sein Verbannungs-Dekret zurückzunehmen. Folge davon war, daß die Verschwörung der Janitscharen sich über das ganze Reich verbreitete, wodurch es unmöglich wurde, mit Erfolg sie zu bekämpfen.

Die Folge der Zurückberufung der Janitscharen hätte sich leicht voraussehen lassen können. Die Unterdrückungen, deren sie sich schuldig machten, veranlaßten Wiedervergeltungen, welche die größte Unordnung nach sich zogen. Diese gedieh endlich so weit, daß die Janitscharen die Stadt Belgrad überrumpelten und den Pascha in der Zitadelle belagerten. Nach Einnahme derselben ermordeten sie ihn als falschen Muselmann und Beschützer der Christen. Nun warfen sie sich gewissermaßen zu Oberherrn des Landes auf und machten überall ihre Gewalt mit empörender Grausamkeit geltend. Die Spahis waren genöthigt, sich zu verbergen oder zu entfliehen und die Serbier hatten unerhörte Erpressungen zu erleiden.

Türken und Christen bestürmten übereinstimmend den Sultan mit ihren Bitten, von einem so unerträglichen Joche sie zu befreien. Die Pforte bedrohte die Janitscharen mit den schrecklichsten Strafen; diese kümmerten sich jedoch wenig darum und ihre Dahis, oder vier Häuptlinge, beschlossen, aller derjenigen sich zu entledigen, von denen sie etwas zu befürchten hätten. Allein die Stunde der Rache war nicht mehr fern. Mehre einflußreiche Männer, welche wußten, daß ihr Tod bereits beschlossen war, nahmen keinen Anstand, der Gefahr Trotz zu bieten, um wo möglich die Pläne ihrer Feinde zu vernichten.

Unter ihnen befand sich Czerny Georg, ein Mann vom entschiedensten Karakter, dessen Name bald zu großer Berühmtheit gelangte. Die kleine Truppe, über welche jene Männer anfänglich verfügten, ließ ihre Rache zuerst an den von den Dahis ernannten Beamten aus. Zugleich wurden Eilboten nach allen Seiten geschickt, welche die Bewohner der einzelnen Dörfer einluden, sich in Masse zu erheben, zu den Waffen zu greifen und Frauen wie Kinder ins Gebirg zu schicken. Ueberall wurde diesen Aufforderungen bereitwillig entsprochen, weshalb die in den kleinen Städten wohnenden Türken sich beeilten, nach den Festungen zu entfliehen. Die Besatzung dieser letzten hegte eine so große Verachtung gegen die sogenannten Aufrührer, daß sie wenig oder nicht sich um dieselben bekümmerte. Es schien ihr unmöglich, daß serbische Hirten, welche an jede Beschimpfung gewöhnt schienen, es wagen würden, gegen ihre Unterdrücker sich zu erheben. Ihr Wahn ging so weit,

daß es beinahe zum Sprichwort geworden: „ein Türke könne fünfzig Serbier in die Flucht schlagen.“

Bald mußte man jedoch diese Meinung ändern, da die Türken bei jeder Gelegenheit den kürzern zogen, und es nicht selten geschah, daß große regelmäßige Abtheilungen von den verachteten Hirten zusammengehauen wurden. Die Serbier ihrerseit überzeugten sich bald, daß, wenn nicht Eintracht und festes Zusammenhalten sie stark mache, ihr Unternehmen früher oder später mißlingen werde. Sie beschlossen demnach, sich einen Oberbefehlshaber zu geben, und die fast einstimmige Wahl fiel auf Czerny Georg.

Der eben Genannte hatte bereits Belgrad eingeschlossen, als die Pforte es für nothwendig erachtete, einzuschreiten. Bekir Pascha wurde mit 3000 Mann zur Unterstützung der Spahis abgeschickt. Der Pascha wurde mit großen Ehrenbezeugungen von den Serbiern empfangen, während die Dahis der Janitscharen, die ihn sehr fürchteten, in der Nacht die Stadt verließen und sich nach Neu=Arschowa flüchteten. Ihre Köpfe wurden bald nachher ins Lager gebracht. Bekir hielt dadurch seinen Auftrag für erledigt und befahl den Truppen, in ihre Heimath zurückzukehren.

Die Serbier bezeugten dazu keine besondere Neigung, weil noch kein Statthalter ernannt, überhaupt keine regelmäßige Verwaltung gesichert war. Denn die Autorität des Pascha von Belgrad wurde von den türkischen Besatzungen der andern Festungen nicht anerkannt und die Zitadelle jener Stadt selbst hielt ihre Thore vor ihm verschlossen. Hätten unter solchen Umständen die Serbier die Waffen niedergelegt, so wären sie unfehlbar wieder unter das Joch der Pforte gerathen, oder unter das eines andern Unterdrückers. Da nun Bekir mit seinen Truppen die Provinz verließ und die Bevölkerung derselben von ihm keine weitere Unterstützung zu gewärtigen hatte, setzte sie den Krieg im Kleinen gegen die Anhänger der Dahis so lange fort, bis der Diwan dem Pascha von Nissa den Befehl zukommen ließ, in Serbien einzudringen, um die Bevölkerung zu entwaffnen. Der letzten blieb also nichts übrig, als sich zu unterwerfen, oder der Pforte sich zu widersetzen.

Ihr Entschluß konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. Der Aufstand

wurde bald allgemein und fast immer blieben die Serbier siegreich. Der Kampf gedieh endlich zu einer so großen Entwickelung, daß Czerny Georg ein türkisches Heer von 30,000 Mann in offner Feldschlacht schlug. Bald nachher griff er Belgrad an und nahm es ein. Die übrigen Festungen wurden erstürmt, oder mußten sich ergeben. Schon 1807 waren die Serbier wieder in Besitz ihres ganzen Landes. Sie konnten aber nicht offen mit der Türkei brechen, ohne sich unter den Schutz einer andern Macht zu begeben. Rußland, damals im Kriege mit der Pforte, versprach ihnen zwar Unterstützung, schickte ihnen dieselbe aber erst, als sie ihr Land von den Türken schon befreit hatten.

In dem Feldzug von 1809 bemächtigten sich die Serbier einiger außerhalb ihrer Grenzen gelegnen Plätze, und Czerny Georg bemühte sich, eine Verbindung zwischen Serbien und Montenegro (dessen Grenzen nur sechszehn Stunden von dem ersten entfernt waren) durch die Wegnahme von Novy-Pazar zu bewerkstelligen. Wäre dies Unternehmen gelungen, so hätten sich die wichtigsten Folgen geboten, weil alsdann die Serbier vom adriatischen Meere her mit allem, was sie brauchten, sich hätten versorgen können, des moralischen Einflusses nicht zu gedenken, der sich dadurch hätte feststellen lassen. Leider ließ sich dieß Vorhaben nicht in Ausführung bringen und die Folgen, welche man davon erwartete, blieben ebenfalls aus.

Indeß hatten die Türken in den Feldzügen von 1809, 1810 und 1811 so große Verluste erlitten, daß sie sich erboten, Serbien als ein beinahe ganz selbstständiges Fürstenthum anzuerkennen und ihm eine Verwaltung zuzugestehen, die Aehnlichkeit mit jener der Moldau und Wallachei haben und von einer europäischen Macht, mit Ausnahme Rußlands, garantirt sein sollte. Sie verlangten dagegen nichts, als den Durchmarsch der bosnischen Truppen. Czerny Georg erklärte: „daß er nur mit Zustimmung seiner Bundesgenossen unterhandeln würde.“ Da nun Rußland gegen den Vertrag sich erklärte, wurde er ohne weiteres abgelehnt.

Durch den Frieden von 1812, den Rußland, in Folge des Einbruches der Franzosen in sein Reich, mit der Pforte schloß, wurden, allem Anscheine nach, die Interessen Serbiens aufgeopfert. Denn nicht

allein war in diesem Friedens-Vertrag mit keinem Worte die Rede von der den Serbiern zugestandnen fortwährenden Bewaffnung, es wurde sogar durch den Artikel VIII. festgestellt, daß alle von diesen errichteten Vertheidigungs-Werke geschleift und die Festungen von den Türken wieder besetzt werden sollten. Von einer Entschädigung war nicht die Rede; einzig und allein wurde bestimmt, daß der jährliche Tribut, den Serbien zu bezahlen hätte, noch bezeichnet werden, und daß die innere Verwaltung den Einwohnern überlassen bleiben sollte.

Was vorauszusehen war, geschah. Bald nach dem Abschlusse des Vertrags von Bucharest brachen die Feindseligkeiten zwischen Serbien und der Pforte wieder aus. Man hoffte zwar, daß es zu gegenseitiger Verständigung kommen würde, weil die Serbier sich selbst überlassen waren, von Rußland keinen Beistand mehr zu erwarten hatten und die ersten sich bereitwillig gezeigt, nicht länger auf dem Besitz der Festungen zu bestehen. Die Türken verlangten aber eine vollständige Entwaffnung des ganzen Landes, was dessen Bewohner unmöglich zugestehen konnten. Der Krieg entbrannte also stärker als zuvor.

In Serbien hatte indeß Czerny Georgs Autorität festen Fuß gefaßt und sich allgemeine Anerkennung verschafft. Um so weit zu gelangen, hatte er sich genöthigt gesehen, einige seiner besten Generale zu beseitigen und an deren Stelle andere zu ernennen, die ihm zwar ergebener waren als jene, denen es jedoch eben so wohl an Kriegserfahrung, als an Einfluß auf ihre Untergebenen gebrach. Dadurch wurden die Bande gegenseitiger Zuneigung und alten Vertrauens, welche bisher bestanden, zerrissen und das Heer eines fast unwiderstehlichen Erfolgmittels beraubt.

Unter solchen, eben nicht erfreulichen Voraussichten wurde der Feldzug von 1813 eröffnet. Ihrem gewöhnlichen Operations-Plane gemäß, drangen die Türken auf drei verschiednen Punkten in das Land ein. Von Bosnien kam ein Heer, ein zweites über Nissa aus der Bulgarei, ein drittes der Donau entgegen von Widdin. Czerny Georg war noch im Innern des Landes mit der Bildung eines Reservekorps beschäftigt, als schon der Feind gleichzeitig von den drei Seiten ihn bedrohte. Es blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls drei Heere auszuschicken. Das an

die Donau beorderte war das schwächste, während grade auf dieser Seite das türkische sehr stark war. Aber an der Spitze des ersten befand sich Veliko, der serbische Achill. Dieser schloß sich mit wenigen Truppen in Negotin ein, machte häufige Ausfälle und verursachte dem Feinde nicht geringen Verlust. Dabei verminderte sich aber die Zahl der Seinigen, seine Munition ging zu Ende, und da er keine Verstärkung erhielt, sah er sich endlich zur Uebergabe genöthigt, was um so verderblicher war, da diese Festung allein das Innere Serbiens gegen das Vordringen des Feindes geschützt.

Dieser, dem sich kein weiteres Hinderniß entgegenstellte, verheerte das Land längs der Donau mit Feuer und Schwert. Furcht und Entsetzen gingen ihm voran, und die Reserve, welche Czerny Georg gebildet hatte, zerstreute sich, ohne vorher den Kampf zu wagen. Der Feind ging über die Morawa; die serbische Macht schien ihrem Ende nahe. Unter so verzweifelten Umständen blieb Czerny Georg und den andern Anführern nichts übrig, als sich selbst zu verbannen.

Ein einziger, Milosch Obrenowitsch, hatte den Muth, zu bleiben. Dadurch zog er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und wurde fortan die Hoffnung seines Vaterlandes. Seine ersten Bemühungen gingen dahin, das zersprengte Heer wieder zu sammeln; als er jedoch von der Unmöglichkeit sich überzeugte, dies Vorhaben in Ausführung zu bringen, unterwarf er sich dem Pascha von Belgrad, der ihn mit Auszeichnung aufnahm und sich um seine Mitwirkung zur vollkommnen Wiederherstellung der türkischen Oberherrschaft bewarb. Wirklich unterstützte Milosch einige Zeit die von den Ottomanen ergriffenen Maßregeln; da er aber bemerkte, daß sie gesonnen waren, ein ebenso tirannisches und blutiges Verfahren, als früher, zu verfolgen, bereitete er im Geheimen alle ihm zu Gebote stehenden Widerstands-Mittel vor.

Am Oster-Sonntag 1815 brach der von ihm geleitete Aufstand aus. Des Milosch Geschicklichkeit und Strenge, verbunden mit Gutmüthigkeit, machten ihn bei seinen Untergebenen beliebt, auch war er je nach den Umständen, verschlagen oder kühn, immer aber tapfer und beharrlich. Unter seiner Leitung gewannen die Serbier, mit Ausnahme von Belgrad und fünf andern, minder wichtigen Städten, den verlornen

Boden wieder und behaupteten ihn bis 1817, wo die Pforte gegen Milosch zwei Paschas aussendete, deren gegenseitige Eifersucht er benutzte, um mit dem einen Waffenstillstand zu schließen, in Folge dessen die Serbier bewaffnet bleiben, mit den Türken aber die Verwaltung des Landes theilen sollten.

Dieser Zustand der Dinge blieb zehn Jahre andauernd. Der Diwan hatte Milosch als das Haupt des serbischen Volkes anerkannt und ihn verantwortlich gemacht für die Erhaltung der Ordnung und Ruhe in Serbien. Die Bewohner dieses Landes durften ihre Waffen behalten, aber die Festungen waren von den Osmanli besetzt. Schon in den ersten Jahren hatte Milosch wegen der innern Verwaltung des Landes Unterhandlungen mit der Pforte angeknüpft, die 1821 durch den Aufstand Ypsilanti's in den Fürstenthümern und durch den Anfang der griechischen Staatsumwälzung unterbrochen wurden. Der Diwan, welcher besorgte, daß die Serbier ebenfalls sich erheben möchten, ließ die von ihnen nach Konstantinopel geschickten Abgeordneten verhaften, um sie als Geiseln für die Treue ihrer Landsleute zu bewahren.

Der russische Gesandte überreichte der türkischen Regierung im Mai 1826 eine Schrift, worin mehre Beschwerden angeführt waren, deren Abstellung verlangt wurde, insofern es nicht zum Kriege kommen sollte. Nach längern Unterhandlungen wurde endlich im Oktober desselben Jahres der Vertrag von Ackermann geschlossen, der hauptsächlich die innere Verwaltung der Moldau und Wallachei betraf, nächstdem aber noch einen Artikel enthielt, welcher bestimmte, daß die Serbien betreffenden Bestimmungen des Vertrags von Bucharest in Ausführung gebracht werden sollten. Ein Zusatz-Artikel besagte, daß die Pforte in Uebereinstimmung mit den serbischen Vertretern diejenigen Forderungen zu ordnen hätte, welche von Seite Serbiens geltend gemacht werden könnten.

Milosch wurde im Januar 1827 feierlich mit der Würde eines Fürsten von Serbien bekleidet und als solcher vom Volke anerkannt. Diese Würde sollte in seiner Familie erblich sein, weil man auf solche Weise die Einmischungen Rußlands in die serbischen Angelegenheiten am besten beseitigen zu können glaubte. Es kam nochmals zum Kriege zwi-

schen diesem letzten und der Türkei. Der Friede von Adrianopel machte ihm 1829 ein Ende, und es wurde dadurch festgestellt, daß die frühern Bestimmungen hinsichtlich Serbiens unverzüglich in Ausführung gebracht werden sollten. Demnach erschienen drei Firmane in den Jahren 1829, 1830 und 1833, wodurch verschiedene Punkte hinsichtlich der innern Verwaltung Serbiens geordnet wurden.

Es war darin bestimmt, daß mit Ausnahme von sechs Festungen, welche die Türken besetzt halten sollten, alle übrigen Beamtenstellen Eingebornen zu übertragen seien. Der Fürst erhielt das Recht, eine bewaffnete Macht zu halten, und der Tribut, welcher der Pforte jährlich zu entrichten war, wurde mit Einschluß des Zollertrags von Belgrad auf 2,300,000 Piaster (etwa 260,000 fl.) festgestellt. Milosch erhielt 1830 einen Berat, welcher also lautete:

„Da der gegenwärtige Fürst des serbischen Volkes, Milosch Obrenowitsch, unzweideutige Beweise seiner Treue gegeben, wird ihm auf Zeit Lebens die Würde eines Knesen von Serbien ertheilt. Nach seinem Tode soll diese Würde auf seinen ältesten Sohn übergehen, dann auf seinen Enkel und immerwährend in seiner Familie bleiben. Allein bei jeder Erledigung soll der kaiserliche Berat, welcher diese Würde ertheilt, auf's neue von der hohen Pforte ausgefertigt werden."

Obgleich Milosch und seine Verwaltung im Allgemeinen in Serbien beliebt waren, konnte es doch nicht fehlen, daß es auch einige Mißvergnügte gab, deren Wünsche nicht befriedigt worden. Als im Anfang die innere Ordnung noch nicht festgestellt war, hatte er mehrmals mit Strenge verfahren müssen, die man ihm später als Willkür ausdeutete. Wie dem auch sei, genoß er doch das Vertrauen der Mehrheit, und verdiente dasselbe um so mehr, da er selbst darauf hinarbeitete, die öffentliche Ordnung zu sichern und die Herrschaft des Gesetzes festzustellen.

Indeß hatte er sich so sehr an unbeschränkte Herrschaft gewöhnt, daß, als Wünsche laut wurden, die Rechte und Freiheiten des Volkes festzustellen, er darüber unwillig werden mußte. Die von ihm angestellten Beamten selbst, welche ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet, wurden immer unzufriedener, weil sie am ersten bemerkten, wie sehr Milosch sich bemühte, alle Gewalt an sich zu reißen und sie mehr und

mehr von sich abhängig zu machen. Sie verglichen ihre Lage mit jener der Bojaren in der Moldau und Wallachei, denen bedeutende Besitzungen überlassen worden, während sie ganz von der Gnade und der sehr geringen Freigebigkeit ihres Fürsten abhängig geblieben waren.

Die aus solchen Beweggründen entstandene Unzufriedenheit kam schon 1835 zum Ausbruch. Der Aufstand wurde jedoch leicht unterdrückt und Serbien eine Staatsverfassung ertheilt, welche die benachbarten Mächte als beinahe zu freisinnig betrachteten. Allein weniger deswegen, als wegen ihrer übrigen zahlreichen Verstöße, konnte diese Verfassung im Volke nicht Wurzel fassen, wurde mehr und mehr vernachlässigt, und Milosch kehrte bald zu seinem frühern Regierungs-Verfahren zurück. Durch seinen unvorsichtigen Versuch hatte er jedoch sich einen viel gefährlichern Gegner erweckt, als die Beamten-Opposition, nämlich den neuerungssüchtigen Geist des Volkes.

Beim Ausbruch der griechischen Staatsumwälzung wurde Milosch aufgefordert, sich ebenfalls gegen die Pforte zu erheben, was zu thun er sich jedoch standhaft weigerte. Auf gleiche Weise benahm er sich, als der Krieg zwischen Rußland und der Pforte im Jahr 1827 zum Ausbruch kam. Auf Seite des ersten wurde nun sein Sturz beschlossen und folgendermaßen in Ausführung gebracht:

Die Nichtvollstreckung der in der Verfassungs-Urkunde festgestellten Bestimmungen hatte diejenigen nicht entmuthigt, welche die Macht des Fürsten beschränkt zu sehen wünschten. Sie vernachlässigten keine Gelegenheit, beim Diwan darauf hinzuwirken, daß die Regierungsform in Serbien in verschiedenen Punkten verändert werden müsse. Der russische Gesandte unterstützte sie dabei nach Kräften und ruhte nicht eher, als bis im Dezember 1838 ein Firman erschien, welcher die Verfassung Serbiens herstellte. Durch dies organische Statut wurde dem Fürsten zwar die vollstreckende Gewalt gelassen, die Gesetz-Gebung jedoch einem Konzil oder Senat anvertraut. Diese Versammlung sollte aus siebenzig Mitgliedern bestehen. Jeder der siebenzig Bezirke, in welche das Land sich scheidet, sollte ein solches zu ernennen haben. Dem Fürsten stand das Recht zu, unter den angesehensten Einwohnern diejenigen zu bezeichnen, welche zu wählen seien, aber die Gewählten konnten nicht

mehr abgesetzt werden, insofern sie nicht eines Vergehens gegen die Gesetze und Anstalten des Landes sich schuldig gemacht. Kein neues Gesetz sollte angenommen, keine neue Abgabe ausgeschrieben werden, insofern der Senat sie nicht vorher genehmigt hatte. Obgleich der Firman nicht bestimmte, daß der Fürst bei allen Berathungen des Senats seine Stimme geltend zu machen habe, wurde dies doch als ein ihm natürlich zustehendes Recht betrachtet.

Unmöglich konnte Milosch ohne Widerstand solchen Verfügungen sich unterwerfen, welche ihn aus einem unumschränkten Herrscher zu einem Dogen machten, dessen Gewalt kaum so groß als die jenes zu Venedig blieb. Es war noch nicht ein halbes Jahr vergangen, als er beschloß, durch einen Staatsstreich des Senats sich zu entledigen. Sein Versuch mißlang, und er sah sich den 13. Juni 1839 genöthigt, zu Gunsten seines ältesten Sohnes Milan abzudanken. Dieser, dessen Gesundheit äußerst schwankend war, starb schon im nächstfolgenden Juli, und da er keinen Sohn hatte, ging die Souverainität auf seinen jüngern Bruder Michael über.

Indeß war man gegen die Obrenowitsch mißtrauisch geworden; auch war Michael noch nicht volljährig, und befand sich bei seinem Vater, der in Verbannung lebte. Demungeachtet wurde er zum Fürsten ausgerufen. Sein Vater weigerte sich aber, ihn nach Serbien reisen zu lassen, widerrief seine Abdankung und verlangte für sich selbst die Wiedereinsetzung in seine Würde. Der Senat erklärte nun, „daß, wenn Michael nicht binnen einer bestimmten Zeit eintreffe, er zu einer neuen Wahl schreiten werde.“ Milosch ließ nun seinen Sohn zwar reisen, arbeitete jedoch, unterstützt von seiner ehrgeizigen Gemahlin Lubitzka, unaufhörlich darauf hin, sich neue Anhänger zu erwerben.

Zu Ende 1839 wurde Fürst Michael, der kurz vorher sechszehn Jahr alt geworden, mit dem fürstlichen Kaftan von seinem Oberherrn, dem nicht ältern Sultan Abdul Medschid, bekleidet und für volljährig erklärt. Es wurden ihm zwei Räthe beigegeben, welche die öffentliche Verwaltung zu überwachen hatten. Diese beiden Räthe waren der talentvolle und erfahrungsreiche Petroniewitsch, welcher unter Milosch den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten

bekleidet hatte, und **Wutchitsch**, Oberbefehlshaber des serbischen Heeres. Nebst **Jefrem Obrenowitsch**, dem Bruder des Fürsten Milosch, hatten beide die Regentschaft gebildet, welche während des Zeitraums zwischen der Abdankung des Milosch und der Einsetzung des neuen Fürsten an der Spitze der Verwaltung sich befunden.

Obgleich jene beiden Männer, deren Namen in neuester Zeit so oft genannt worden, der Familie Obrenowitsch eigentlich sehr ergeben waren, hatten sie doch dem willkürlichen Verfahren des Hauptes derselben sich widersetzt und man wußte, daß sie nie zu seiner Zurückberufung ihre Einwilligung geben würden. Deßhalb wurde denn auch ihre Ernennung von den Anhängern des Fürsten Milosch um so mehr mit Mißfallen aufgenommen, da Jefrem Obrenowitsch ihnen nicht mehr beigesellt worden.

Ein Aufstand, der im Mai 1840 zum Ausbruch kam, nöthigte die beiden Minister, auf ihre Aemter zu verzichten. Sogleich ernannte die Pforte einen Beauftragten, der, unter dem Beistand des russischen Konsuls, die Ursache dieser Bewegung erforschen sollte. Zur Sicherung der öffentlichen Ruhe wurden alle Personen, welche in die Sache verflochten waren, aufgefordert, für einige Zeit das Land zu verlassen. Petroniewitsch und Wutchitsch gehorsamten dieser Verfügung und zogen sich zurück. Allein während ihres Aufenthalts zu Konstantinopel verschlimmerten sich die Sachen in Serbien so sehr, daß man allgemein eine direkte Einmischung Rußlands befürchtete.

Es ist hier an seiner Stelle, einige Worte zu sagen über den Einfluß, den die russische Regierung auf Serbien ausübt. Dieser Einfluß war Anfangs sehr natürlich, weil nicht allein eine große Aehnlichkeit zwischen der russischen und serbischen Sprache besteht, sondern auch, weil beide Völker zu einer und derselben Kirche sich bekennen. Die Serbier betrachteten also ursprünglich die Russen als ihre Bundesgenossen und standen immer in freundschaftlichem Verkehr mit denselben. Erst seitdem in neuester Zeit die russische Politik sie gewissermaßen aufopferte, indem sie die Serbier sich selbst überließ, wurden diese mißtrauischer und gingen nach und nach von dem Gedanken ab, daß alles Heil ihnen von Rußland kommen müsse.

Der junge Fürst Michael war von jeher ein großer Bewunderer der russischen Sitten und Staatsanstalten gewesen. Er umringte sich mit Leuten, die unbedingt seine Grundsätze theilten. Zu Anfang 1841 kam es zu ernstlichen Unruhen unter den christlichen Bewohnern der Bulgarei, bei welcher Gelegenheit der Diwan zu der Ueberzeugung gelangt sein wollte, daß der Aufstand durch russische Agenten betrieben worden, welche die Fürstin Lubitzka und Fürst Michael geschickt, um die Bulgaren (unter dem Vorwand, daß man sie von Serbien kräftig unterstützen werde) zu einer möglichst allgemeinen Empörung zu vermögen. Nicht ohne Blutvergießen wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Der Antheil, den Fürst Michael an dieser Verschwörung genommen, zog ihm den Unwillen der türkischen Regierung und das Mißfallen des östreichischen Kabinets zu, welches letzte die Bestrebungen Rußlands, seine Herrschaft am rechten Donau-Ufer festzustellen, sehr ungern sah. Die unbesonnene Ergebenheit, welche Michael für Rußland gezeigt, und die beständigen Umtriebe seiner Mutter, wodurch sie die Wiedereinsetzung ihres Gemahls, des Fürsten Milosch, zu erzielen hoffte, wendeten von dem ersten das Zutrauen seiner Unterthanen ab, und machten ihn selbst zuerst mißtrauisch, dann grausam. Mehre Hinrichtungen folgten rasch auf einander; er brachte sogar die seit Langem abgeschaffte Folter wieder in Wirksamkeit.

Um die Mitte des Jahres 1842 erhielten Petroniewitsch und Wutschitsch die Erlaubniß von der Pforte, nach Serbien zurückzukehren. Sie waren noch nicht nach Belgrad gelangt, als der letzte im Namen des Volkes aufgefordert ward, das Land von Michaels Tirannei zu befreien. Bei seiner Ankunft in Kragujewatz wurde der General von den in der Umgegend befindlichen Truppen als Befreier begrüßt. Zahlreiche Anhänger eilten von allen Seiten herbei und schworen zu seiner Fahne. Er marschirte gegen Belgrad. Michael rückte ihm entgegen, wurde aber auf's Haupt geschlagen, und sah sich genöthigt, Serbien zu verlassen.

Es bildete sich nun eine vorläufige Regentschaft, an deren Spitze Petroniewitsch, Wutchitsch und einige Andere gestellt wurden. Diese forderten Michael auf, nach Belgrad zurückzukommen; da er aber we-

der eine Antwort ertheilte, noch selbst erschien, wählten sie einen andern Fürsten. Bei einer allgemeinen Volksversammlung, in der Nähe von Belgrad, war die öffentliche Meinung so entschieden gegen die Familie Obrenowitsch, daß kein Mitglied derselben in Vorschlag gebracht werden durfte. Dagegen hätte man es gern gesehen, wenn Petroniewitsch oder Wutchitsch sich hätten wählen lassen. Diese lehnten jedoch alle Anträge ab, weil sie vor allem an dem Grundsatze der Erblichkeit festhalten wollten. Deshalb deuteten sie zwei Nachkommen Czerny Georgs als allein befähigt an.

Der älteste davon war Alexander, des eben genannten zweitältester Sohn, ein Mann von etwa vierzig Jahren, und der jüngere des ersten Enkel, Georg, ein Sohn von Alexanders älterem Bruder, welcher letzte kurz vorher gestorben war. Dieser Georg war zwischen sechszehn und siebenzehn Jahr alt. Die verwickelten Umstände, in welchen Serbien sich befand, machten es wünschenswerth, daß ein erfahrner Mann gewählt würde und Alexander wurde deshalb zum Fürsten ernannt. Der Diwan, vor allem wünschend, daß Serbien ruhig bleibe und Rußland keine Gelegenheit finde, sich in die innern Angelegenheiten dieses Landes zu mischen, genehmigte die Wahl, während Oestreich, das die Ansprüche des Fürsten Milosch unterstützt hatte, sie nicht gern sehen konnte. Die Fürstin Lubitzka brachte es durch ihre Vorspiegelungen bei dem französischen und britischen Konsul nicht allein dahin, daß diese einen ganz unrichtigen Bericht über die letzten Ereignisse an ihre Regierungen abstatteten, sondern auch, daß sie so weit sich vergaßen, gegen die in Serbien de facto bestehende öffentliche Verwaltung zu protestiren, weshalb der britische Konsul später einen scharfen Verweis erhielt.

So lange die andern Mächte unter den obwaltenden Umständen feindselig gegen die Volksbewegung in Serbien auftraten, verhielt sich Rußland ruhig und ließ gewähren. Es begnügte sich damit, diesen Mächten das Recht streitig zu machen, in der Sache einzuschreiten, und nahm das Schutzrecht über Serbien ausschließend für sich in Anspruch. Als jedoch der Zustand des Landes besser bekannt war, als die englische Regierung von ihrem Gesandten in Konstantinopel einen Bericht er-

hielt, der in allen Punkten von dem ihres Konsuls in Belgrad abwich, als Oestreich bemerkte, daß Milosch keinen solchen Anhang mehr habe, um auf seine Wiederernennung sich Rechnung machen zu dürfen, als es endlich erwiesen war, daß Serbien einer vollkommnen politischen Ruhe sich erfreute, änderte Rußland plötzlich sein Benehmen und offenbarte nun seine eigentlichen Gesinnungen in Betreff der letzten Neugestaltung Serbiens.

Die weitere Entwickelung dieser wichtigen und interessanten Angelegenheiten soll in einem zweiten Artikel in Erörterung gestellt werden.

Karakteristik der Zeit.

Gespräche und Glossen auf verschiedenen Rheinfahrten, über vaterländische und andere Zustände.

Viertes Gespräch.

„Sie starb, versehen mit den Heilsmitteln der katholischen Kirche, an Entkräftung, in ihrem so und so vielsten Jahre.“ — Diese Anzeige, welche man seit zwei oder drei Jahren in verschiedenartigen Formen in den öffentlichen Blättern am Rhein und in Westfalen liest, scheint nicht recht begriffen von denen, welche sie einrücken lassen. Es dürfte vielleicht nicht ungeeignet sein, das öffentliche Begriffsvermögen auf das Mißverständniß aufmerksam zu machen, welches dadurch entstehen kann, indem durch obige Wortfügung grade das Gegentheil von dem ausgedrückt wird, was man sagen will. Denn die Entkräftung, welche den Tod nach sich gezogen, den Heilsmitteln zuzuschreiben, würde heißen, einer Religions-Spötterei sich schuldig machen, ein Vergehen, dessen die Verfasser jener Anzeigen auf keinen Fall sich schuldig machen wollten.

Auf diese an sich ganz richtige Bemerkung des Herrn B. entgegnete ein andrer unsrer Reise-Gefährten, den ich erst später näher kennen lernte: „Die leidige Schulgelehrsamkeit (Pedanterei) hat unsre

deutsche Mutter-Sprache in ein solches Labyrinth verwandelt, daß ein geborner Deutscher nur mit Mühe, ein Fremder aber gar nicht darin sich zurecht finden kann. Diese Pedanterei, um sich ein recht gelehrtes Ansehn zu geben, um überklug zu scheinen, mischt eine Menge fremder Wörter und Bezeichnungen in ihre Redeweise, welche diese letzte dem großen Haufen unverständlich und zu einer Art Rothwelsch machen, welche Zigeuner oder Juden nicht „barocker" hätten erfinden können.

„Die unausbleibliche Folge einer unklaren Sprache aber ist eine verworrene Anordnung der Redeform, welche häufig etwas ganz Anderes ausdrückt, als was sie eigentlich sagen will. Der Beweis davon liegt unter andern in der oben erwähnten Anzeige, welche sagen wollte, „daß die betreffende Frau zwar, in Folge ihres hohen Alters, an Erschöpfung ihrer körperlichen Kräfte, aber geistig gestärkt durch die Heilsmittel der Kirche, gestorben sei," und nicht: daß diese Heilsmittel eine Entkräftung veranlaßt, welche den Tod nach sich gezogen, wie die Anzeige besagt. Oeffnen Sie das erstbeste deutsche Buch, und Sie werden darin Wortfügungen wie nachstehende finden:

„„N. N., dies Emporium eines Universal-Verkehrs, der in kommerzieller Beziehung etonnante Resultate bietet und den eklatantesten Beweis gibt, wie progressiv unsre soziale Developpirung sich gestaltet [1].""

„Man lade einen Franzosen oder Briten ein, diese barbarische Wortfügung getreu wiederzugeben, und er wird mit Achsel-Zucken gestehen, daß er es nicht vermöge. Man kann keine Zeitung, kein öffentliches Blatt zur Hand nehmen, ohne fast in jeder Zeile auf ein fremdes, in die deutsche Sprache eingeschmuggeltes Wort zu stoßen. Und, merkwürdig genug, oft ist der sogenannte „konventionelle" Sinn dieser Worte nicht einmal der, welchen sie in der Sprache, der man sie entnommen, wirklich ausdrücken. So schreiben unsre Sprach- und Schrift-Verderber beständig „vag" statt vague oder vaguement, und bedienen sich dieses „vag" zur Bezeichnung von Umständen oder Ver-

[1]) Vergl. Ritter, Erdkunde 2c. 2c.

schlingungen, die nichts weniger als vague sind. Sie wissen also selbst nicht, was sie sagen, und das fremde, unverstandne Wort ist ein leeres Spielzeug, dessen sich ihre Leerheit bedient."

— Sie haben vollkommen Recht, bestätigte Herr S., und Ihre Rüge ist leider nur zu gegründet. Ich kenne einen öffentlichen Lehrer der deutschen Sprache, in dessen Munde jedes dritte oder vierte Wort ein verstümmeltes fremdes, mit der lächerlichsten Betonung ausgesprochenes ist. So sagt er z. B. zu seinen Schülern: „Wenn Ihr so kontinuirt und Euch über alles moquirt, oder Euch mit Euern Lehrern brouillirt, wird es nicht manquiren, daß Ihr bei Euerm Examen nicht reuissirt."

Man gebe diese kauderwelsche Wortfügung eines deutschen Sprachlehrers dem erstbesten jungen Briten zu übersetzen, und er wird erklären, daß es ihm unmöglich sei, weil er alle diese Worte: kontinuiren, moquiren, brouilliren, manquiren, Examen, reuissiren ꝛc., vergebens in jedem deutschen Wörterbuche gesucht. Warum aber stellt man Menschen, die ihre Muttersprache nicht richtig sprechen können, als öffentliche Lehrer derselben an? Der durch solche verschrobene Individuen in den Verstandes-Kräften und Begriffen der Schüler veranlaßte Schaden ist größer, als man glaubt.

„Ich habe letzthin in mehren öffentlichen Blättern die Geschichte von einem französischen See-Abenteurer gelesen," sagte Herr B., „dessen Gewandtheit dadurch hervorgehoben werden sollte, daß er das „Terrain" auf dem offenen Meere genau kenne. So etwas läßt sich wohl im Französischen sagen, aber es im Deutschen auf dieselbe Weise wiederzugeben, ist abgeschmackt, weil man sich unter Terrain festen Boden denkt, der auf offener See natürlich nicht vorhanden ist."

— Auch diese Rüge ist bitter, aber leider verdient, entgegnete Herr S. Wir sind mit unsrer von Jugend auf erlernten Sprach-Verderbung so weit gediehen, daß wir nicht mehr wissen, wie schlecht und widersinnig wir sprechen. Man lacht über den ehrlichen Berliner, der in Gegenwart der bei ihm einquartirten Franzosen zu seiner Frau sagte, sie solle, um Ruhe zu haben, nur thun, was die infamen Kanaillen verlangten. Als die fremden Gäste mit den Ausrufe: „Was wir,

infames canailles!“ ihn durchprügelten, bemerkte er schmerzlich: „Jetzt sage mir Niemand mehr, daß die Franzosen nicht deutsch verstehen!“ Wir lachen über solche Aeußerungen, während fast keine Minute vergeht, wo uns nicht eine ähnliche entschlüpft.

— Wie ist da zu helfen? fragte Herr S. — Sind die meisten der heutigen öffentlichen Lehrer in der oben gedachten Verschrobenheit nicht alt und grau geworden?

„Ich sehe kein andres Mittel,“ erwiederte Herr B., „als eine Schullehrer-Schule, worin jungen Leuten vor Allem im Deutschreden und Deutschschreiben Unterricht zu ertheilen ist. Keine Deutschthümelei, kein Haschen nach lächerlicher Umschreibung solcher Worte, welche bei uns seit langem gebräuchlich und gewissermaßen deutsch geworden sind, wie Truppen, Armee, General und tausend andere. Man verbanne dagegen den Mißbrauch solcher Worte, die fremden Sprachen, besonders der französischen, ganz unnöthiger Weise entnommen sind und deren Gleichbedeutung die deutsche Sprache bietet. Kann man denn nicht eben so gut und Jedermann verständlich die oben angedeutete Stelle in den Worten geben: „„N. N., dieser Hauptheerd eines allgemeinen Verkehrs, der in Handelsbeziehung erstaunliche Ergebnisse bietet und den überzeugendsten Beweis gibt, wie fortschreitend unsre gesellschaftliche Entwickelung sich gestaltet.““

„Freilich kann man das, versicherte Herr B. Aber unsere Pedanten (zu deutsch Schulfüchse) werden steif und fest behaupten, daß die Wortfügung (Frase), wie sie im ersten Fall gegeben worden, viel tiefer, ausdrucksvoller, schöner und verständlicher sei, als im letzten. Also sind wir so weit gediehen in unsrer Sprach- und Begriffs-Verderbung, daß eine und dieselbe Sache uns edler und schöner dünkt, wenn wir dieselbe durch ein Fremdwort bezeichnen können ....“

— Grade deshalb aber, rief mit Unmuth Herr S., gelangen verkehrte Begriffe immer mehr zur Tages-Ordnung. Von Jugend an werden sie den armen Deutschen absichtlich eingelernt. Sie alle wissen, meine Herren, wie widersinnig die heutige Erziehung ist. Fragen Sie einmal das Echo der gesunden Vernunft: „Wie erzieht man das weibliche Geschlecht?“ und es wird Ihnen die letzte Sylbe ihrer Frage als

Antwort zurückgeben: „schlecht.“ Eltern und Erzieher scheinen ganz aus den Augen verloren zu haben, zu welchem Zwecke das Weib von der Natur bestimmt ist, worin dessen Hauptaufgabe besteht. Dieser Zweck aber ist: das Mädchen soll zugleich kräftig sein und schön, um dem Manne zu gefallen und eine gesunde, starke Nachkommenschaft zu erzielen. Das Mädchen soll seine Jugend in Unschuld, Heiterkeit und Erlernung derjenigen Dinge zubringen, welche für sein ganzes übriges Leben, für seine Bestimmung als liebende Gattin, verständige Hausfrau und treffliche, für ihre Kinder über alles sorgende Mutter erforderlich sind.

Ist das aber heut zu Tage der Fall? Betrachten Sie nur die madamen- oder vielmehr matronenartig steif geputzten jungen Mädchen, mit ihren bleichen Gesichtern, ihren schmalen Schultern, ihrer schwindsüchtigen Brust und ihrem ganzen unnatürlich abgemagerten Körperbau, dem die seltsamsten, oft unschicklichsten Ausstopfungen eine gewisse Rundung an Theilen verleihen müssen, die, wenn sie wirklich an denselben vorhanden wäre, das Weib zu einer Mißgestalt machen würden. Eine solche widersinnig herausgeputzte Puppe, an der nichts Natürliches, beinahe nichts Menschliches mehr ist, bewegt sich wie an einem Drathzuge, mit einer Ungelenkigkeit, die sie zwanzig Jahre älter scheinen läßt, als sie ist.

Sieht man ein solches Wesen, mit Sonntagsstaat überdeckt, in einiger Entfernung, so geräth man in Versuchung, es für eine jener ausgestopften Figuren zu halten, worauf die Mode-Händlerinnen in größern Städten ihre Waaren zur Schau zu stellen pflegen. Der Hut dient nicht zum Schmuck und Schutz des Kopfes, zur geschmackvollen Umrahmung und wohlverstandenen Hervorhebung jugendlich-lieblicher Züge, sondern nur dazu, um dem kalten, langgezogenen Gesichte ein noch befremdenderes Ansehn zu verleihen. Ein ungeheures Umschlagetuch, glatt von der Schulter bis zur Erde hinabhängend, verwandelt die schlankste Gestalt in eine plumpe, dicht umwickelte Mumie, einzig und allein, um die geschmacklose Buntscheckigkeit der Farben recht auffallend zu machen. Das Kleid endlich, unten schlampig und nachschleppend, weit abstehend über einen Unterrock, der ringsum mit Fischbein

oder mit Stricken besetzt ist, dient bei Frauen und Mädchen des Mittelstandes, selbst bei denen der untern Klassen, als Straßenreinigungs-Maschine, unter deren geheimnißvollen Bau Staub und sonstige Schmutzgegenstände aufgesammelt werden.

Eine „Dame" dieser Art, die Gattin eines Gewürzkrämers, schleifte letzthin unter ihrem acht Pfund schweren Gewande (welches sie unten bis auf eine Höhe von zwei Fuß mit ihrer vier Klafter langen Waschleine besetzt hatte, die jeden Sonnabend eingenäht und jeden Montag wieder abgetrennt wurde, um im Laufe der Woche die häusliche Wäsche darauf zu trocknen) durch zwei oder drei Straßen eine todte Katze, welche zufällig unter den schweren Unterrock gerathen war und in die etwas locker angenähte Wäschleine sich verstrickt hatte.

Solch ein Unterrock, der nur dadurch, daß er stark um die Hüften festgezogen wird, vor dem Hinabfallen gesichert werden kann, schneidet gewöhnlich in jene ein und macht sie im gelindesten Falle blutrünstig. Man würde über Barbarei schreien, und mit Recht, wenn es irgend einem Tirannen einfiele, zu befehlen: alle Frauen und erwachsene Mädchen sollten mit acht Pfund schweren Untergewändern gekleidet sein, dabei Hüte tragen, welche ihnen das Genick verdrehen und Zeugschuhe mit Sohlen, die kaum eine halbe Linie dick wären, so daß man jedes Steinchen auf seinem Wege gleich einem stechenden Messer verspüren könne. Allein was kein Tirann, wäre er auch noch so abgeschmackt, zu befehlen wagen würde, das befiehlt eine noch viel abgeschmacktere Tirannin, die Mode, und kein Weib wagt es, ihren Vorschriften sich zu entziehen.

„Und man glaube nicht, fügte Herr B. hinzu, daß eine widersinnige Kleidung nicht einen bemerklichen Einfluß auf Gemüth, Herz und Verstand des weiblichen Geschlechts ausübe. Eine steif geputzte, maschinenartige Glieder-Puppe muß nothwendigerweise auch steif denken und fühlen. Ihr geschmackloser Putz verdirbt den natürlichen Geschmack, und bringt sie endlich so weit, daß sie, was in unsern Tagen augenscheinlich geworden, das Häßlichste für schön hält, ja sogar die Unreinlichkeit, welche der unvermeidliche Tod jeder weiblichen Schönheit ist, lieb gewinnt, indem sie ihre Unterkleidung in einen Kloak ver-

wandelt, worin aller Gassen-Kehrigt aufgespeichert wird. Verschwendung wird alsdann ein Gesetz der Nothwendigkeit, weil es unmöglich ist, von Schmutz und Staub grau gewordene Kleidungsstücke länger als einen, höchstens zwei Tage zu tragen, während man mit einem vernünftigen Anzuge sie nur allwöchentlich zu wechseln brauchte, und sie bei weitem nicht so sehr verderben würde, wie es jetzt auf die muthwilligste Weise geschieht."

„Was ist die Folge davon?" fragte der früher erwähnte Unbekannte. „Gehört eine solche Glieder-Puppe dem Mittelstande an, oder hat sie kein großes Vermögen, um ihrer Verkehrtheiten und Vergeudungen ungeachtet einen Mann zu bekommen, so ist durch die abgeschmackte Erziehung, welche sie erhalten, ihr ganzes Dasein verpfuscht. Sie ist vorausbestimmt, als alte Jungfer zu sterben, oder dem Laster und mit demselben der Schande, der öffentlichen Verachtung, dem Tode im Spital sich zu widmen.

„Denn welcher Mann, insofern er nicht geradezu ein Tropf oder ein Schurke ist, von denen der eine nicht zu denken und der andere nicht zu fühlen vermag, darf unter den obwaltenden Umständen sich unterfangen, ein vermögenloses oder wenig bemitteltes Mädchen zu ehelichen, das ihm nicht nur auf keine Weise nützlich, in Führung des Hauswesens und der Kinderzucht, sondern gradezu schädlich werden muß. Jeder, der nur irgend rechnen gelernt hat, begreift, daß ein Einkommen von sechshundert bis tausend Thalern käum hinlänglich ist, eine Haushaltung nothdürftig zu erhalten und die unentbehrlichsten Kleidungsstücke anzuschaffen. Womit soll nun der theure Staat der „gnädigen Frau" Lieutenantin, Viehdoktorin oder Unter-Gränzsteuer-Revisionsschreiberin bestritten werden? Wo soll das Geld herkommen zu den kostspieligen Vergnügungen, den Spazierfahrten, Kaffee- und Thee-Gesellschaften, Bällen, dem Abonnement für Theater und Konzerte und ähnliche durchaus überflüssige Dinge, woran das „Fräulein" sich gewöhnt hat und die ihr zu unerläßlichen Nothwendigkeiten geworden sind, deren Entbehrung sie als Frau unglücklich, mithin zur Qual ihres Mannes und zur Verderberin der Familien-Wohlfahrt macht?

„Dieser letzte Fall tritt um so unvermeidlicher ein, da die jungen Mädchen die Kunst wohl gelernt haben, Geld auf die leichtsinnigste und albernste Weise zu verschwenden, nicht aber, es zu erwerben. Daher sieht man sie denn auch, nach dem Tode wenig bemittelter Eltern, besonders wenn der Vater dem Beamten- oder Militär-Stande angehörte, in die bitterste Armuth und Hoffnungslosigkeit versinken. Da sie nichts gelernt haben, was zum Gedeihen des Hauswesens unerläßlich gehört, nämlich Kochen, Nähen, Kleidermachen, Stricken u. dgl.; oder mit andern Worten: Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit, verstehen sie auch nicht ein Hauswesen zu leiten und werden die Spielbälle verschmitzter Dienstboten, welche sie mit Nichtachtung und Hohn behandeln und ihre unbewanderte Herrschaft auf alle mögliche Weise betrügen.

„Das armselige Piano- oder Guitarrespiel, welches die jungen Mädchen mühsam erlernt, und der Fistelgesang, worin sie Meisterschaft errungen zu haben glauben, verbunden mit einer unbändigen, bacchantischen, Gesundheit und Schönheit vernichtenden Tanzfertigkeit, — das sind die Haupttalente und Fähigkeiten, worauf sie sich das meiste einbilden. Hätten sie die geringste Einsicht, so müßten sie sich überzeugen, daß solche Fähigkeiten nur verderblich für sie sind. Können sie nächstdem noch ein wenig sticken, zeichnen, oder gar malen und etwas französisch plappern, so halten sie sich für Muster der Vollkommenheit und blicken mit Verachtung auf alle diejenigen herab, welche von Zeit zu Zeit einen Strickstrumpf zur Hand nehmen, oder, proh pudor! gar darum sich kümmern, wie man eine Suppe kocht. Die Beklagenswerthen! wie sehr werden sie es später bereuen, daß sie nicht gelernt haben, eine Suppe zu kochen. Das Dienstboten- oder Armenhaus-Brod, welches sie in ihrem Alter essen müssen, schmeckt ihnen um so bitterer, je öfter sie sich sagen, daß sie mit Gatten und Kindern gute Braten verzehren könnten, wenn sie solches Genusses durch ein verständiges Benehmen sich würdig gemacht hätten. Wie oft wünscht da das welke, freudenlose, alte Mädchen die bei früherer Vergeudung verschmähten Genüsse sich zurück. Denn es gab eine Zeit, wo an der verschwenderisch bedeckten Tafel, in Gasthäusern oder Bädern, ihr das Beste nicht gut

genug war, wo ihre Zimperlichkeit nicht zuließ, daß der edle Rheinwein ihre Lippen netzte und nur Champagner ihr einen beifälligen Blick ablocken konnte. Die kurze Täuschungszeit der sinnlichen Vergnügungen geht für die Mädchen unsrer Tage zu schnell vorüber. Was in frühern Zeiten erst nach langjähriger Ehe, und nachdem ihre Kinder bereits herangewachsen waren, die Hausfrau ein- oder zweimal zu genießen sich erlaubte, darauf machen jetzt die Mädchen in hellen Haufen Jagd, das genießen sie, oder glauben es zu genießen, und zwar nicht ohne sehr bemerklichen Nachtheil für ihr sittliches und körperliches Dasein."

„Wären die Eltern weniger verschroben, erinnerte Herr B., die Kinder, namentlich die Mädchen, würden es auch weniger sein. Alles aber geht von der verderblichen Ursache aus, mehr zu scheinen, als man ist. Diesem fürchterlichem Baal wird alles zum Opfer gebracht: häusliches Glück, Zufriedenheit, Gesundheit, Schönheit, langes Leben. Die Duodez-Ausgabe des heutigen Geschlechts will nicht anders als im Halbfranzbande erscheinen. Gleich den „Geheimnissen von Paris" und andrer Städte, welche sie mit Heißhunger verschlingt, ist ihr Leben in eine Menge magerer Theile geschieden, von denen jeder etwas Ungewöhnliches enthält, das Ganze aber nichts als Mißstimmung, Uebelbehagen, Unzufriedenheit hinterläßt.

Kann man sich etwas Lächerlicheres denken, als ein acht- bis vierzehnjähriges Mädchen, das wie eine große Dame herausgeputzt ist, mit Seidenhut, Umschlagtuch, Reifrock und langen Ohrgehängen? .... Vor einem Jahrhundert wäre, bei dem Anblick einer solchen kleinen Mißgestalt, Jung und Alt herbeigelaufen. Die Mütterchen hätten sich bekreuzt, die Väter hätten den Knieriemen oder die Elle geschwungen, die Jungen hätten den wunderbaren Wechselbalg angeblökt und die Mädchen hätten ihn mit ihrem Gezisch verfolgt. Wie ist nun, was selbst vor fünfundzwanzig Jahren noch etwas Unerhörtes war, das selbst in den höchsten Ständen nicht vorkam, jetzt ein fast allgemeiner Gebrauch geworden? Ist das etwa geschehen, weil man gesitteter, klüger und aufgeklärter, oder vielmehr weil man das Gegentheil geworden?

Welche Eltern, denen es nicht gradezu an allem gesunden Menschen-Verstande gebricht, sollten nicht einsehen können, daß sie dem als

Dame herausgeputzten Kinde alle kindliche Freuden rauben, daß es nicht mehr springen, spielen, auf der blumigen Au sich wälzen darf, weil durch zu rasche Bewegung der leidige Staat verdorben wird? Das kleine Mädchen ist in einem solchen Anzuge nicht mehr ein Kind, es ist aber auch noch nicht eine Jungfrau, noch weniger eine Dame; es ist nichts als eine Glieder-Puppe, die sich in abgemessenen Schritten bewegt, deren Verstand und Gefühl durch die unnatürliche Form, in welche man es gezwängt, abgestumpft und von Grund aus verdorben wird."

— Man sieht also, fiel Herr S. ein, daß die unzweckmäßige Kleidung des Kindes von zartester Jugend an die Unzweckmäßigkeit der ganzen Erziehung und Lebens-Weise bedingt. Und wahrlich, in dieser letzten Beziehung ist alles so durchaus widersinnig und unpraktisch, daß das Ergebniß nicht anders als zum Verderben derjenigen gereichen kann, welche man als die Opfer eines so unsinnigen Experiments betrachten muß.

„Früher, fuhr der Unbekannte fort, wurde das Kind, namentlich das Mädchen, im Hause der Eltern erzogen, jetzt verzogen. Die Schule vollendete nur das, was von der Mutter begonnen worden, und baute auf dem Grunde fort, den diese gelegt. Will die Schule jetzt gewissenhaft verfahren, so muß sie vor allem damit beginnen, die häusliche Verziehung auszurotten, was unmöglich ist, weil das Kind aus der Schule in das elterliche Haus zurückkehrt und der Wahnsinn der Mutter das wenige Gute untergräbt oder lächerlich macht, was dem Kinde mühsam beigebracht worden.

Eine Schule, die der vorerwähnten Aufgabe sich unterziehen wollte, würde übrigens bald in Mißkredit kommen. Die heutigen Erziehungs-Unternehmer wissen das so gut, daß sie den Gedanken sich gar nicht beikommen lassen, dem verderblichen Einflusse der häuslichen Verziehung entgegenzuarbeiten. Sie befördern die letzte vielmehr nach Kräften, und je steifer, einsylbiger, äffischer und lächerlicher ihre Zöglinge sind, um so mehr belobt man ihr Verfahren, als um so vollkommener betrachtet man es. Vor zehn Jahren gehörten die auf solche Weise verbildeten Mädchen, welche von französischen oder britischen „Gou-

vernanten" abgerichtet worden, noch zu den Seltenheiten, jetzt sind sie schon ziemlich allgemein, und die Mädchen, welche nicht in sogenannten Pensionnaten geistig und sittlich verkrüppelt worden, geben sich die größte Mühe, es den beklagenswerthen gleich zu thun, die sich wirklich in diesem traurigen Falle befinden."

„Das Uebel hat wirklich schon so tiefe Wurzel geschlagen," sagte Herr A., „daß es durch oberflächliche Mittel nicht mehr beseitigt werden kann. Die Staatsbehörde muß einschreiten, um der immer mehr um sich greifenden verderblichen Richtung vorzubeugen. Denn man täusche sich nicht, diese, grade *diese* Richtung führt die Bevölkerung einem Abgrunde zu, worin sittliches Verderben nur das *geringste* der Uebel ist. Es handelt sich hier um etwas bei weitem Gewichtigeres, wenn schon nicht Höheres. Die auf Verkehrtheit der Lebens-Weise und Begriffe begründete Unpraxis des gesellschaftlichen Treibens führt nothwendigerweise zu bitterer Enttäuschung, mithin zu einer *Unzufriedenheit*, die immer allgemeiner, die eine zwar schleichende, aber desto gefährlichere Staatskrankheit wird.

„Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, mit der jetzigen Ordnung der Dinge ist aller Gefahren, alles Elendes Anfang. Der Unzufriedene hat keine Vaterlandsliebe, keine Gesetzesfurcht, keine Religion mehr. Er vernachlässigt und haßt zuerst seinen eigenen Zustand, um bald dieselbe Vernachlässigung, denselben Haß auf den öffentlichen Zustand und auf alles ihn Umringende überzutragen. Je mehr Unzufriedene, um so mehr gefährliche Elemente in einem Staate. Denn diese suchen und finden sich gegenseitig. Ihre Verständigung ist leicht und schnell, da sie keinen andern Zweck kennen und verfolgen, als den der Zerstörung, der Zerstörung dessen, was die sogenannte Klugheit der Jahrhunderte an gesellschaftlichen Formen und Anstalten mühsam aufgebaut hat. *Zerstörung* allein vermag der Unzufriedenheit noch einige Genugthuung zu gewähren, weil sie hofft und wünscht, etwas Anderes, nach ihrem Dünken Besseres, an die Stelle des Vernichteten zu erheben.

„In Frankreich und England hat die zu einer gesellschaftlichen und politischen Krankheit bereits ausgebildete öffentliche Unzufriedenheit ihre Früchte schon getragen. Diese haben sich geboten im Chartismus,

Puyseismus, St. Simonismus, Fourrierismus &c. Die Systeme Owen's und Fourrier's haben in beiden Ländern zahlreiche Anhänger gefunden, und diese haben als ersten Grundsatz — das argrarische oder alle Vermögens-Zustände gleichmachende Gesetz aufgestellt.

„Ihre Beweisführung, zur Unterstützung dieses Grundsatzes, lautet ungefähr folgendermaßen: „„Es läßt sich aus der jetzt bestehenden, von Grund aus verdorbenen Einrichtung nichts mehr machen, das bessere Ergebnisse für eine längere Dauer zu versprechen im Stande wäre. Vor allem muß also der Unfug des Bestehenden beseitigt werden, um zu etwas Zweckmäßigerem gelangen zu können. Man prüfe nur, wie die Last der Staatsabgaben vertheilt ist und von wem sie hauptsächlich getragen wird. Mit Erstaunen, ja mit Unwillen bemerkt man, daß der Unbemittelte, der im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brod verdienen muß, mehr als die drei Viertel der sämmtlichen Steuern und Abgaben aufzubringen sich veurrtheilt sieht, während der Wohlhabende und Reiche kaum ein Viertel dazu beiträgt. Der Handwerker hat einen Gewerbschein zu lösen, um sein Gewerbe betreiben zu können. Er zahlt nächstdem Abgaben auf jedes einzelne seiner Handwerks-Geräthe, auf die zu verarbeitenden Stoffe &c., er zahlt Markt- und Meß-Gebühren für den Verkauf der Waare, Transport- und Zoll-Gebühren für deren Fortschaffung; er zahlt eine Menge indirekter Abgaben für seine Nahrung, für Holz oder Kohlen, kurz für alle Gegenstände, deren er unumgänglich bedarf und die dadurch, daß er sie nur im kleinen, oft im kleinsten Verhältniß sich anschaffen kann, für ihn außerordentlich vertheuert werden. Der Reiche dagegen zahlt von den Zinsen seines baaren Vermögens nichts. Ist er Grundbesitzer, so entrichtet er Grund-Steuer, Fabrikant Gewerbe-Steuer, Aktien- und Börsen-Spekulant höchstens Versicherungs-Steuer. Von dem Ertrage seines Geldes aber, das er in Unthätigkeit verzehrt, zahlt er nichts, während der Arme von jedem Thaler, den er im Schweiße seines Angesichts erwirbt, fünf bis sechs Groschen an den Staat bezahlen muß; ja er muß sogar noch die Polizei und die Gerichte erhalten, welche für die Sicherheit des Reichen zu sorgen haben.

„„Gibt es kein Mittel, diesem schreienden Mißstande abzuhelfen?“

fragen die Chartisten und Fourrieristen. „Eine vernünftige Einkommen-Steuer, wie sie, wenn auch noch nicht vollständig und allgemein befriedigend, doch schon wesentlich auf eine gleichmäßigere Vertheilung der Staatslasten hinwirkend, in England bereits eingeführt worden, kann vielleicht noch als Hülfsmittel dienen. Eine solche gleichmäßig vertheilte Einkommen-Steuer, die sich auf drei bis fünf vom Hundert belaufen könnte, würde, wenn auch nicht alle andern Abgaben überflüssig machen, doch dieselben sehr vermindern, das Eintreibungs-Verfahren vereinfachen und die Menge der Steuer-Beamten auf ein Zehntel ihres jetzigen Bestandes herabsetzen. Der Gewerbsmann, der etwa tausend Thaler jährlich verdient, würde davon im Ganzen höchstens fünfzig Thaler als Staats-Abgabe zu entrichten haben. Der Kauf- oder Handelsmann, dessen Einnahme vom Verkaufe seiner Waaren sich auf acht- bis zehntausend Thaler beläuft, hätte vier- bis fünfhundert Thaler jährlich zu zahlen, und die Steuer des Rentners, der zwanzig- bis dreißigtausend Thaler zu verzehren hat, würde jährlich zwei- bis dreitausend Thaler betragen. Nur ein solches Abgaben-System könnte man vernunftgemäß nennen. Jeder würde da wirklich nach *seinen Kräften* zu den Staats-Lasten beitragen, und man hätte sich nicht mehr über zu große Ungleichmäßigkeit derselben zu beschweren.““

— Lassen wir diese Abgaben-Erörterung auf sich beruhen, fiel Herr B. ein, und machen wir einen Rückschritt zu dem Gegenstande der frühern Unterhaltung. Das *Scheinleben* und die *Unnatürlichkeit* der Erziehung des weiblichen Geschlechts hat für dieses selbst die traurigsten Folgen. Es wird nämlich mehr und mehr dem Berufe entrückt, für den es von der Natur ausschließend bestimmt ist. Jedes Mädchen fühlt instinktgemäß, daß es Gattin und Mutter werden soll. Diese *erste*, fast möchte man sagen *alleinige* Lebens-Aufgabe, welche es zu erfüllen hat, verleiht ihm das dringende Bedürfniß, dem Manne zu gefallen und durch *ihn* seine Zukunft festzustellen. Leider irrt es sich manchmal in der Wahl der Mittel, welche ihm zu diesem Zwecke verhelfen sollen. Die Zahl der Mädchen aber, welche jene *Bestimmung* nicht anerkennt, ist sehr gering und wird von der überwiegenden Mehrzahl als „unweiblich“ betrachtet.

Nichts desto weniger zielt in neuester Zeit das Streben grade dieser Mehrzahl vernunft- und naturwidrig darauf hin, zum ehelosen Leben sich zu verdammen. Ihre fortschreitende Entfremdung von alle dem, was der alleinige und Hauptberuf des Weibes ist: die Führung des Hauswesens, die Sorge für möglichst befriedigende Erhaltung desselben und die Erziehung der Kinder, während der Mann seinem bürgerlichen Berufe obzuliegen und für das Einkommen der Familie zu sorgen hat; ich wiederhole es, die Entfremdung von jener alleinigen Lebens-Aufgabe macht die Mädchen nothwendigerweise für denselben ungeeignet. Denn ebenso wenig, als Jemand zum Schreiber tüchtig ist, der nicht schreiben kann, ebenso wenig ist ein Mädchen zur Hausfrau geeignet, wenn es nicht ein Hauswesen zu führen versteht.

Gewiß, ein Mann, der ein vermögenloses oder wenig bemitteltes Frauenzimmer ehelicht, das sich nur zu putzen, auf dem Klavier zu spielen und französisch zu parliren versteht, ist entweder ein Schurke oder ein Tropf. Er ist ein Tropf, weil es ihm an jeder Voraussicht gebricht und er nicht einsieht, daß er mit einem solchen Weibe binnen wenigen Jahren an den Bettelstab kommen muß. Er ist ein Schurke, weil er das Mädchen mit der geheimen Absicht heirathet, dessen Jugend und Schönheit zu mißbrauchen und die Unglückliche nach einigen Jahren mit einem oder zwei Kindern dem Elende zu überlassen, während er in der Fremde auf andere zu Bethörende Jagd macht. Diese beiden Kategorien von Männern, welche jetzt allein wenig bemittelte Mädchen ehelichen, gehörten früher zu den Ausnahmen von der Regel, jetzt sind sie die Regel selbst geworden.

Ein solcher trauriger Zustand aber ist einzig und allein durch das weibliche Geschlecht und dessen Verziehung herbeigeführt. Man berechnet nach offiziellen statistischen Angaben, daß in den mittlern und größern Städten Deutschlands von je tausend jungen Männern höchstens zweihundert sich verheirathen. Davon schließen mehr als die Hälfte sogenannte Geld- oder Konvenienz-Ehen. Baare Mitgabe oder sichere Beerbungs-Aussichten sind die alleinigen Beweggründe, welche sie zum ehelichen Leben vermögen. Etwa zwanzig Individuen verheirathen sich, um Beförderung im öffentlichen Leben, eine Anstellung,

ein Amt zu erhalten. Zwanzig andere gehören zu den vorerwähnten Tröpfen, die nicht wissen, was sie thun. Vierzig sind Schurken, denen es nur um Genuß und Vergnügen zu thun ist. Zehn höchstens von tausend, die nicht einmal zu den jungen Männern gehören, sondern größtentheils mehr oder weniger abgelebte Hagestolze sind, heirathen aus langer Weile und weil sie im Ehestande eine Unterhaltung zu finden hoffen, welche die Lotter-Gesellschaft, in der sie bisher gelebt, ihnen nicht mehr gewährt.

Von tausend jungen Mädchen (angenommen, daß das Verhältniß der Geschlechter sich gleichstehe, was jedoch in den meisten größern Städten nicht mehr der Fall ist, indem die weibliche Bevölkerung in denselben um ein Zwölftel oder ein Zehntel stärker ist, als die männliche) verheirathen sich also nur zweihundert, und achthundert bleiben ledig. Was wird aus diesen achthundert Mädchen? Fast die Hälfte derselben überläßt sich im Geheimen oder öffentlich dem Laster und der Schande, zweihundert sterben vor dem vollendeten dreißigsten Jahre an Krankheiten, welche Verziehung, unnatürliche Kleidung (namentlich der Schnürleib), Tanzwuth und deren Folgen 2c. ihnen gegeben. Die letzten zweihundert verkümmern ihr Leben in Mißmuth, Dürftigkeit und Vereinzelung als alte Jungfern; derjenigen nicht zu gedenken, welche durch immer häufiger werdende Selbstmorde ihr Dasein verkürzen.

Zu den Seltenheiten gehören solche Mädchen, welche entweder eigene Gewerbs-Zweige pflegen, oder im Hauswesen erfahren, mithin einzig und allein für das wahre Familienleben geeignet sind. Und eben diese Seltenheit ist die eigentliche und Hauptursache des ehelosen Lebens so vieler jungen Männer. Wozu nützt dem Handwerker, dem Künstler, dem Kleinhändler, oder dem Lehrer, dem Beamten, der sich mühsam in dem Zwischenraume vieler Jahre von Stufe zu Stufe erheben muß, dem Angestellten im Fabrik- oder Handelswesen, wozu nutzt selbst dem Arzt, dem Richter, dem Advokaten, dem Kaufmann 2c. eine Frau, die vom Hauswesen nichts versteht? Nicht nur vermehrt sie ihm nicht die Summe seines Glücks und seiner häuslichen Gedeihlichkeit, sie vermindert sie vielmehr unaufhörlich, weil ihre Unerfahren-

heit in den einfachsten, den Familien-Haushalt betreffenden Mitteln und Vorkehrungen unnöthige Ausgaben veranlaßt, die es bald so weit bringen, daß man am Nothwendigsten Mangel leidet.

„Warum aber entfremden sich die Mädchen immer mehr ihrer alleinigen Lebens-Aufgabe, welche die Führung eines größern oder kleinern Hauswesens betrifft, und warum werden sie von ihren Eltern von diesem unsinnigen Verfahren nicht abgehalten, sondern im Gegentheil darin noch mehr bestärkt?"

Herr B. beantwortete die von einem Zuhörer aufgeworfene Frage eben so treffend als wahr: Die Ursache liegt ganz nahe. Jeder will, wie schon oft gesagt, mehr scheinen, als er ist. Dies unnatürliche Scheinleben also ist die eigentliche Ursache der gesellschaftlichen Zerrüttung. Es ist betrübend und lächerlich zu gleicher Zeit, Töchter von Handwerkern, Krämern, Künstlern, kleinen Fabrikanten, Unterangestellten, Kaufleuten ꝛc. zu sehen, die ihre Zeit mit Musik, Zeichnen, Putz und andern Zerstreuungs- oder Zeittödungs-Mitteln der höhern Stände vergeuden, statt um die Leitung des Hauswesens sich zu kümmern. Sie vermeinen dadurch das Ansehen sich zu geben, als gehörten sie selbst zu den höheren Ständen. Sie bilden sich ein, ihr Benehmen müsse unvermeidlich ihnen anständige Freier zuführen und um eine oder mehre Stufen über die Lage sie erheben, in welcher sie geboren worden.

Die Armen, sie irren sich sehr! Gerade ihr Benehmen schreckt nicht nur alle Freier ihres Standes, sondern, und noch viel mehr, die des darüber befindlichen zurück. Nur ein Tropf kann freiwillig der drückenden Bedingung sich unterziehen, zwanzig oder dreißig Jahre hindurch angestrengt zu arbeiten, sich zu quälen, zu sorgen, sich abzumühen im Gedränge des Lebens, um einzig und allein das Vergnügen zu haben, eine Frau zu erhalten, die sich zu putzen, zu singen und ein wenig Musik zu machen versteht, die seine Behausung mit Kindern bevölkert, welche sie nicht zu erziehen im Stande ist, mit denen auszugehen sie sich vielleicht schämt und zu deren Pflege sie wenigstens ein Kinder-Mädchen braucht, der unumgänglich nothwendigen Köchin nicht zu gedenken, weil die Dame, oder wie sie noch lieber heißen möchte, „gnädige Frau", keine Wasser-Suppe zu kochen versteht.

Der junge Mann, der, so lange er seinen persönlichen Verdienst oder seine Besoldung für sich allein verwendet, gut und sorgenfrei leben, der, wenn er Geschmack daran findet, von Zeit zu Zeit sich lustig machen und sogar, wenn es ihm einfällt, für ein paar Tage den großen Herrn spielen kann (weil ein Magen immer nur ein Magen ist), sieht jetzt eine ganze Schaar für ihn nutzloser Brodesser auf ihn allein sich beruhen. Wohl sinkt da manchem zum Ehestande der Muth. Denn „heirathen" heißt heutzutage nicht mehr blos eine Frau nehmen, sondern es heißt auch, sein möblirtes Zimmer mit einer vollständigen Wohnung vertauschen, mithin statt wie bisher fünfzig bis sechszig Thaler, in Zukunft drei- bis vierhundert Thaler Jahres-Miethe zahlen; es heißt, sich eine Köchin halten, welche über Küche, Keller, Wäsche und Haushaltung schaltet, und die wenigstens einen Liebhaber, wo nicht eine ganze Sippschaft, erhält, weil die Person, welche man ehelicht, nicht das geringste von dem Allen versteht; es heißt, in Jahr und Tag Arzt, Hebamme, Wartfrau, Säugamme, Kindermädchen und alle andere geldverschlingende, bedrückende, den ehrlichen Mann fast zur Verzweiflung bringende Beigaben des ehelichen Lebens sich aufbürden.

Für solche Aussichten bedanken sich viele, und sie haben vollkommen Recht. Denn die zierlichen Handwerker- oder Beamten- oder Krämer-Fräulein, die so steif und unnatürlich sich herausputzen, die immer möglichst schnell nach der neuesten Mode gekleidet sein müssen, die auf dem Flügel herumtrommeln und dazu auf eine Weise singen, daß, wenn der junge Mann von gutem Geschmack etwas Aehnliches in einem Konzerte oder einem öffentlichen Garten zu hören bekäme, er mit zugehaltenen Ohren davon laufen würde, — alle diese Huldinnen, die so stolz auf ihre Talente sind, haben selten oder nie eine andere Aussteuer, als die in ihren bunten Gewändern, in etwas Wäsche, Leinzeug ꝛc. bestehende.

Haben sie außerdem noch über einige tausend Thaler zu gebieten, so wissen sie vor Hochmuth nicht wo ein, wo aus. Männer ihres Standes dürfen gar nicht daran denken, sich um sie zu bewerben. Sie würden mit der beleidigendsten Nichtachtung abgewiesen werden. Der Mann, dem sie ihre Hand geben sollen, muß einen „Titel" haben;

im allergeringsten Falle muß er Professor oder Doktor sein. Ein Hofrath oder ein anderer Rath erhält jedoch den Vorzug. Der Titel Räthin ist gar zu anziehend, vorzüglich für Personen, die nicht das mindeste zu „rathen" wissen, und denen es schwer ankommen würde, Baumwollenzeug von Leinwand zu unterscheiden.

Allein Zahlen regieren heutzutage die Welt. Bevor ein junger Mann sich verheirathet, berechnet er, was eine Frau ihm mitbringt und was sie ihm kostet. Hat sie ein Vermögen von fünf- bis zehntausend Thalern, so macht das, wenn es ihm glückt, diese Summe sicher zu fünf Prozent anzulegen, zweihundertfünfzig bis fünfhundert Thaler jährlich. Da nun aber die jährliche Ausgabe einer Frau von gutem Ton für ihren Putz und ihre Vergnügungen sich auf wenigstens vier- bis fünfhundert Thaler jährlich beläuft, ihrer Nahrung, jener der Dienstboten, des Lohns dieser letzten, der Wohnungs-Miethe, der Möbel rc. rc., der Erhaltung, Heranziehung und Kleidung der Kinder, der Pflege derselben, des Arztes und der Apotheke, der Staats-Abgaben, der städtischen Beiträge, Armen-Steuer, Subskriptionen rc. rc., die alle ausschließend den Verheiratheten treffen und wovon der Unverheirathete mehr oder weniger verschont bleibt, nicht einmal zu gedenken; da also die Ausgaben der Einnahme von der mitgebrachten Aussteuer, selbst wenn diese sich auf zehntausend Thaler beläuft, drei- oder vierfach überlegen ist, so überzeugt sich der junge Mann, dessen Einkommen oder Gehalt sechshundert bis tausend Thaler beträgt, insofern er nicht ein Tropf oder ein Schurke ist, daß es ihm zur Unmöglichkeit wird, eine Frau und deren unvermeidliches Gefolge als ehrlicher Mann zu erhalten.

Gezwungenerweise bleibt er also ledig und — die Gesellschaft weiß ihm Dank dafür. Denn er legt durch sein Verfahren das Zeugniß ab, daß er nicht leichtsinnig oder schlecht genug ist, um durch ein unkluges Verfahren die Summe des öffentlichen Elends zu vermehren, Kinder zu erzeugen, die er nicht zu erhalten vermag, und die entweder elendiglich umkommen oder dem Gemeinwesen zur Last fallen müssen.

Der Staat selbst gesteht unverheiratheten Beamten, oder unverheiratheten Männern, welche sich um ein Amt bewerben, eine auffal-

3*

lende Bevorzugung zu. Der Ledige kann in seinen Geschäften oder zu seinem Vergnügen reisen, er kann sich aufhalten, wo und wie lange er will, ohne daß ihm, insofern er sich ruhig verhält, keinen öffentlichen Skandal erregt und den Gesetzen des Landes gehorcht, irgend eines der Hindernisse entgegengestellt wird, welche man bei dem Erscheinen eines Verheiratheten, mit dessen Familie, geltend macht. Der Staat selbst arbeitet auf solche Weise dem ehelosen Leben in die Hände.

Da Unerfahrenheit und Vorurtheil gewöhnlich Republiken als die möglichst vollkommensten Staaten betrachten, so diene hier als Beispiel, auf welche Weise man unter andern in den Kantonen der Schweiz gegen Unverheirathete und Verheirathete von Staatswegen sich benimmt: Der ledige Mann kann überall, an vielen Orten sogar ohne Hinterlegung eines Passes, oder einer anderweitigen Beglaubigung seiner Persönlichkeit, einen bis zwei Monate, oft noch länger, an jedem Orte sich aufhalten, ohne daß man sich von Seite der Polizei öffentlich um ihn kümmert. Will er seinen Aufenthalt verlängern, so muß er sich um eine Bewilligung bei der Regierung bewerben. Dieselbe wird ihm unter der Bedingung zugestanden, daß er eine Kaution von 200 Schweizer-Franken (133 fl. 20 kr. oder 76 Thlr. 5 Sgr. 8 Pf.) zu leisten habe. Bleibt er längere Zeit und hat man indeß die Ueberzeugung gewonnen, daß er ein rechtschaffener, verständiger Mann ist, der dem Lande mehr oder weniger Nutzen gewähren kann, so wird die von ihm zu leistende Kaution auf 500 bis 600 Franken vermehrt. Verheirathet sich aber der Fremde, d. h. gibt er dem Staate die größte ihm zu Gebote stehende Sicherheit eines fernern ruhigen, nützlichen und ehrlichen Lebens, so wird die von ihm zu leistende Kaution bis auf 1600 Franken (1066 fl. 40 kr. oder 609 Thlr. 15 Sgr. 4 Pf.) gesteigert. Also je größere Gewährleistung seiner Nützlichkeit der Verheirathete dem Staate bietet, mit so größerm Mißtrauen wird er behandelt, um so härter wird er gedrückt.

Der, welcher nur einen Monat oder zwei, ohne andre Sicherheit als das Geld, welches man in seiner Tasche vermuthet, an einem Orte sich aufhält, wird bevorzugt und bleibt von allen Lasten verschont. Er kann ein Abenteurer, ein Betrüger, ein Verbrecher sein (wie dieser

Fall eben nicht selten wirklich sich ereignet hat), die Polizei beachtet ihn wenig oder nicht, der große Haufen hält ihn für einen reichen Mann, er findet Zutritt in manche Häuser und wird in verschiedne Gesellschaften eingeführt, überall mit einer Auszeichnung behandelt, die er oft nicht verdient. Ist er aber wirklich ein rechtschaffener Mann, und spricht er den Wunsch aus, längere Zeit zu bleiben, oder gar sich häuslich niederzulassen, so wird der Verdacht laut, „daß er wohl etwas in seinem Vaterlande gethan haben müsse, was ihn nöthige, in der Fremde zu bleiben." Sein Paß, sein Tauf-Schein und andere Beglaubigungs-Zeugnisse werden nicht mehr als genügend betrachtet. Er muß einen sogenannten „Heimath-Schein" beibringen, worin, nach dem Gebrauche in der Schweiz, ausdrücklich gesagt sei: „daß seine heimathliche Gemeinde und der Staat, dem er angehört, ihn jederzeit wieder aufnehmen wollen, und daß er unter keiner Bedingung der schweizerischen Gemeinde, in welcher er sich niederzulassen beabsichtigt, zur Last fallen könne."

Nach Erfüllung aller dieser demüthigenden, oft schwer zu erfüllenden Förmlichkeiten (weil von mehren Staaten keine Heimath-Scheine, wie die Behörden in der Schweiz sie verlangen, ausgestellt werden), bleibt der fremde Hintersaß, wie man ihn nennt, nicht allein Zeit Lebens ein Fremder (selbst wenn er das Kantons- und Ortsbürger-Recht um schweres Geld sich erkauft), auch das reinste Leben vermag ihn nicht vor dem Verdacht zu bewahren, entweder daß er ein Spion, oder, wie die Volksstimme sich ausdrückt, „von irgend einer Galeere davon gelaufen sei."

Sollte man nach solchen Ergebnissen nicht beinahe voraussetzen dürfen, daß man in einer verkehrten Welt lebe, wo alle Begriffe nicht nur verworren, sondern geradezu widersinnig sind? Denn wie läßt sich anders nachstehendes Pröbchen von Verwaltungs-Weisheit erklären, das den unverheiratheten jungen Burschen mit Allen Staats-Lasten und Plackereien verschont, während es den Verheiratheten, der viel größere Ausgaben, Sorgen und Bedrückungen hat, mit dem Allen überhäuft?

In der kleinen Stadt A. muß Jeder, der sich verheirathet, oder jeder

verheirathete Fremde, der sich in der Stadt häuslich niederläßt, während der beiden ersten Jahre seines Aufenthalts Feuerläufer-Dienste thun, d. h. er muß bei Tag und Nacht bereit sein, bei dem ersten Nothschuß mit Pike und Feuer-Eimer (des vorgeschriebenen Feuer-Mantels und Helms, wie andrer Nebendinge, einer Laterne rc. nicht zu gedenken, die Niemand sich anschafft, obgleich sie gesetzlich vorgeschrieben sind), er muß, sage ich, beim ersten Zeichen auf dem vorherbestimmten Sammelplatze sich einfinden, von seiner Tages-Arbeit ermüdet, oft eine ganze Nacht hindurch angestrengt arbeiten, sich mancherlei Gefahren aussetzen, Frau und Kinder ohne Schutz zurücklassen, während die jungen Burschen, welche sich ein Vergnügen daraus machen würden, nach den oft mehre Stunden entfernten Orten, wo ein Brand ausgebrochen ist, zu eilen, und die wirklich, aus bloßer Liebhaberei auf der Brandstelle sich einfinden, dazu keineswegs verpflichtet sind.

Wahr ist es, daß es an Stellvertretern nicht fehlt, die es für sechs bis acht Kronen-Thaler übernehmen, für Andere als Feuer-Läufer zu dienen. Der verheirathete Handwerker aber, der als junger Anfänger eine solche Ausgabe nicht bestreiten kann, muß nothwendigerweise allen vorangedeuteten Unannehmlichkeiten sich unterziehen, auf die Gefahr hin, dadurch seine Gesundheit, oder doch einen, oft mehre Tage zu verlieren.

Während meines Aufenthalts in jener Stadt ereignete sich der Fall, daß man einen im Bereiche derselben sich niedergelassenen Greis von achtundsiebenzig Jahren zum Feuer-Läufer machte. Er beschwerte sich öffentlich über diese Zumuthung, doch ohne den mindesten Erfolg. Als er eines Tages mit vieler Bitterkeit über diese „Prellerei," wie er sie nannte, mit mir sich unterhielt, und eine Menge junger Leute namhaft machte, die man, wollte man der gesunden Vernunft gehorchen, statt seiner in Anspruch hätte nehmen können, rieth ich ihm, keinen weitern Widerspruch zu thun, aber auch keinen Stellvertreter zu besolden, sondern sich in eigner Person als Feuer-Läufer zu stellen und abzuwarten, ob man schlecht genug sein würde, ihn zu nöthigen, nach der Brandstätte zu laufen und beim Löschen behülflich zu sein.

Er war sehr geneigt, diesen Rath zu befolgen; seine Familie aber,

die mit einer andern im Lande eingebürgerten verwandt war, hielt ihn von seinem Vorhaben ab, weil diese letzte die zuverlässige Entscheidung ausgesprochen, daß der Greis, wenn er auf dem Sammelplatze sich einfinde, ohne Gnade werde laufen müssen, und daß, wenn er es nicht könne, man ihn mit einer Strafe belegen würde, die für jedesmal leicht ebenso hoch kommen könnte, als wenn er für sich einen Feuer-Läufer gestellt .....

Diese fast unglaubliche, aber leider wahre Geschichte erregte allgemeines Murren der Entrüstung. Endlich nahm Herr S. das Wort: „Durch althergebrachten Unfug," sagte er, „ist das gesellschaftliche Gebäude mit der einen Ecke auf einen Sumpf, mit der zweiten auf Sand, mit der dritten auf lockeres Geröll und mit der letzten allein auf festen Boden gebaut. Wie darf man sich da wundern, daß es nicht stark und dauerhaft ist. Eine nicht allein widersinnige, sondern geradezu verderbliche Bedrückung aller Verheiratheten, eine auffallende Bevorzugung des ehelosen Standes, die Laster, Schande, Niederträchtigkeit und Verbrechen jeder Art veranlaßt, eine empörende Mißachtung wahren Talents und nützlicher Fähigkeiten, eine Hervorhebung und Begünstigung aller Mittelmäßigkeiten, eine sinnlose Verschwendung öffentlicher Auszeichnungen und Belohnungen an Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen, Klavier-Spieler und andre Inhaber mechanischer Fähigkeiten, die weder das Gedeihen des Staats noch die Fortschritte des allgemeinen Wohlergehens befördern, die Vergeudung großer Summen für unpatriotische, unpraktische Zwecke und hundert ähnliche Mißgriffe, die mehr oder weniger verderblich sind, verdammen fruchtreiche Talente, die zum Gemeinwohl die wesentlichsten Dienste leisten könnten, zur Unthätigkeit, zum Mißmuth, oft zur Verzweiflung.

Sind das die Erfolge der gepriesenen Aufklärung, deren unser Jahrzehnt sich rühmt, so muß man gestehn, daß es mit dieser Aufklärung traurig beschaffen ist, daß sie weit zurücksteht hinter der Einsicht und dem Begriffs-Vermögen früherer Zeiten, daß ihre sogenannten Geistes-Heroen, ihre Koryfäen des Wissens und der Verstandeskraft Pygmäen sind, unwürdig, den großen Vorantretern des Menschen-Geschlechts früherer Zeiten die Schuhriemen zu lösen." ....

Staatswirthschaftliche Ergebnisse.

Ursachen der Unzufriedenheit des griechischen Volkes mit dem früheren Verwaltungs-Systeme.

Unter vorstehendem Titel ist soeben, im Verlag von Michaelis, in Luxemburg, eine kleine Schrift erschienen, welche nähere Beachtung verdient. Ihr Inhalt ist theils authentischen Quellen entnommen, theils auf persönliche Erfahrung des ungenannten Verfassers begründet. Daß dieser letzte Griechenland mit eigenen Augen gesehen und die dortigen Verhältnisse studirt hat, ist unverkennbar. Um so gewichtiger ist die Stimme, welche im entlegensten Westen Deutschlands über die Neugestaltung eines zwar kleinen, aber zukunftreichen Staates im Osten Europa's laut wird.

„Das politische Ereigniß," sagt der Verfasser, „mit welchem das griechische Volk den 15. September des vergangenen Jahres zu dem denkwürdigsten Tage seiner neuesten Geschichte stempelte, hat die Aufmerksamkeit Europa's besonders durch das Unerwartete seiner Erscheinung auf sich gezogen. Die Bestürzung, welche diese merkwürdige Katastrofe in einigen Kabineten hervorbrachte, wurde dadurch gesteigert, indem man es nicht zu erklären wußte, wie sich gleichsam unter den Augen derer, auf welche der Schlag gerichtet war, etwas vorbereiten konnte, ohne daß diese die geringste Ahnung davon hatten. Aber auch die Art der Ausführung jenes wohlüberlegten Planes, die dabei gezeigte Ruhe und Ordnung, die Energie und Konsequenz, mit denen dieses nächtliche Schauspiel vor den Mauern des königlichen Palastes bis zum Schluß durchgeführt wurde, die Art und Weise des Auftretens der handelnden Personen in den verschiedenen Szenen, — dies Alles ist

so karakteristisch, so bezeichnend, ja einzig in seiner Art, wenn man dabei den leidenschaftlichen Karakter des Griechen berücksichtigt, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Politiker dabei die Köpfe schüttelten. Es ist zwar allerdings nicht zu bezweifeln, daß die Erscheinung eine ganz andere gewesen sein würde, wäre die Bewegung nicht von der Hauptstadt unter besonderer Leitung des Militärs ausgegangen; allein selbst diese Umstände dabei in Erwägung gezogen, wird dieser Akt dennoch eine wichtige Stelle in den Jahrbüchern der Geschichte einnehmen.

„Der denkende Mensch will jedoch nicht bei der Erscheinung allein stehen bleiben; diese erhält erst dann für ihn Bedeutung, wenn er die Ursachen kennt, die ihr vorangingen. Auch würde es ein Beweis großer Theilnahmlosigkeit für politisches Leben sein, wollten wir dem 15. September nur deshalb eine vorübergehende Beachtung schenken, weil die Thatsache, die diesen Tag bezeichnet, einem uns zu fern liegenden Schauplatz angehört, oder unsre eignen Verhältnisse scheinbar nicht berührt. Allerdings, wer sich zur Idee einer Weltgeschichte nicht erheben kann, wer es nicht zu begreifen vermag, daß sie ihren Thron über den ganzen Erdball ausgespannt hat, und daß also auch Alles, was in ihr Bereich gehört, in naher oder ferner Verbindung steht, der wird immerdar eine politische Null bleiben, und weil er den Werth des eignen Vaterlandes unter solchen Umständen nicht zu würdigen vermag, so wird auch die Liebe zu ihm mit ihren erwärmenden Pulsschlägen sein Inneres nie wahrhaft durchdringen . . . . ."

Die Zeitungen haben zwar die ungewöhnliche Art der Beseitigung der früher bestandenen Verfassung hervorgehoben, jedoch nichts über die Beweggründe mitgetheilt, welche dem Ereigniß vorangegangen, ebensowenig als sie auf die Ursachen hingewiesen, oder welche demselben zu Grunde liegen. Der Verfasser bemüht sich, gerade über diesen wichtigen Punkt einige Aufklärung zu geben, wobei er vor allem seine in Griechenland persönlich gesammelten Erfahrungen zu Grunde legt. Er sagt:

„Bevor ich meine Reise nach Griechenland antrat, suchte ich mich, nachdem ich mit dem Studium der Kunstgeschichte im Klaren zu sein glaubte, auch über die politischen Verhältnisse des modernen Griechen-

lands zu belehren; allein ich erkannte nur zu bald die Unmöglichkeit, mir aus dem Chaos von Urtheilen ein bestimmtes herauszubilden. Um so mehr mußte ich mich daher hingezogen fühlen, an Ort und Stelle nach Licht zu suchen. Dabei muß ich bemerken, daß ich keineswegs mit Erwartungen nach Griechenland ging, die sich auf das bezogen hätten, was die alten Griechen einst waren.

„Diese schönen Nachklänge aus der goldnen Jünglingszeit waren in mir zwar noch nicht verhallt, allein von den Neugriechen hatte ich ich im Ganzen doch zu wenig Gutes gelesen und gehört, als daß meine Fantasie sich so weit hätte verirren können, um das Moderne mit dem Alten nur einen Augenblick zu verwechseln. Dessen ungeachtet wurde die vorgefaßte Meinung, welche ich von den Neugriechen hatte, vielfach modifizirt, als ich mit ihnen selbst in häufige Berührung trat und unpartheiische Filhellenen mir bewiesen, daß sie im letzten Revolutions-Kriege unter Kriegern gekämpft hätten, die den Helden des Alterthums würdig an die Seite gesetzt zu werden verdienten.

„Das Urtheil, welches über das Volk der Neugriechen eine so allgemeine Geltung gefunden hatte, daß es nämlich von der Wurzel bis zur Krone verderbt sei, daß von dem Geiste der Hellenen aus den Zeiten einer großen Vergangenheit keine Spur mehr in den Griechen der Gegenwart wiederzufinden wäre, daß Geldgier, Habsucht, Hinterlist und Hang zum Betrügen den Karakter des Höchsten wie des Niedrigsten bezeichnen, dieses Urtheil fand ich wenigstens auf die untern Volksklassen, besonders auf den Landmann angewendet, durchaus ungerecht und grundlos. Meinerseits kann ich nur mit dankbaren Gefühlen an den Biedersinn und die unter diesen einfachen Natur-Söhnen fast überall gefundene Gastfreundschaft zurückdenken.

„Dessen ungeachtet darf ich es nicht verhehlen, wie mir auf der andern Seite um so mehr eine überall vorgefundene Abneigung gegen Jeden auffallen mußte, der außer dem Könige den Namen Bavaros führte; denn das kann ich, frei von jeder vorgefaßten Meinung, betheuern, daß ich mit Niemand zusammentraf, der nicht mit Liebe der guten Eigenschaften des Königs gedacht hätte, sowie von ihm die Rede war.

„Ueber die Ursache einer so eigenthümlichen Erscheinung hat man viele Hypothesen aufgestellt, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, der Sache ganz auf den Grund zu kommen. Meinerseits fühle ich mich bewogen, zu glauben, daß die Griechen die Fehler, welche der Sache angehörten, nur zu oft auf die Personen übertrugen, wie dies ja im Leben so oft vorkommt, während zugleich ihr Neid und ihre Eifersucht gegen jeden Ausländer, durch den sie sich für beeinträchtigt hielten, wesentlich dabei mitsprechen. Dazu kommen die sehr heterogenen Elemente, welche in den beiderseitigen Nationalitäten begründet sind, und die sie entschieden von einander trennen. Einige andere ungünstige Umstände mögen noch dabei mitgewirkt haben und sollen hier erwähnt werden.

„Zu diesen gehört einer, den man bisher noch nicht hervorhob, der aber nach meiner Meinung wichtiger ist, als er auf den ersten Augenblick zu sein scheint. Dieser bezieht sich auf die öffentliche Meinung, die sich im Auslande über die Griechen verbreitet hatte und ihnen keineswegs unbekannt war. Der gemeinste Grieche hat nämlich sehr viel Sinn für öffentliches Leben. Es scheint dies ein Erbtheil der Väter zu sein. Wenn sich die Stunde nähert, in der die Zeitungen ausgegeben werden, so füllen sich die Kaffeehäuser mit Griechen, die ungeduldig des Augenblicks harren, der das ersehnte Zeitungsblatt ihnen zuführt; das Erscheinen desselben ist das Signal für die eintretende Stille. Alles lagert sich nun um einen Tisch, während Einer das Blatt ergreift und laut vorliest. Mit der größten Aufmerksamkeit wird jedes Wort verschlungen. Oft war ich Zeuge, daß der Vorleser auf den Tisch sprang, kamen Stellen, die ihm als besonders wichtig erschienen. Bei diesen Gelegenheiten sah ich die Zuhörer zuweilen zornentbrannt auf den Tisch stampfen, hörten sie von den über sie in nachtheiliger Weise sich aussprechenden Urtheilen, welche die Oppositionsblätter nicht versäumten, aus den nach Griechenland gehenden deutschen Blättern in die ihrigen aufzunehmen.

„„Da habt ihr's ja,““ hieß es dann, „„der Bavaros ist es, und kein anderer, der uns so an den Pranger stellt!““ Die von den Blättern daran geknüpften Reflexionen verleiteten oft zu den leidenschaftlichsten Ausbrüchen, so daß es nicht selten zu heftigen Wortwechseln zwischen Baiern

und Griechen kam, waren jene bei solcher Gelegenheit zugegen. Selbst sonst vorurtheilslose Griechen theilten in dieser Beziehung die herrschende Meinung. Auch sie behaupteten, daß alle über die Verderbtheit des griechischen Volkes ausgestreuten Gerüchte von den mit getäuschten Erwartungen in die Heimath zurückkehrenden Fremden, unter denen sie in diesem Falle gewöhnlich ohne weitere Auswahl die Baiern begriffen, herrührten, indem sie hinzufügten, daß nur wenige frei von eigennützigen Absichten, aus reinem, innerm Drange, dem jungen Staate nützlich zu werden, sich den Zügen nach Griechenland angeschlossen hätten.

„Wem das Glück, meinten sie, im eignen Vaterlande nicht hold war, der eilte, es bei uns aufzusuchen; schlug es dann auch hier fehl, so bürdete man das, was Schuld des Schicksals oder der eignen Individualität war, dem griechischen Volke auf. Manches Wahre ist dem nicht abzusprechen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß man in der Wahl derer, die nach Griechenland gesandt wurden, um so weniger mit der nöthigen Sorgfalt zu Werke gehen konnte, als diese Sendungen viel zu zahlreich waren, um jederzeit eine gehörige Auswahl treffen zu können. Dennoch möchte es den Griechen gewiß schwer fallen, die Beweise ihrer Behauptungen, daß alle jene über sie nachtheilig sich auslassenden Gerüchte nur von Baiern ausgegangen wären, zu führen.

„Ihre Behauptungen hierin konnten sich immer nur mehr auf Vermuthungen, als auf thatsächliche Beweise stützen, und insofern war es ungerecht, jenen ohne nähere Prüfung in so ausgedehntem Sinne Glauben zu schenken. Die Griechen unterstützten diese vorgefaßte Meinung gewöhnlich noch dadurch, daß sie hervorhoben, wie die Baiern nicht allein in Bezug des Avancements, sondern auch in Bezug des Gehaltes bevorzugt seien, indem die Baiern als Stabsoffiziere in griechischen Diensten besser besoldet seien, wie die Griechen als Stabsoffiziere; sie berücksichtigten also hierbei nicht, daß die Baiern im fremden Lande ihre Bedürfnisse jedenfalls theuerer erkaufen mußten, als die Eingebornen.

„Wenn aber auch endlich ein kameradschaftlicheres Verhältniß zwischen den griechischen und bairischen Offizieren um so weniger durch

den weitern Umstand begründet werden konnte, daß die griechischen Lieutenants ihren Gehalt nur nach Anweisungen auf einem Stempelbogen beziehen konnten, wozu die bairischen nicht verpflichtet waren, und daß, wie noch behauptet wurde, Vorschläge, was sie immer betreffen mochten, höhern Orts selten Anklag fanden, wenn sie von Nichtbaiern ausgingen, so ließe sich durch alles das doch noch keineswegs der Umsturz einer Verfassung und die Einführung einer andern an deren Stelle rechtfertigen, von der erst die Folgezeit lehren muß, ob die Griechen in ihrem gegenwärtigen Zustande bereits reif für dieselbe sind.

„Vorläufig muß dies Jeder, der die Griechen näher kennen gelernt hat, bezweifeln. So lebhaft man aber auch wünschen muß, daß diese Zweifel widerlegt werden möchten, so wird man doch noch versucht, für die Zukunft Griechenlands insofern ernstliche Besorgnisse zu hegen, als aus allen bereits getroffenen Maaßregeln zu Genüge hervorgeht, daß auch die neue Verfassung nicht aus rein nationalen Elementen, sondern aus einem Mixtum compositum fremder und nationaler aufgebaut werden soll. Es würde sich also nur derselbe Fehler wiederholen, der der monarchischen Verfassung ihren Sturz zuzog, und in den Mängeln eines der nationalen Unterlage entbehrenden Verwaltungs-Systems gesucht werden muß ......"

Der Verfasser deutet nun an, weshalb Kalergis zur Ausführung seines Unternehmens so bereitwillige Unterstützung auf Seite des griechischen Militärs fand, und beweist, daß dabei nicht offenbare Treulosigkeit oder Pflichtvergessenheit angenommen werden dürfe. Er wirft einen Blick auf die früheren Zustände des Landes, auf die Ereignisse von 1827, die Erhebung Capodistria's zur Präsidentschaft im folgenden Jahre, die Vertreibung der Türken aus Theben, Livadien x. und die Befestigung der inneren Ruhe, welche die Folge dieser Ereignisse war.

„Leider zeigte es sich nach erfolgter Berufung des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg," fügt der Verfasser hinzu, „daß Capodistria's frühere Handlungsweise nicht aus Ueberzeugung hervorgegangen war. Er warf seine Maske ab, indem er seine Unparteilichkeit aufgab und nicht mehr verbarg, welchen Staatsmaximen er folgte. Die Einstellung

der Feindseligkeiten in der Rumili, worauf der Präsident mit entschiedener Energie bestand, die Räumung von Candia, und die selbst mit List ausgeführte Uebergabe des festen Karabusa brachte nicht nur die irregulären Truppen in neue Aufregung, sondern verletzte auch die wirklich guten Patrioten in hohem Grade. Die Herbeirufung der beiden Brüder des Präsidenten, des ränkevollen Wiaros und des unfähigen, unmoralischen Augustin, denen die ansehnlichsten Stellen überwiesen wurden, ließen die Schattenseiten in Capodistria's Verwaltung nur noch mehr hervortreten.

„Ein allgemein verbreitetes Spionir-System, das sich bis in die innersten Familien-Verhältnisse ausdehnte, beleidigte alle betroffenen und beängstigte die davon noch nicht berührten Familien. Allgemein schmerzlich ward zugleich die absichtliche Vernachlässigung der rumeliotischen Provinzen, so wie der Marine und der um die Hebung derselben verdient gewordenen Männer empfunden. Männer, deren für das Land wohlmeinende Absichten anerkannt und deren Talent und Eifer erprobt waren, wie Maurocordato und Koletti und mehre andre wurden entfernt, während alle die vorgezogen wurden, welche niemals einem festen politischen Systeme gefolgt waren und nur als willenlose Werkzeuge sich hingaben. Diese Menschen erfreuten sich der kräftigsten Unterstützung des Präsidenten, waren jedoch unklug genug, sich damit zu brüsten und die Glückseligkeit einer Verwaltung in russischer Form laut anzupreisen. Selbst die Gesandten des englischen und französischen Hofes mußten nur zu oft eine auffallende Nichtachtung und Geringschätzung fühlen. Das voreilige Ausplaudern des gleichfalls sehr begünstigten, wiewohl äußerst beschränkten Palikarenchefs Nikitaras, mit dem Zunamen der Türkenfresser, welchem der Präsident die Errichtung von zwölf adeligen Dynasten-Familien, mit dem Versprechen seiner Aufnahme darunter, aufgetragen hatte, steigerten die Besorgnisse.

„Die Familie Mauromichalis der Maina wurde verfolgt und zuletzt sogar alle männlichen Glieder derselben durch Verrath und gegen gegebenes Wort eingefangen. Bei Besetzung der Stellen mit gehaltlosen Richtern ward die Gerechtigkeit nach dem Inhalt der Handbillets des Präsidenten gehandhabt. Der verdienstvolle Favier mußte

sich zurückziehen, **Ypsilanti** wurde entfernt, der Senat aufgehoben, und dagegen eine **Jerussia** (Rath der Alten), d. h. eine in Ueberzahl aus unbedingt ihrem Chef ergebenen, dem Landes-Interesse aber fremden Männern zusammengesetzte, höchste berathende Behörde geschaffen.

„So bildete sich denn eine rührige und gefährliche Opposition, deren Häupter Maurokordato, Miaulis, Koletti, Mauromichalis-Pedrobey waren.

„Der erste Funken des offenen Widerstandes zeigte sich in der National-Versammlung zu Argos im Jahre 1829, deren unkonstitutionelle Ergebnisse, Vertröstungen auf die Zukunft und listiges Beseitigen der vorgebrachten Beschwerden eine schnelle Aufhebung bewirkte, was Capodistrias um so mehr begünstigte, als er dadurch allen weitern Erörterungen aus dem Wege ging. Der Eindruck, den dies hervorbrachte, war im höchsten Grade der Regentschaft nachtheilig. Mißvergnügen machte sich überall geltend und die gereizte Volksstimmung, welche neue Verhaftungen veranlaßte, gab sich immer deutlicher zu erkennen, nachdem man laut davon sprach, daß es die Absicht der Regentschaft sei, das Land im Provisorium zu erhalten, um es für die Realisirung von Rußlands Plänen aufzubewahren.

„Die persönlichen Mißhandlungen, welche die um Griechenlands Befreiung vielverdiente, allgemein geachtete Familie Mauromichalis, die allein dreizehn Brüder und Verwandte vor dem Feinde verloren hatte, erfuhr, bewaffnete diese endlich zur eigenmächtigen Rache, ohne den Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit abzuwarten, die in Hydra unter **Miaulis** und **Konduristis** Leitung und in der Maina durch den aus dem Palamid von Nauplia entflohenen **Katzagos Mauromichalis**, nachmaligen Adjutanten des Königs Otto, sich zu einer drohenden Bewegung zu formiren begonnen hatte.

„Am 26. September 1831, kurz vor dem Zusammentreten einer neuen Stände-Versammlung, deren freier Wahl der Präsident die schreiendsten und ungerechtesten Eigenmächtigkeiten entgegensetzte, entschlossen sich zwei Glieder der Familie Mauromichalis, am Eingang der heiligen Geistkirche von Nauplia das Leben des Verhaßten gewaltsam

abzuschneiden. Von einer Kugel, welche durch den Kopf drang, und einem Dolchstich in den Leib getroffen, verschied Capodistrias nach wenigen Stunden. Der russische Admiral Ricord, der des größten Einflusses sich erfreute, verfügte sich, nach kund gewordener That, eiligst in das Arbeits-Kabinet des Präsidenten und ließ einen ansehnlichen Stoß Akten und Schriften auf's Admiralschiff bringen ......"

Der Verfasser urtheilt über Capodistrias sehr streng. „Die Geschichte," sagt er, „muß über ihn den Stab brechen; denn Verrath am Vaterlande war sein schweres Verbrechen. Nach seinem Tode schien die Nation durch die Ernennung dreier Mitglieder zur gemeinschaftlichen Regierung sich noch einmal vereinigen zu wollen, und vielleicht wäre Ruhe und Ordnung bis zur Ankunft des Königs erhalten worden, wenn nicht Augustin Capodistrias die stolze und eitle Idee gehabt hätte, unter dem Schutze und Einflusse Kolokotroni's die hohen Pläne seines Bruders nicht allein verfolgen, sondern sogar erweitern zu wollen. Die Fackel des Bürgerkriegs, welche zu Argos aufloderte, vereitelte jene Versuche und vernichtete das in dem Zeitraume von drei Jahren sich mühsam gebildete Gute. Rußland nahm nun eine andere Rolle an, und wußte dieselbe so geschickt zu verbergen, daß es sich erst nach der jüngst geschehenen Katastrofe wieder klar herausstellte, wie diese Macht, ihrer bekannten Konsequenz in Verfolgung eines einmal gesteckten Zieles treu, im Stillen ununterbrochen thätig geblieben war.

„Nachdem endlich die baldige Ankunft des Königs Otto allen Hellenen kund geworden war, legte man die Waffen nieder, und alle Parteien erwarteten mit Sehnsucht und Freude den früher kaum gehofften und geträumten Augenblick der Landung des ersten Königs. Von ihm erwartete man, daß er dem jungen Staate Segen, Ruhe und Frieden bringen würde. Schon nach kurzer Zeit zeigte sich jedoch das Gegentheil. Der König und die Regentschaft fanden die Partei der Konstitutionellen, welche sich jetzt die Königlichen nannten, an der Spitze der Geschäfte, und wie man glaubte, wünschten nur diese das Wohl und Beste des Landes. Ihnen allein traute man wenigstens aufrichtige Gesinnungen für die Regierung zu. Man schilderte daher die Napisten oder Anhänger des Capodistrias (man nannte Augustin Ca-

podistrias, Napa, ein Ausdruck, den man ihm als Beinamen, seiner großen Nase wegen, gegeben haben soll) als niedrige Sclavenseelen, welche nur die russische Knute wünschten, die ihren Patron unter russischem Einfluß zum Despoten von Griechenland zu erheben, und dem Wohle des Landes und der bestehenden Regierung entgegen zu arbeiten trachteten ....."

Die Regierung wurde absichtlich getäuscht, sowohl über die vorerwähnten Individuen, als über ganze Gemeinden und Bezirke, die man als aufrührerisch schilderte. Leider gab man solchen Einflüsterungen Gehör, wodurch das öffentliche Mißtrauen immerfort genährt wurde, statt daß man es als erste Aufgabe hätte betrachten sollen, es zu beseitigen. Der große Haufe fürchtete, daß man Griechenland zu einer französischen Provinz machen wolle. Der Verfasser findet nächstdem die Hauptursache der innern Aufregung in den unregelmäßigen bewaffneten Banden, über die er sich umständlich ausspricht. Nach den unangenehmen Vorfällen in Lakonien und Messenien gedieh es endlich zu einer neuen Einrichtung, in Betreff der leichten Truppen. Wie häufig man diese verkannt, hatte man auf die regelmäßigen einen viel zu hohen Werth gelegt. Eine Militär-Kolonie mit Länder-Vertheilung wäre vielleicht das einzig zweckmäßige Mittel gewesen, die meisten geschehenen Fehlgriffe zu vermeiden. Bis zum fünfzigsten Lebensjahre wollte der Entwurf den Kolonisten zum aktiven Dienst verpflichten. Jeder in der ersten Gründung Begriffene blieb wenigstens zehn Jahre, worauf er seine Stelle durch ein anderes Glied der Familie besetzen lassen konnte.

„Wenn es gewiß ist," fährt der Verfasser in seiner Erörterung fort, „daß das griechische Volk keineswegs mit harten oder unerschwinglichen Abgaben belastet war, und in vielen Zweigen der Verwaltung gründlich erläuterte Gesetze und Verordnungen bestanden, so ist eine andere Frage doch die: wie, auf welche Art die Abgaben eingetrieben, und wie die Gesetze nach ihrem Sinne gehandhabt wurden? — was uns dann zunächst auf eine Beleuchtung des Beamtenpersonals führt, von dem leider! nicht viel Gutes zu sagen ist.

„Fast immer und überall wurden die Klagen der Regierten so viel als möglich hintertrieben und unterdrückt. Demungeachtet drückte das

Volk große Unzufriedenheit, vorzüglich gegen die Finanz-Kommissäre aus. Partheilichkeit, Bedrückung und Bestechung gehörten bei ihnen gewissermaßen zu den Nothwendigkeiten ihres Berufs. Kein Geschäft ward von ihnen geschlossen, wobei sie nicht ihres persönlichen Vortheils zuerst gedacht hätten. Gewöhnlich erwarben sie sich in einigen Jahren ein ansehnliches Vermögen. Bei den Gränzzöllen, Salinen ꝛc. ging es nicht viel besser, obgleich mehr im Geheimen. In Betreff der Zehntenpächter setzte das Gesetz von 1840 den empörenden Bedrückungen derselben einigermaßen Gränzen. Ihre Bedrückungen und Erpressungen überstiegen allen Glauben. Die Kasse-Beamten liehen Geld auf Zinsen, oder gewährten den Schuldnern gegen bedeutende Vergütungen oft jahrelangen Aufschub. Die Friedensrichter und Notare lockten dem unwissenden Landmann das Doppelte der gesetzlichen Sporteln ab. Die Advokaten hielten es gewöhnlich mit beiden Parteien, nahmen von beiden Geld, und wußten die Prozesse ihrer Klienten Jahre hindurch in die Länge zu ziehen ..."

„Alles bisher Angeführte," sagt der Verfasser, „trat jedoch vor den zügellosen Bedrückungen und Erpressungen der Dimarchen in den Hintergrund. Seit dem Jahre 1840, in welchem die Dimarchen den Eparchieräthen (ein Kollegium, das über die innern Angelegenheiten einer jeden Provinz wacht) unterworfen wurden, sind die Dimarchen zwar sehr beschränkt worden, indeß wußten sie auch nach dieser Zeit noch immer Mittel und Auswege zu finden. Vor dieser Zeit konnte man es hundert Mal hören: „„Für den König wollte ich gern das Letzte opfern, daß ich aber die Dimarchen damit bereichern soll, schmerzt mich tief.""

Die Abgaben und Frohndienste in den Gemeinden überstiegen fast überall die direkten königlichen Steuern und wurden mit der größten Härte und Unbarmherzigkeit eingetrieben, ohne daß den Dimarchie-Kassen für den Staat dadurch ein Vortheil verschafft ward. Um die Aufrechthaltung einer Polizei, um Schulen, Erbauung oder Unterhaltung fahrbarer Straßen kümmerten sich weder die Statthalter der Provinzen noch die Dimarchen. Mit einem Worte, der Krebsschaden, den ein nachgeahmtes, halb russisches, halb französisches Verwaltungs-

System dem Lande zugefügt, griff immer weiter um sich und richtete große Verheerungen an. Nirgend wäre es leichter gewesen, eine ächt patriarchalische Verwaltung einzuführen, als in Griechenland. Allein bei Feststellung der neuen Ordnung der Dinge kam es Niemand bei, das Räderwerk derselben so einfach als möglich zu bestimmen. Die im westlichen und nördlichen Europa angelernten Griechen, welche durch ihren Stand und ihre Kenntnisse zu Beamten gewissermaßen vorausbestimmt waren, glaubten vielmehr, daß die Staatsmaschine recht künstlich und verwickelt sein müsse, um Anspruch auf Vollkommenheit machen zu dürfen. Zu der nächstbevorstehenden Zukunft übergehend, sagt der Verfasser:

„Eine Wiedereintheilung des Königreichs in Nomarchien, wie sie jetzt wahrscheinlich in Ausführung kommen wird, ist jedenfalls höchst wünschenwerth, denn durch sie kann den Veruntreuungen der Beamten, besonders der untern Chargen, ein Damm entgegengesetzt werden. Es ist leichter, zehn rechtliche und fähige Nomarchen zu finden, als einige dreißig Statthalter dieser Art. In der Gendarmerie und National-Miliz lassen sich noch manche wünschenswerthe Verbesserungen anbringen. Fast in allen Provinzen fehlen umsichtige und rechtliche Polizei-Beamten, und es machte sich bei ihnen als ein großer Uebelstand geltend, daß sie von den Gemeinden gewählt wurden. Endlich würde es, um alle früheren Verbindungen zu vernichten, nach Feststellung der neuen Verfassungsform an der Zeit sein, eine allgemeine Versetzung im ganzen Königreich zu veranlassen. Die Kosten, welche eine solche nach sich zöge, könnten dadurch hinlänglich wieder eingebracht werden, daß der Staats-Kasse dann Vieles zufließen würde, was ihr bisher auf lang befahrenen, versteckten Wegen listig entzogen ward......"

Der Verfasser schließt seine Erwägungen und Mittheilungen mit den Worten: „Darf ich noch das im Allgemeinen zusammenstellen, was auf die griechischen Zustände für die ganze Folgezeit nachtheilig einwirkte, so war es Capodistrias veränderte Regierungs-Maxime, welche den Grund zu den vielen Parteien legte, die sich noch in diesem Augenblick deutlich genug zu erkennen geben. Die Regentschaft des Grafen Armansperg ist unstreitig am wenigsten frei von schweren Vorwür-

sen. Rudhardt's Ministerium muß unstreitig als das redlichste und umsichtigste betrachtet werden. Von ihm kann man sagen, daß seine ganze Thätigkeit nur dem Zwecke seiner Bestimmung sich hingab. Für die Regulirung des Gerichtswesens hatte Maurer viele schätzenswerthe Vorarbeiter; da es aber nicht vortheilhaft benutzt ward, das Meiste vielmehr ganz liegen blieb, so fiel es in seinen frühern verwahrlosten Zustand zurück.

„Wenn nach alle dem der Schluß gemacht werden muß, daß (wie immer, auch hier mit Ausnahme) diejenigen, welche zeitweise an der Spitze der Verwaltung standen, den Grund zu dem gegenwärtigen beklagenswerthen Schicksale der Deutschen legten, so lassen sich die Vorwürfe, welche man den betreffenden Regentschafts-Gliedern machen kann, dann einigermaßen mildern, wenn man berücksichtigt, daß diese es gerade mit dem verderbtesten Theile des griechischen Volkes zu thun hatten. Man war mit den Griechen in unmittelbarer Berührung, welche früher den Türken zunächst standen. Durch das Bestreben, sich mit der Verschmitztheit und Abgefeimtheit eines Sklaven-Sinnes dem Joche der Türken scheinbar zu schmiegen, um im eigentlichen Sinne doch ihre Herren zu sein, hatte der Karakter dieser Menschen außerordentlich gelitten und jene, gemeinen Seelen eigene Krämer-Neigungen angenommen, den Nebenmenschen auf jede Weise zu übervortheilen.

„Man stand vorzugsweise mit den Menschen in unmittelbarem Verkehr, welche mit den unverschämtesten Ansprüchen auftraten, als das Werk der Befreiung des Landes von der Despotie vollbracht war. Undankbar vergaßen sie es bald, wer dazu den Impuls gegeben und suchten sich wohl gar einzureden, sie hätten Alles allein erkämpft. Sie betrachteten daher von Haus aus jeden Deutschen, als sie seiner nicht mehr zu bedürfen glaubten, mit Argwohn und Neid. Ihr habsüchtiger Karakter verleitete sie, mit Mißgunst auf jeden Nichtgriechen zu sehen, dem für geleistete Dienste oder anerkannter Fähigkeiten und Kenntnisse wegen eine erträgliche Existenz gesichert wurde und wozu sie selbst ganz untauglich waren.

„Mit Eifersucht und verhaltenem Ingrimm betrachteten die in diese Kategorie gehörigen Kreaturen jeden Nichtgriechen, dem sie im Range

nachstanden und spannen Intriguen aller Art an, seine Thätigkeit zu hemmen, wo möglich ihn von seinem Posten zu verdrängen. In dieser Beziehung konnte man Athen mit Recht das kleine Konstantinopel nennen und Griechenland am besten dadurch bezeichnen, daß man es mit dem unter den alten griechischen Kaisern in eine Parallele stellte.

„Jener verächtliche, gemeine Knechtssinn, den mehr oder weniger die Mehrzahl der im Lande gebliebenen höheren Griechen theilt, und den ihnen die ehemalige Despotie eingeimpft hat, muß fallen, bevor Griechenland auf dauernd geordnete Zustände rechnen kann, sonst würde es sich unfehlbar nur zu bald zeigen, daß es auch durch die neue Verfassung, die, wie schon bemerkt worden, ohnedies schon das gegen sich hat, daß sie abermals nach fremden Mustern zusammengesetzt wird, das gehoffte Glück nicht errungen hat. Denn die Wohlfahrt eines Staates, seine Ruhe und sein Glück hängen nicht von dem Namen ab, der seine Verfassung bezeichnet, sondern von dem Geiste, der das ganze organische Gebäude des Staates durchdringt, von der Theilnahme, welche die Masse nationalen Interessen zeigt, von dem Karakter und der Handhabung der Gesetze, welche das Ganze zusammenhalten, von der Kraft, die dem Mechanismus der Staatsmaschine mitgetheilt wird u. s. w. . . .“

Der Verfasser gibt indeß der Hoffnung Raum, daß das Schlechte überall schwinden werde, wo das Gute keine Hindernisse scheut, sich Bahn zu brechen; nur müsse man es vor Allem erst dahin bringen, daß der Regierung das volle Vertrauen der Unterthanen gesichert werde. „Von dem Augenblick an,“ sagt er, „in welchem man nicht mehr zweifeln konnte, daß das Vertrauen der Griechen zu der bisher angewandten fremdartigen Administrations-Maschine geschwunden war, hätte man entscheidende Maßregeln ergreifen sollen, diesem Uebelstande abzuhelfen, da man voraussehen konnte, daß er die besten Absichten der Regierung hemmen mußte. Dem Hasse, den das griechische Volk gegen die Fremden, insbesondere gegen uns Deutsche jetzt so rücksichtslos zu erkennen gibt und der dessen Wortführer in ihren Maßregeln gegen die Fremden unzweifelhaft schon weiter führte, als es in Berücksichtigung der vorausgegangenen Verhältnisse entschuldigt werden kann, wollen

wir jedoch nicht Haß entgegensetzen. Wir wollen vielmehr von Herzen wünschen, Griechenlands innere Zustände möchten allmälig so erstarken, daß die europäischen Mächte zu der Ueberzeugung gelangen, dieser Staat verdiene nicht eine politische Verstümmelung, wie sie ihm die londoner Konferenz zugefügt hat.

„So lange man diesen vom Egoismus eingeflößten Fehlgriff nicht wenigstens einigermaßen auszugleichen sucht, kann Griechenland nie den andern europäischen Staaten gegenüber eine würdige, seinem ganzen Gedeihen förderliche Stellung einnehmen. Griechenland muß eine politische Null bleiben, jeden Augenblick mit der Gefahr bedroht, von seinem Nachbar verschlungen zu werden, so lange es im Süden durch Kandia blokirt, im Norden durch Gebirge eingezwängt wird, und auf den jonischen Inseln die englische Flagge wehen sieht. Es ist eine Festung, deren Stärke in den detaschirten Forts liegt, und diese sind in fremden Händen. Das wellington'sche Kabinet hat diese politische Mißgeburt ausgebrütet.

„Griechenland kann daher nicht als unabhängig betrachtet werden, so lange es vom Besitz dieser Forts ausgeschlossen bleibt, welche in Zante und Kerigo vor der Front des Peloponnes und in Kefalonien, Ithaka und Santo Maura vor der des westlichen Griechenlands liegen. Es ist bekannt, daß man sogar Euböa von dem heutigen Griechenland trennen wollte und daß diese Absicht nur durch die eifrige Vermittelung Karl's X. und Polignac's hintertrieben ward. Daß endlich Epirus und Thessalien, sowie diejenigen Inseln, welche der Befreiung ihres Vaterlandes die größten Opfer gebracht, von Griechenland abgesperrt wurden, ist ein Unglück, das die Griechen nie verschmerzen werden und das die Hoffnung einer einstigen Vereinigung mit ihren Brüdern ewig rege erhalten und sie zu betreffenden Versuchen stets anspornen wird .....

„Schließlich stimme auch ich dem aus Athen zu uns herüberschallenden Hülferufe bei: Verlaßt, Deutsche! nicht euere auf den Straßen Athens hülflos umherirrenden, unglücklichen Brüder!

„Man hat behauptet, daß dies Schicksal selbst diejenigen theilen, welche für die Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche ihr Leben, ihr Vermögen, Vaterland und Familie verlassend, dran gesetzt haben;

meine neuesten Nachrichten aus Griechenland widersprechen dem jedoch entschieden.

„Dies wäre auch ein unvertilgbarer Schandfleck für das ganze griechische Volk, den die Vorsehung ebenso gewiß an den Kindern rächen würde, als sie das Laster des Undanks an den Vätern furchtbar gerächt hat."

Länder- und Völker-Kunde.

Aufenthalt in Kordofan.

Erste Mittheilung.

Von allen Besitzungen, welche der Vizekönig von Aegypten, Mehmet Ali, sich zugeeignet, ist das Land Kordofan das am meisten südlich gelegne, folglich das am meisten von der Hauptstadt und Residenz des Eroberers entfernte. Es wurde 1821 von einem der Schwiegersöhne des Pascha erobert, und blieb ziemlich lange den Europäern unbekannt. Nur sehr wenige, in neuester Zeit erschienene Landkarten deuten es an, aber in fast keinem geografischen Werke wird bis jetzt seiner gedacht. Einige Reisende, welche es in den letzten Jahren besucht, haben sich kaum einige Tage darin aufgehalten, weil sein Klima selbst für die Aegypter tödtlich ist.

Pällme ist der erste, welcher dieser Gefahr Trotz geboten und sie mit Erfolg überstanden hat. Seine Beschreibung von Kordofan ist der erste über dies Land abgestattete authentische Bericht, deßhalb von besonderer Wichtigkeit für das europäische Publikum.

Pallme ist ein geborner Böhme. Er verließ sein Vaterland in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren, um sich nach Alexandria zu begeben, wo er als Handlungsdiener in ein Geschäftshaus trat. Dies letzte beabsichtigte, Jemand nach dem Innern Afrika's zu schicken, um dort Handels-Beziehungen zu eröffnen, und Pallme unternahm

es, diesem Auftrage sich zu unterziehen. Er hatte bereits mehre Reisen durch Aegypten gemacht, sich mit den Sitten und Gebräuchen der Eingebornen befreundet und die arabische Sprache gründlich erlernt.

In Begleitung seines Dieners, manchmal auch allein, durchstreifte er Kordofan in allen Richtungen, fügte sich in die dort übliche Lebensweise, wurde aber demungeachtet vom Fieber nicht verschont, das alle dort hinkommende Europäer heimsucht. Er war seinem Ende nahe, als seine starke Leibes-Beschaffenheit, mit Hülfe einer Art einheimischer Pferdekur, ihn rettete. In Alexandria, wohin er nach seiner Genesung zurückkehrte, nahm er nun einen viel höhern Rang ein als früher, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil seine Kenntniß von Kordofan für den Handel wie für die geografische Wissenschaft von nicht geringem Interesse war. Mehre Briefe, welche er über jenes Land schrieb, wurden in verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften zu London vorgelesen. Erst in Folge der wiederholten Aufforderungen des französischen Reisenden Abadie entschloß er sich, ein vollständiges Werk über Kordofan zu verfassen. Dasselbe ist vor kurzem in England erschienen. Wir beeilen uns, das Vorzüglichste daraus mitzutheilen.

Das Land Kordofan liegt zwischen Sennaar und Darfur, oder zwischen dem zwölften und fünfzehnten Grade nördlicher Breite. Seine Hauptstadt Lobeid liegt fast im Mittelpunkte des Landes, unter dem dreißigsten Grade östlicher Länge. Es wird auf der Nordseite von der Wüste Dongola begrenzt und auf der Westseite von Darfur, welches letzte seine Unabhängigkeit gegen Aegypten bis heute behauptet hat. Auf der Südseite hat es keine bestimmte Gränzen, indem es hier von nomadischen Stämmen bewohnt wird, wovon einige an Mehmet Ali einen Tribut entrichten, während andere ihn verweigern. Der Bahr el Abiad, oder der weiße Nil, durchschneidet den östlichen Theil von Kordofan, doch haben die Bewohner von Sennaar die fetten Wiesen am Ufer des Flusses sich zugeeignet, und nähren darauf zahlreiche Heerden, ein wesentlicher Vortheil, den das Volk von Kordofan sich hat entreißen lassen.

Im Uebrigen wird das Land von keinem andern Flusse und von keiner Gebirgs-Kette durchschnitten. Es bietet in seiner ganzen Aus-

dehnung nichts als eine Menge Oasen, die während der regnerischen Jahreszeit in der üppigsten Vegetation prangen, während der großen Hitze aber, also acht Monate lang, sich in die traurigsten Einöden verwandeln. Im Sommer steigt der Thermometer von Réaumur im Schatten oft bis zu vierzig Grad Wärme, und kein Mensch, ja kein Thier darf es alsdann wagen, den glühenden Sonnenstrahlen sich auszusetzen. Der Einfluß der regnerischen Jahreszeit ist außerordentlich verderblich, nicht allein für Fremde, sondern auch für Eingeborne. Es gibt dann beinahe keine Hütte, die nicht von Fiebern heimgesucht wird. Diese letzten verschwinden zwar mit dem Beginn der trocknen Jahreszeit, allein der Gegensatz zwischen der Glut des Tages und der kalten Feuchtigkeit der Nacht veranlaßt Krankheiten, welche fast immer tödtlich sind.

Im Laufe der letzten sechszig oder siebenzig Jahre war Kordofan zuerst Sennaar tributpflichtig, dann wurde es durch den Sultan von Darfur erobert. In beiden Fällen scheint es nicht unglücklich gewesen zu sein. Es genoß einer gewissen Freiheit, da seine Gebieter sich selten oder nie in seine innern Angelegenheiten mischten und sich begnügten, daß ihnen der vorausbestimmte Tribut regelmäßig entrichtet wurde. Die Einwohner trieben bedeutenden Handel mit ihren Nachbarn und gewannen davon große Vortheile.

Seit das Land unter die Herrschaft des Vize-Königs von Aegypten gerathen ist, hat es seinen frühern Wohlstand schnell verloren. Man findet eine Menge Dörfer und Städte, die von ihren Einwohnern verlassen worden, welche sich nach Darfur geflüchtet haben. Der erste Statthalter von Kordofan, nach der Eroberung des Landes durch die Aegypter, war der Defterdar oder Schwiegersohn Mehmet Ali's. Seine Grausamkeit und Erpressungssucht überstieg allen Glauben. Pallme führt mehre Beispiele an, die nichts Menschliches mehr haben, und von einem in Raserei begriffenen Thiere herzurühren scheinen.

So fand der Statthalter ein besonderes Vergnügen darin, durch einen abgerichteteten Löwen die sich ihm Nahenden überfallen und, wo nicht zerreißen, doch mehr oder weniger übel zurichten zu lassen. Bei Gelegenheit des Bairam-Festes baten ihn sechszehn seiner Diener auf

das Demüthigste, ihnen Schuhe oder Sandalen machen zu lassen. Er versprach ihnen freundlich die Erfüllung ihres Wunsches, ließ ihnen aber am andern Morgen Hufeisen an die Füße nageln und zwang sie, der entsetzlichen Schmerzen ungeachtet, ihre gewöhnliche Arbeit zu verrichten. Neun dieser Unglücklichen starben am Brand; erst jetzt ertheilte der Unmensch die Bewilligung, den übrigen die Eisen wieder abzunehmen, und ihre Wunden zu verbinden.

Es gibt in Kordofan eine Menge Menschen, denen der Defterdar zu seinem Vergnügen, oder um sie zu zwingen, ihr Vermögen ihm auszuliefern, die Augen ausstechen, die Zunge, die Nase und die Ohren abschneiden ließ. Jeder, der im Verdacht stand, eine etwas bedeutende Summe baaren Geldes zu besitzen, wurde des erstbesten Verbrechens beschuldigt und ohne Gnade hingerichtet. Durch solche Mittel war es dem Defterdar gelungen, ungeheure Schätze zusammenzuraffen. Alle Vorstellungen, welche der Pascha über sein Verfahren ihm machen ließ, fruchteten nichts, weßhalb ihm endlich nichts übrig blieb, als durch Gift sich seiner zu entledigen. Die dadurch erregte Furcht vermochte die seitdem nach Kordofan geschickten Statthalter zu größerer Milde und Gerechtigkeit, obgleich die Einwohner immer noch allerlei Bedrückungen und Erpressungen zu erleiden haben, worüber sie sich nicht beschweren können.

Eins der von Mehmet Ali gebildeten Neger-Infanterie-Regimenter liegt in Kordofan in Besatzung und der Oberst desselben ist zugleich Zivil- und Militär-Statthalter, in welcher Eigenschaft er jedoch unter dem Pascha von Khartum steht. Das Land ist in fünf Bezirke geschieben, deren jedem ein Offizier vorsteht, den der Oberst ernennt und der als Kaschef, oder erste Magistrats-Person, alle Angelegenheiten zu leiten hat. Keiner derselben versäumt die Gelegenheit, sich zu bereichern, was nur möglich ist, wenn er seinen Untergebenen das Wenige nimmt, was sie besitzen, wobei die andern Beamten ihm aus Kräften beistehen, indem sie ihre Aemter gekauft haben, und sich dafür entschädigen wollen. Häufig geschieht es auch, daß Handel mit solchen Aemtern getrieben wird, bei welcher Gelegenheit der Käufer im Großen den reinen Vortheil zieht.

Treibt es ein untergeordneter Beamter mit seinen Bedrückungen zu arg, so wird er entweder zum Tode verurtheilt, oder nach einer entlegenen Provinz verbannt, und sein unrechtmäßig erworbenes Vermögen wird weggenommen, jedoch nicht um die unglücklichen Beraubten damit zu entschädigen, sondern um es in den Schatz des Vize-Königs abzuliefern.

Es gibt im Morgenlande ein Sprüchwort, welches besagt: „Wo ein Türke hintritt, wächst kein Gras mehr.“ Am auffallendsten zeigt sich dies in Kordofan. Der frühere Wohlstand dieses Landes ist gänzlich verschwunden und durch das tiefste Elend ersetzt worden. Ein allgemeiner Aufstand ist das einzige Mittel, welches den Einwohnern übrig geblieben, um sich von dem auf ihnen lastenden, unerträglichen Joche zu befreien. Man darf annehmen, daß der Zeitpunkt, wo sie diesen verzweifelten Entschluß in Ausführung bringen werden, nicht mehr fern sei.

Der Gebrauch der Feuer-Gewehre ist erst seit einigen Jahren in Kordofan bekannt, und dadurch erklärt sich auch die Leichtigkeit, womit man das Land zu unterwerfen vermocht. Die wenigen Jahre der Unterdrückung haben es auch in dieser Hinsicht belehrt, und im Falle es zu einer Empörung kommen sollte, würden die Zeughäuser, welche der Pascha angelegt, ihnen Waffen im Ueberflusse bieten.

Alle Abgaben, welche die Regierung ausschreibt, müssen in Geld entrichtet werden, selbst wenn die Heuschrecken das Land verheert haben und den armen Bewohnern gar nichts übrig geblieben ist. Wird die geforderte Summe nicht am bestimmten Tage abgeliefert, so erscheinen augenblicklich die Häscher, und bemächtigen sich alles Viehes. Ergibt sich aus dem Verkaufe oder dem Werth desselben noch nicht die volle Summe, so wird eine gewisse Anzahl Leute aus dem Orte entweder zum Militärdienst verwendet, oder zum Vortheil der Regierung als Sklaven verkauft.

Wie wenig Mehmet Ali die Schmeicheleien verdient, womit gewisse britische Filantropen, wegen der angeblichen Abschaffung der Sklaverei in seinen südlichen Besitzungen, ihn überhäuft, ergibt sich aus dem Umstande, daß er in diesen Gegenden der größte aller Sklaven-Händ-

ler ist und um Sklaven aufzutreiben, die größten Abscheulichkeiten begehen läßt. Es werden alljährlich, von Kordofan aus, recht eigentliche Neger-Jagden in den Gebirgsländern angestellt, bei dieser Gelegenheit die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt, und die wie wildes Vieh zusammengetriebenen Menschen theils als Soldaten verwendet, theils wieder verkauft. Auf solche Weise wird das Geld aufgebracht, womit der Vize-König seine Truppen am obern Nil besoldet. Wenn eine Regierung zu dergleichen Mitteln ihre Zuflucht nimmt, darf man sich nicht wundern, daß die natürlichen Hülfsmittel des Landes vernachlässigt oder zu Grunde gerichtet werden. Hören wir, was der Reisende über diesen Gegenstand sagt:

„Das Zuckerrohr wächst in Kordofan wild, und die Gattung, zu der es gehört, ist eine der besten. Der Boden ist an vielen Orten vortrefflich für den Indigobau geeignet. Man könnte bald eine große Menge dieses einträglichen Handels-Artikels von hier beziehen. Unter einer vernünftigeren Verwaltung könnte dies Land jährlich 20,000 Stück Rindvieh an Aegypten überlassen; der Transport desselben müßte jedoch Leuten anvertraut werden, die nicht ein Vergnügen darin finden, arme Thiere zu martern und zu quälen.

„Auffallend genug sind die großen Wälder von Nuba, worin ein Ueberfluß von Gummi-Bäumen ist, bisher unbeachtet geblieben. Ihr Ertrag würde bei weitem den des verruchten Sklaven-Handels übersteigen. Man könnte Jahr aus, Jahr ein zwischen zehn- bis zwanzigtausend Kantari Gummi darin sammeln. Zwei Kantari desselben kosten aber weniger Mühe und Geld, als die Herbeischaffung eines Sklaven, und verkaufen sich zu viel höherm Preise.

„Eines Tages, als Mehmet Ali sich nach Tazoklo begab, stieß er zufällig auf einen Sklavenzug, den er sogleich in Freiheit setzen ließ, weil einige Europäer in seinem Gefolge sich befanden. Bald nachher befahl er jedoch, daß fünftausend Mann in Kordofan aufgefangen werden sollten. Da ich damals der einzige Europäer in diesem Lande war, erachtete es der Statthalter nicht unter seiner Würde, mir das strengste Schweigen in diesem Punkte zu empfehlen.

„Die Häuser, welche man in dieser Gegend Tukkoli nennt, sind

sehr einfach gebaut. Alle sind rund und haben zehn bis zwölf englische Fuß im Durchmesser. Jede solche Hütte hat nur eine Oeffnung, die zugleich als Thür, Fenster und Rauchfang dient und durch die ein Erwachsener nur ein- oder ausgehen kann, wenn er sich seitwärts schiebt. Alle Hütten sind sich einander vollkommen ähnlich.

„Man denke sich eine Menge Stangen, die in einem größern oder kleinern Kreise in der Art gestellt sind, daß sie an der Spitze zusammentreffen, wo sie mit Weidenruthen zusammengebunden werden, wonach man sie mit Stroh bedeckt. Alle Hütten haben also das Ansehen riesiger Zuckerhüte, deren Spitze mit einem Nest bedeckt wird, welches bald ein Storch oder ein anderer Vogel in Besitz nimmt. Wie einfach nun auch der Bau dieser Hütten ist, dringt doch kein Wasser in dieselben und sie bleiben von aller Feuchtigkeit während der nassen Jahreszeit verschont. Jede Familie hat gewöhnlich zwei bis fünf solcher Tukkoli, die mit einer Weißdorn-Hecke umschlossen sind, um die frei herumlaufenden Kameele abzuhalten, welche bald die Bedachung des Hauses abfressen würden. Für den Fremden sind diese Hecken sehr unangenehm, weil er, indem er sich durch dieselben drängt, Kleider und Haut zerreißt.

„Die Tukkoli sind so wohlfeil, daß auch der Aermste eine solche hat. Die benöthigten Stangen kann er sich aus dem Walde holen, ohne etwas dafür zu bezahlen, und für fünf oder sechs Piaster (40 bis 48 Kr.) erhält er so viel Stroh, als er zur Bedeckung des Ganzen braucht. Für Handarbeit hat er auch nichts zu zahlen, da jeder Nachbar ihm hilft. Gefällt ihm die Stelle nicht mehr, worauf er seine Hütte gebaut, so versetzt er sie eben so leicht nach einem andern Orte, wobei ihm seine Freunde wieder behülflich sind. Geräth eine Hütte in Brand, so denkt Niemand an Löschen, vielmehr werden die benachbarten Hütten eingerissen, was das beste Mittel ist, die weitere Verbreitung des Feuers zu hindern. Nach einem solchen Ereigniß werden oft ganze Dörfer nach einer andern Stelle verlegt. Dieser Fall tritt auch ein, wenn ein ameisenartiges Insekt, Kurat genannt, das sich binnen wenigen Tagen ins Unendliche vermehrt und dessen Biß sehr schmerzlich ist, an einem Orte sich einfindet.

„Die reichsten Einwohner haben im Sommer viereckige Hütten mit zwei Oeffnungen, wodurch ein Luftzug entsteht, der das Innere abkühlt. Sobald jedoch der erste Regen kommt, wird diese Wohnung durch eine zugespitzte ersetzt, von welcher die Nässe leichter ablaufen kann. Zu Bari und Lobeid, wo sich viele Türken und Dongolier aufhalten, sind die Häuser größer und nach ägyptischer Art gebaut, obgleich das Material, welches man dazu verwendet, nur aus Holz, Sand und Kalk besteht. Sie sind im Allgemeinen sehr reinlich und ziemlich dauerhaft, doch ist man darin nicht so gut gegen den Regen geschützt als in den Tukkoli, indem man oft auf seinem Lager eines Regenschirms bedarf.

„Dies Lager, Angareb genannt, besteht aus sich durchkreuzenden Riemen und wird am Tage als Sofa gebraucht. Es bildet das vorzüglichste, wo nicht das einzige Möbel der Behausung. Daneben hängt ein Lederschild zwischen einigen Lanzen. Ein Wasser- und ein Kochtopf, ein Gefäß zum Brauen der Merissa (eine Art Bier), ein kleiner Trog zum Brodbacken, zwei oder drei Holzkübel und einige Schläuche, aus denen man trinkt, bilden das übrige Hausgeräth. Die Milch wird in kleinen dichtgeflochtenen Körben (die man einige Zeit in heißem Wasser kochen läßt, wodurch alle Oeffnungen sich auf's genaueste verschließen) aufbewahrt. Alle Lebensmittel müssen in einer gewissen Höhe aufgehängt werden, damit die zahllosen Mäuse und die weißen Ameisen sie nicht verderben. Die letzten sind, wie in Hindostan, für die Einwohner eine wahre Plage. Sie zernagen Alles, was ihnen unter die Zähne kommt. Das einzige Mittel, etwas vor Zerstörung zu bewahren, besteht darin, es auf einen großen Stein zu stellen, den sie nicht zu erklimmen wagen ....“

„Das Hornvieh wird nicht in Stallungen untergebracht, sondern in einen Umschluß von Weißdorn eingesperrt, was indeß nicht immer hinreichend ist gegen die Angriffe einer hungrigen Hyäne oder eines wüthenden Löwen. Da die Bedürfnisse der Einwohner von Kordofan sehr gering sind, und der Boden Alles erzeugt, was sie brauchen, ist die Arbeit, welche sie zu verrichten haben, äußerst gering. Bei Sonnen-Aufgang erheben sie sich von ihrem Lager, verrichten die vorgeschriebenen

Abwaschungen, setzen sich auf ihre Matte und überlassen sich ihren Träumereien, oder plaudern mit einander. Das Frühstück der in Kordofan sich aufhaltenden Türken besteht aus Kaffee, der aus Abyssinien bezogen wird und beinahe nichts kostet. Die Eingebornen geben ihrer Merissa den Vorzug, indem sie dazu eine Pfeife Tabak rauchen."

Wie sehr auch Pallme an die Sitten und Gewohnheiten der Morgenländer gewöhnt war, hatte die Trägheit der Bewohner von Kordofan für ihn doch etwas sehr Auffallendes. Wer nur irgend zwanzig bis dreißig Piaster aufbringen kann, schafft sich einen Sklaven an, der für ihn zu arbeiten hat; er selbst regt weder Hand noch Fuß. Die Frauen allein unterziehen sich kleinen häuslichen Verrichtungen, welche sie leichthin besorgen, insofern es ihnen nicht zu viel Mühe macht. Die allgemeine Trägheit geht so weit, daß die Leute sich blos deshalb nicht zanken, weil sie dadurch in ihrem gewöhnlichen träumerischen Dahinleben gestört werden würden. Zu Schlägereien kommt es fast nie, ausgenommen wenn Eifersucht ein paar junge Burschen aufstachelt. Die Verheiratheten sind in dieser Beziehung viel duldsamer, sie lassen durch eifersüchtige Grillen sich nicht anregen. Demungeachtet ist der Zweikampf auch hier nicht unbekannt, in welchem Falle aber besondre Regeln vorgeschrieben sind, die näher angedeutet zu werden verdienen.

Haben die gemeinschaftlichen Freunde sich vergebens bemüht, die streitige Sache (gewöhnlich eine Nebenbuhlerei) in Güte beizulegen, so fordern sich die Gegner förmlich heraus. Der Zweikampf findet statt an einer offenen Stelle, Freunde und Verwandte der beiden Kämpfer sind als Zuschauer gegenwärtig. Die Vorbereitungen sind sehr einfach und bestehen nur in einem aufgestellten Angareb oder Bettsofa. Die Kämpfer stellen sich auf beiden Seiten desselben einander gegenüber, und zwar so nahe, daß nur jenes Möbel sie trennt. Jeder erhält nun eine große Peitsche von Nilpferds-Leder. Haben sie dieselbe ergriffen, so bemüht man sich nochmals, sie auszusöhnen.

Scheitert auch dieser letzte Versuch, so wird ein Zeichen gegeben, wonach der vom Loos Begünstigte aus allen Kräften seinem Gegner einen Hieb versetzt, den dieser mit stoischer Festigkeit empfängt und sich beeilt, ihn eben so nachdrücklich zurückzugeben. Der Kampf wird uner-

müdlich fortgesetzt, die Hiebe folgen regelmäßig und rasch auf einander, das Blut spritzt und strömt, ganze Stücke Haut und Fleisch werden abgerissen vom Rücken, den Armen und den Schultern; der Kopf allein bleibt unverletzt. Man kann sich keinen entsetzlichern Anblick denken.

Wie schmerzlich aber auch die Verletzungen seien, so vernimmt man doch keine Klage, keinen Seufzer. Die Zeugen verhalten sich durchaus ruhig, fast möchte man sagen untheilnehmend. Der Kampf dauert so lange, bis einer der Gegner ermüdet seine Peitsche sinken läßt, auf welches Zeichen der Sieger die seinige sogleich bei Seite wirft. Beide drükken sich nun die Hände und erklären, daß sie befriedigt seien. Von ihren Freunden und Verwandten beglückwünscht, waschen sie ihre Wunden und leeren einige Krüge Merissa, woran es überhaupt nie fehlen darf.

Die Kleidung beider Geschlechter ist sehr einfach. Die Männer vom Stamme Dongola, dem reichsten in dieser Gegend, hüllen sich in eine lange Tunika mit weiten Aermeln, und bedecken das Haupt mit einem weißen Turban. Da beide Kleidungs-Stücke jedoch nur äußerst selten gewaschen werden, haben sie gewöhnlich ein sehr schmutziges Ansehen und werden nach und nach fast ganz schwarz. Bei den andern Stämmen sieht man Männer und Frauen beständig mit unbedecktem Kopfe. Sie wickeln sich ein Stück Baumwollenzeug um die Hüften und schlagen das Ende davon über die Schulter. Niemand geht aus, ohne mit einem Degen oder einem Dolch bewaffnet zu sein. Bei größeren Reisen werden diese Waffen durch eine Lanze und einen krummen Säbel ersetzt.

Es ist auffallend, mit wie großer Sorgfalt die Weiber mit dem Flechten ihres Haares sich beschäftigen. Sie salben dasselbe mit Oel, Butter und andern fetten Substanzen; der erste Windstoß pudert jedoch das glänzend schwarze Haar dergestalt mit Staub, daß es unkenntlich wird. Dazu gesellt sich noch der Umstand, daß Oel und Butter unter dem heißen Himmel bald stinkend werden, weshalb der von den Schönen verbreitete Geruch unausstehlich genannt werden muß. Pallme beschreibt die Qualen, denen die Frauen in Kordofan freiwillig sich unterziehen, um während der Nacht ihr künstlich geringeltes und gesalbtes Haar nicht zu zerdrücken. Zur Erhöhung ihrer natürlichen Schönheit,

die man eben so gut auch Häßlichkeit nennen könnte, hängen sie sich große silberne und kupferne Ringe in Nase und Ohren. Vor der Eroberung des Landes durch die Aegypter waren viele solcher Ringe von Gold; jetzt werden dergleichen nur äußerst selten gesehen. Hals, Arme und Füße sind ebenfalls mit Ketten und Spangen in großer Zahl bedeckt und das Haar wird mit kleinen, bunten Glaskorallen durchflochten. Ueberhaupt sind die dortigen Frauen sehr begierig auf Alles, was eine grelle Farbe hat oder glänzt, und sie behängen sich den ganzen Leib mit Allem, was sie in solcher Beziehung aufbringen können.

Es gibt fast keine Familie, die nicht mehre Sklaven hat, welche im Allgemeinen ziemlich gut behandelt werden. Sie führen dieselbe Lebensweise wie ihre Gebieter und sind gekleidet wie diese. Man erkennt sie allein an den schweren Eisen-Ringen, welche den männlichen Sklaven um den Fuß geschmiedet werden, um sie am Entlaufen zu hindern. Demungeachtet ereignet es sich häufig, daß ein Sklave seinem Herrn zu entspringen sucht. Mißlingt das Unternehmen, was gewöhnlich der Fall ist, so wird der Sklave streng bestraft, und Pallme versichert, es sei dies der einzige Fall, wo ein solcher mit der Peitsche gezüchtigt worden. Trägheit oder andere Vergehen werden um so eher nachgesehen, da die Gesammtmasse der Bevölkerung wenig rührig ist.

Gastfreundschaft steht in Kordofan noch in hohen Ehren. Eines Tages, als der Reisende mitten in der Wüste vom Fieber befallen wurde, nicht mehr auf seinem Kameel sich halten konnte, und ausgestreckt auf dem glühenden Sande sein Ende für unvermeidlich hielt, kamen Leute aus einem eine halbe Stunde entfernten Dorfe, trugen ihn in ihre Hütte und pflegten ihn einen Monat lang mit der größten Sorgfalt. Tag und Nacht wachten zwei Frauen neben seinem Lager, um Mücken und anderes Ungeziefer zu verscheuchen, ihm Kühlung zuzufächeln und ihm Speise oder Trank zu reichen. Er bemerkte mehrmals eine junge Sklavin, Namens Agami, die jedesmal, wenn sie ihn betrachtete, in Thränen ausbrach.

Das Fieber hatte ihn während fünf Tagen und Nächten keinen Augenblick verlassen und ihn so schwach gemacht, daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Im Augenblick der größten Gefahr befestigten

seine Wirthe ihre kostbarsten Amulette und andere Beschwörungs-Mittel an seine Arme und legten ihm noch mehr derselben unter den Kopf, während eine alte Hexe, die man aus einem andern Dorfe geholt, einen Kübel voll Sand aufmerksam durchmusterte und erklärte, daß der Fremdling seine Gesundheit wieder erlangen würde.

Kaum hatte die Wahrsagerin die Hütte verlassen, so zogen die Männer den Kranken nackt aus, legten ihn mit dem Rücken gegen die Thür und während er im stärksten Fieberschweiß lag, überschütteten sie ihn mit einem Eimer kalten Wassers, wonach sie ihn sorgsam abtrockneten, wieder auf sein Lager trugen und mit Säcken und Schaffellen überdeckten. Bald nachher verspürte er eine sehr merkliche Linderung und verfiel in einen tiefen Schlaf, zum erstenmal während der Dauer seiner Krankheit. Nach seinem Erwachen benachrichtigten ihn seine Wärter, daß er noch nicht genug geschwitzt habe und ein zweites Sturzbad von kaltem Wasser nehmen müsse. Willenlos ließ er sie machen, was sie wollten. Der Schlag und die Aufregung waren nicht so stark als das erstemal, wo ihm die Taufe ganz unerwartet zu Theil geworden. Er schlief abermals ein und war bei seinem Erwachen in Schweiß gebadet. Das Fieber war gebrochen und die Genesung ging, wenn auch langsam, doch beharrlich von Statten.

Schon nach einigen Tagen vermochte er sich zu erheben, zuerst zu kriechen, dann einige Schritte zu gehen und sich unter einen nahen Palmbaum zu setzen. Bei diesem Anblick drückten alle Einwohner des Dorfes dem Reisenden auf's lebhafteste ihre Freude aus und überhäuften ihn mit Glückwünschen und kleinen Geschenken. Am Abend fanden sie sich in großer Menge ein, zündeten ein Feuer vor der Hütte an, worin er Aufnahme gefunden und tanzten um dasselbe zum Zeichen ihrer innigen Theilnahme an seinem Geschick. Um sie noch heitrer zu stimmen, ließ er ihnen so viel Merissa geben, als sie trinken wollten, was ihr Vergnügen auf's höchste steigerte und die Szene sehr malerisch machte. In einer zweiten Mittheilung werden wir diejenigen Züge in Rede stellen, welche die Neger-Bevölkerung von Kordofan von den benachbarten Stämmen mehr oder weniger unterscheiden.

Retrospektiv-Repertorium.

Aktenstücke,

zur Berichtigung einer in den „Causes célèbres étrangères" und im „neuen Pitaval" enthaltenen Kriminal-Geschichte, betitelt: „Die beiden Nürnbergerinnen."

Von Dr. Ghillany, Stadtbibliothekar in Nürnberg.

Im „neuen Pitaval" (herausgegeben vom Kriminal-Direktor Dr. Hitzig, Leipzig 1842, bei Brockhaus, zweiter Theil) wird unter anderen Kriminalfällen auch einer aus den „Causes célèbres étrangères" mitgetheilt, betitelt: „die beiden Nürnbergerinnen." Der Inhalt dieses Aufsatzes ist in Kurzem folgender:

Eleonore Marie Schoning, Tochter eines unbemittelten Handwerkers in Nürnberg, hatte ihre Mutter schon bei ihrer Geburt verloren und folgte im 17. Jahre, als einzige Leidtragende, dem Sarge ihres Vaters, den sie mit der äußersten Hingebung auf seinem Krankenlager seit ihrem 13. Jahre gepflegt hatte. Das einzige Band, welches dieses brave Mädchen in seiner dürftigen und hülflosen Lage noch an das Leben fesselte, war das Grab ihres Vaters. Eben davon zurückgekehrt, traf sie in ihrer Wohnung Steuer-Beamte, welche alle Kleider und Möbel wegnahmen, weil der Vater zuletzt seine Abgaben nicht zu bezahlen im Stande gewesen. Nach einigen Tagen wurde auch das Haus in Beschlag genommen; Marie mußte es verlassen. Ihr Bitten auf dem Amthause war vergeblich; sie wußte nicht, wo sie die Nacht hinbringen sollte, und wandte ihre Schritte mechanisch nach dem Kirchhof, wo sie auf dem Grabe ihres Vaters die Nacht zubrachte. Am Morgen trieb sie der Hunger in die Stadt; sie irrte den Tag über durch die

Gassen, ohne es zu wagen, Jemand um ein Almosen anzusprechen; Nachts kehrte sie wieder auf den Kirchhof zurück. Hier, auf dem Grabe ihres Vaters, wurde Marie das Opfer einer ruchlosen Brutalität. Erschöpft von Thränen, Schmerz, Kälte und Hunger, wurde sie ihr Unglück erst inne, nachdem sie geopfert war. Der Mensch, welcher ihre Unschuld ihr geraubt, hatte sie in ihrer fysischen Gefühllosigkeit verlassen, nachdem er ihr einen halben Thaler in die Hand gelegt.

Als Marie aus ihrer Erstarrung erwachte, warf sie schaudernd das Geld von sich, floh um Mitternacht in die Stadt zurück, wurde aber hier als Freuden-Mädchen von der Streifwache aufgefangen und nach der Polizei gebracht, wo man sie mit der Drohung entließ, daß sie das nächste Mal in's Zuchthaus kommen würde. Sie ging, um sich in die Pegnitz zu stürzen; da wurde sie von einer ehemaligen Dienstmagd ihres Vaters, Anna Herlin, angerufen. Anna, welcher die Unglückliche ihre traurige Geschichte erzählte, nahm sie freundlich in ihre Wohnung auf. Schon hatte sie ein Jahr hier zugebracht, da fing die Arbeit an zu fehlen; beide Freundinnen und die Kinder der Anna litten den bittersten Mangel. Um ihre Wohlthäterin zu retten, entschließt sich Marie in der Verzweiflung, einem Erwerb nachzugehen, welchen ihr der früher weggeschleuderte halbe Thaler andeutete. Sie rennt auf die Straße, wird aber alsbald aufgefangen und wieder auf die Polizei gebracht.

Ihres Lebens satt, will sie durch den Tod sich und ihre Freundin aus allem Jammer befreien. Sie gibt an: „sie habe ein Kind geboren, dasselbe umgebracht und Anna Herlin babe die Leiche in einem Gehölz verscharrt.“ Anna wurde ebenfalls verhaftet, stellte aber die ganze Sache in Abrede. Man will sie auf die Folter bringen; da ermuntert sie Marie, sie möge nur gestehen, dann seien ihre Leiden aus und Anna's Kinder würden im Waisenhause versorgt werden. Jetzt wurde der armen Frau Mariens Absicht klar; auch sie war des Lebens müde und gestand: „sie habe das Kind in die Pegnitz geworfen.“ Beide wurden zum Tode verurtheilt. Die Herlin sollte zuerst hingerichtet werden; da, im Augenblicke, wo sie das Haupt auf den Block legte, rief Marie: „Tödtet sie nicht, ich allein bin schuldig, sie ist unschuldig!“ Sie warf sich vor

dem Scharfrichter und dem Geistlichen nieder und schwor, daß sie nie ein Kind gehabt; sie wünsche nur zu sterben. Der Henker fragte die Herlin, ob Marie wahr spreche? Die Frau bestätigte es, erklärte aber, daß sie sich eben so sehr nach dem Tode sehne, als Marie. Das Volk erzwang den Aufschub der Hinrichtung; man meldete den Vorfall an die Behörde. Nach einer Stunde brachte der Bote die Entscheidung: mit der Hinrichtung fortzufahren. Anna's Kopf fiel; als Marie den Todesstreich erleiden sollte, war sie bereits kalt und starr; sie war gestorben, als sie ihrer Freundin Haupt fallen sah.

Dies im Kurzen der Inhalt der im „neuen Pitaval" gegebnen Erzählung, welche als die Zeit des Vorfalls das Jahr 1789 angibt. Herr Dr. Hitzig gesteht in der Vorrede, daß er diese Erzählung aus den „Causes célèbres étrangères" nur mit Mißtrauen aufgenommen habe. „Dennoch," sagt er, „scheint der Kern echt, und in Ermanglung andrer Quellen, die uns zur Hand liegen, folgen wir einstweilen der französisch zugestutzten Auffassung, in Erwartung, daß unter unseren Lesern, vielleicht in Nürnberg selbst, Jemand aus den Akten eine Berichtigung uns zugehen lasse."

Herr Dr. Hitzig hat nicht unrichtig geschlossen. Der Kern der Erzählung, nämlich die nach so ziemlich erwiesener Unschuld gleichwohl zu Ende geführte Hinrichtung, ist echt; doch ist der übrige Thatbestand im Interesse einer romanhaften Darstellung ganz verfälscht. Auch fällt die Geschichte nicht in das Jahr 1789, sondern 1716.

Es befindet sich auf der nürnberger Stadtbibliothek eine Handschrift, die wahrscheinlich von der Hand eines der Geistlichen herrührt, welche die Verurtheilten zur Richtstätte begleiteten. Ich theile diese interessanten Aktenstücke, die einen merkwürdigen Beitrag zur Kenntniß der Gerichtspflege im vorigen Jahrhundert liefern, hier wörtlich mit.

Das peinliche Urtheil lautet, wie folgt.

„Der hochedelgeborene Herr Georg Christoph Pömer von Diepoltsdorf, des h. r. Reichs Stadt- und Pannrichter zu Nürnberg rc., hat Dienstag den 4. Aug. 1716 peinliches Halsgericht gehalten und ist dasselbe mit nachfolgenden Schöpfen besetzt gewesen: Herr Wolf Jakob Nützel, Herr Johann Paul Paumgärtner, Herr Leonhard

Grundherr, Herr Johann Sigmund Pfinzing, Herr Ulrich Sebastian Führer, Herr Johann Sigmund Holzschuher, Herr Christian Friedrich im Hof, Herr Gustav Georg Tetzel, Herr Karl Benedikt Geuder, Herr Karl Gottlieb Volkamer, Herr Hieronymus Wilhelm Ebner, Wolf Ad. Friedrich Stromer, Sigm. Friedr. Behaim.

„Nachdeme ein Hochedler und Hochweiser Rath, unsere Herren, von obrigkeitlichen Amts wegen und aus rechtmäßigen guten Ursachen gegenwärtige Maria Eleonora Schönin, eine hiesige Burgers-Tochter, und dann Anna Dorothea Härlin, eines Soldaten Weib, von Nördlingen abholen und in die Lochgefängniß bringen lassen, hat sich bei denen mit ihnen vorgenommenen Verhören befunden, daß die Schönin als eine mit vielen Mannspersonen sich vergangene und von Jugend auf der Unzucht ergeben gewesene freche Dirne, umb deren willen sie auch bereits in vorigen Jahren in die Lochgefängniß öfters gestraft, darinnen mit Ruthen gezüchtigt und hernach in das Zuchthaus gelegt, als sie aber nach erfolgter Loslassung ihren unzüchtigen Händeln wieder nachgehenket und von hier hinweg geschaffet, und da sie sich hierauf wieder in hiesiger Stadt betreten lassen, nochmals hinaus gewiesen und bei Ablegung der Urphed mit dem Staupbesen bedrohet worden; weil sie aber dessen ungeachtet sich wieder in hiesige Stadt hereingeschlichen und ihr unzüchtiges Leben fortgesetzet, auf ihr inständiges Bitten mit dem Staupbesen zwar verschonet, dargegen aber auf den Pranger gestellet und nach ihrem selbstigen Verlangen in das Zuchthaus gebracht worden, allwo sie aus Antrieb ihres Gewissens anfangs ein und anderen Züchtlingen im Vertrauen, nachmals aber in der Lochgefängniß in einem Verhör freiwillig angezeiget und mit allen Umbständen bekennet, wie daß sie nach dem durch ihr nächtliches unzüchtiges Herumlaufen schwanger, wegen der an sich gehabten abscheulichen Krankheit aber curirt und darauf fortgewiesen worden, sie anno 1714 nebst denen Härlischen Eheleuten auf die Wallfahrt nach Gößweinstein und von da wieder zurückgegangen, ihr Schönin aber, welche bereits unterwegs ihre Schwangerschaft entdeckt, bei Dennenlohe die Wehen angekommen, so daß sie von dem Dorf ab und mit der Härlin in den Nürnberger Reichswald bei gedachtem Dorf gegangen, in welchem sie,

Schönin, ihr Kind, so ein Mägdlein gewesen, auf einem Stock eines abgehauenen Baumes zur Welt geboren, die Härlin aber ihr bei der Geburt beigestanden, das Kind mit einem Scherlein abgelöset, mit unverwahrt gelassener Senne in einem bei sich gehabten Lumpen und also ihr der Schönin, wie es ihr vorgekommen, auf die Schooß gelegt, ihr auch auf Befragen, was sie nun mit dem Kind thun sollte, zur Antwort gegeben, daß sie es umbringen, ihm auf den Kopf greifen und es eingraben sollte. Worauf die Schönin das Kind, welches ein wenig geknaunzet, und das Mäulein aufgemacht, auf den Kopf dergestalt gedrucket, daß es sogleich gestorben und nicht weit von dem Ort der Geburt mit Beihülf der Härlin in dem Lumpen kaum eine Hand tief in die Erde vergraben worden sey. Welcher entsetzlichen Mordthat die Härlin sich gleichfalls theilhaftig gemacht, indeme sie ihren gethanen so gütlich als peinlichen Aussagen nach, bekänntlich und geständig gewesen ist, daß sie der Schönin, ob sie schon bei Ablösung aber nicht verbundenen Sennen, daß das Kind gelebet, wahrgenommen, doch zu des Kindes abscheulicher Ermordung die Veranlassung, Rath und Einschläge gegeben, auch bei Eingrabung des Körperleins die Hand mit angelegt und mit ihrem Taschenmesser das Grüblein zu machen geholfen; wozu ferner kommt, daß sie auch schon ehedem wegen begangener Unzucht und durch Greifung in anderer Leut Taschen und Säcke verübte Diebstähle öfters abgestraft worden ist, es sich aber zu keiner Warnung noch Lebensbesserung dienen lassen, sondern vielmehr die Urphede meineidiglicher Weise öfters gebrochen, sich heimlich wieder in die Stadt geschlichen und darinnen ihre Diebereien ausgeübet hat. Massen die Schönin und Härlin solches Alles mit Umbständen vor des h. Reichs Pannrichter und zweien geschwornen Schöpfen frei, ledig und ungebunden bekennet, auch sonsten kund und ruchbar ist; dadurch dann sowohl die Schönin als die Härlin in die Strafe der Rechte und des h. Reichs peinliche Halsgerichtsordnung gefallen und Leib und Leben verwürket haben.

„Solchem nach erkennen meiner Herren geschworene Schöpfen zu Recht, daß diese Maria Eleonora Schönin, wie auch die Anna Dorothea Härlin, und zwar jene wegen der an ihrem Kinde verübten Mord-

that, diese aber wegen hiezu gegebener Veranlassung, Rath und Hülfe, auf die gewöhnliche Richtstatt gebracht und daselbst aus Gnaden, um besonders bewegender Ursach willen mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden sollen, ihnen selbst zur wohlverdienten Strafe, andern aber zu einem abscheulichen Exempel, sich vor dergleichen schweren Mißhandlungen und Uebelthaten desto mehr zu hüten. **Decretum in Senatu et executio facta d. 4. Aug. 1716.**"

Notandum.

„Als diese beiden Missethäterinnen hinausgeführet, auch die Schönin allbereit schon auf dem Stuhl ausgekleidet gewesen, hat sie den beiden Herren Geistlichen Rößner und Bechmann, gesagt, wie es nun mehre an Dem sey, daß der Streich geschehen solle; allein sie leb und sterbe darauf, sie habe niemalen kein Kind gehabt, noch weniger umgebracht; welcher es dem Herrn Stadtrichter hinterbracht, der ihn angewiesen, zu der innerhalb den Pallisaden noch gestandenen Härlin zu gehen und von dieser das **ajo vel nego** zu vernehmen; die es denn auch behauptet, wie die Schönin niemalen kein Kind gehabt, darauf lebe und sterbe sie auch; so hat der Herr Stadtrichter einen Einspänniger herein in die Stadt zu denen dreien Herren Obristhauptleuten geschickt und hiervon Nachricht geben auch zugleich Ordre einholen lassen, wessen er sich bei so gestalten Sachen zn verhalten hätte; von welch dreien Herrn er, Herr Stadtrichter, Befehl bekommen, die Bluturtheile ohne einige Hinderniß vollziehen zu lassen; so denn auch sogleich geschehen und beide zu Sct. Peter an der Kirchhofmauer begraben worden sind."

Was wir hier weiter folgen lassen, sind die Berichte der beiden Geistlichen, welche die Verurtheilten zur Richtstätte begleiteten.

„An einen Hochedeln und Hochweisen Rath unterthäniger und gewissenhafter Bericht, die den 4. Aug. vollzogene Execution der Anna Dorothea Härlin betr.

„Ew. Hochadelichen Herrlichkeiten von dieser zur Execution gebrachten Person einen zulänglichen Bericht in gehorsamer Unterthänigkeit, nach dem treuen Zeugniß unseres Gewissens zu erstatten; so dünket

uns, diese hochwichtige Sache läßt sich füglich auf eine dreifache Art eintheilen:

1) was mit der exequirten Maleficantin gehandelt worden, ehe man ihr noch das Leben abgesprochen;

2) was man mit derselben getrieben, nachdem ihr der bevorstehende Rechtstag angekündigt worden;

3) was sich am Tage der Execution zugetragen.

„Das Erste anbelangend, so haben wir sie nicht anders, als für ream, convictam et confessam, der uns gegebenen mündlichen Nachricht und allen obwaltenden Umständen nach halten können; und weil zumal der Argwohn auf sie gefaßt war, sie müßte mit ihrem Mann noch Vieles um die auf dem Land hin und her geschehene Diebstähle und Räubereien wissen, welches sie einer hohen Obrigkeit vorsätzlich verschweige; so haben wir um so viel mehr mit allem Eifer und Sorgfalt uns bemühet, sie zur wahren Erkenntniß ihrer Sünden und zugleich zu einem offenherzigen Bekenntniß gegen den Herrn Schöpfen Hochadelige Herrlichkeit zu bewegen, mit Vorhaltung des göttlichen Zornes, welcher unvermeidlich alle diejenigen treffe, die da vor Gott und vor der von ihm geordneten Obrigkeit betrüglich und fälschlich handeln; wodurch aber nichts mehr ausgerichtet worden, als daß sie noch eine Audienz verlangt und darinnen etliche kleine Diebstähle entdeckt hat, die sie theils selbst verübet, theils aber in selbige verwickelt gewesen. Mithin ist bei uns nicht einmal ein Zweifel darob entstanden, daß der vorgegebene Kindermord, für dessen Angeberin man sie gehalten, seine Richtigkeit allerdings habe; und wir haben deßwegen die That als rem questionis niemals ansehen können. Wiewohl wir anjetzt und ex post facto uns betrüblich erinnern, daß, da sie sich jedesmal gegen uns mit Vergießung unzähliger Thränen für ein von Jugend an gewesenes ungehorsames Kind, Hure, Ehebrecherin und Diebin angegeben, sie doch niemals des begangenen Mord-Rathanschlages von selbsten dabei eine Erwähnung gethan, sondern alsdann erst, wenn wir sie desselben erinnert und ihr darob beweglich zugeredet, mit einem durch tiefe Seufzer unterbrochenen Ja sich dessen schuldig zu seyn erkläret, sich auf das bei der peinlichen Verhör von ihr gegebene Bekenntniß

berufen, doch aber dabei einsmals nur dieses ausgenommen habe, es seye ihr so eigentlich nicht wissend, wie und auf was Weise die Maria Eleonora Schönin den Mord vollbracht und in's Werk gesetzt, doch glaube sie, es werde wohl mit gewaltsamer Einsetzung der Hand in das weiche Haupt des neugeborenen Kindleins geschehen seyn. Welches nunmehro nach der am Gerichtstage vorgefallenen erstaunenswürdigen Veränderung der ganzen Sache bei uns die Vermuthung erweckt, sie habe den angegebenen Mord uns niemals aufrichtig bekennet, sondern durch die bei Erzählung ihrer Sünden jedesmalige ordentliche Uebergehung desselben ihn auch bei sich in ihrem Herzen verneinen wollen. Ebenso betrüblich erinnern wir uns, daß diese Anna Dorothea Härlin, als wir die zehen Gebote durchgegangen und bei einem jeden mit ihr eine Gewissensprüfung angestellet haben, in der Meinung gestanden sey, das achte Gebot, kraft dessen man wider seinen Nächsten kein falsches Zeugniß geben soll, sei unverletzlich von ihr gehalten worden, und auf unsere Gegenremonstration, daß nach diesem Gebot Alles sündlich seye, was man wider die Wahrheit auf einige Weise thue, sich herausgelassen habe, solchergestalt sey zwar auch dieses Gebot unzählig oft von ihr übertreten worden, iedoch habe sie darin ein gutes Gewissen, daß sie Niemand vor der Obrigkeit mit einem solchen falschen Zeugniß gefährdet, wodurch ihm ein empfindlicher Nachtheil erwachsen könne; welches sie zum öftern gegen uns wiederholet und damit, wie wir jetzt abermal ex post facto vermuthen, auf die Schönin gezielet hat, durch deren Anklage und Aussage, wie aus dem dritten Punct klärer zu ersehen seyn wird, sie in die damals noch bevorstehende Lebensstrafe soll seyn verwickelt worden.

„Als man nun 2) ihr das Leben abgesprochen und den nächsten Dienstag zum Gerichtstag bestimmt; so sind unsere ehemaligen Erinnerungen auf's nachdrücklichste gegen sie wiederholet, fortgesetzt, und sie zum Sterben und zur vorstehenden Communion bestmöglichst vorbereitet worden, bei welchem Allen sie eine große Freud und Willigkeit durchgehends bezeugt und versichert hat, daß sie in ihrer künftig abzulegenden Beicht ihr Herz völlig ausschütten und sich mit dem Blute ihres Heilandes so seliglich reinigen wolle, daß der Name Christi mit

seinem Blut auf ihrem Herzen müsse geschrieben stehen, und daß sie darauf an ihrem Sterbenstag ohne Anstoß in den Himmel einzugehen verhoffe. Zu dieser Sterbenswilligkeit hat sie vornehmlich auch, ihrem Vorgeben nach, das über ihren Mann gefällte Todesurtheil bewegt, weil sie nach dessen Hinrichtung keinen Menschen mehr auf der Welt zur Versorgung und Beistand, sondern die Gefahr vor sich hatte, wenn sie mit einer merklichen Beschimpfung und vielleicht mit dem Staupenschlag aus dem Gefängniß loskäme, unter lauter Diebe und Räuber zu fallen und mit ihnen in ihr zeitliches und ewiges Verderben zu rennen, wofür sie aber der angekündigte Tod behüten werde. Als man Montags zur Beicht und Communion geschritten, so hat nothwendig die Versöhnung beider Maleficantinnen vorher müssen bewerkstelligt und sie deßwegen zusammen geführet werden, da denn in Beiseyn der beiden Wärterinnen und der Lochwirthin, und vornehmlich der beiden ad hunc actum destinirten Beichtväter, Herrn M. Bechmanns, Diaconi Sebald. und mein M. Hartmanns, Diaconi Laurent. die Härlin und Schönin mit vielen Thränen einander zur h. Communion Glück gewünschet und um die Wette sehr lang und höchst eifrig mit einander gestritten haben, welche aus ihnen an der anderen instehenden Tod Ursach seye und des Mordes halber die Rechenschaft vor Gott abstatten müsse; wobei denn die Härlin insonderheit allein die Verantwortung des begangenen Kindermords bei Gott auf sich nehmen, die Schönin es dazu aber nicht hat kommen lassen, sondern des Kindsmords halber als Thäterin Rechenschaft bei Gott geben wollen, die Schönin auch der Härlin zuerst um den Hals gefallen ist und sich die Vergebung von ihr ausgebeten hat, weil sie durch ihre Aussage in dieses Unglück gestürzt werde, welches reciproce die Härlin gegen der Schönin auch gethan, sie von aller Schuld freigesprochen und sie ruhig zu sterben ermahnet hat. In der Beicht hat sie mir, dem Diacono Hartmann, nichts sub sigillo confessionis, unangesehen ich mich Amts halber kräftigst dazu erboten, vertrauet, sondern ist auf mein inständiges und bewegliches Zusprechen von Punct zu Punct bei Demjenigen allein geblieben, was sie uns beiden Kirchendienern sonst mehrmals ihrer Diebereien, Hurereien, Ehebruchs und zum Mord gegebenen Anschlags

wegen, mit Mehrerem erzählet, das gehörige Bekenntniß aber öffentlich voran vor der zweien Herren Schöpfen Hochadeligen Herrlichkeiten und des zugleich anwesenden Herrn Bannrichters Hochadelige Herrlichkeit bei Ankündigung des Rechtstages geleistet hat, mit der betheuerlichen Zusage, daß sie darauf zu leben und zu sterben gedenke.

„Nachdem sie nun 3) bis auf den Abend am Montag sehr freudig geblieben, haben wir sie am Morgen des angestellten Gerichtstags sehr traurig wider unser Vermuthen und ihr Versprechen angetroffen, dessen Schuld sie auf unser Anfragen zuerst auf einen in ihr entstandenen Schrecken, die Wärterin aber auf die fast gänzlich schlaflos zugebrachte Nacht, und sie wieder kürzlich hernach (auf unseren an sie gethanen Zuspruch, daß sie sich vor dem Tode nicht entsetzen solle) auf der Schönin jämmerliches Geschrei und Gewinsel, so sie die ganze Nacht von ihr hören müssen, geleget hat. Sie ist auch so consternirt und erschrocken geblieben, bis sie mit dem Aufläuten aus ihrem Kämmerlein herfür und der Gefängnißstiege zugeführt worden, allwo sie ihre vorige Freudigkeit wieder an sich genommen und die Versicherung von sich gegeben hat, daß sie nunmehr ganz getrost und muthig ihren letzten Gang thue. Weil wir auf besagter Stiegen, unwissend aus was Ursachen, uns mit ihr verweilen und stehen bleiben müssen; so haben wir beide sie begleitende Kirchendiener bemerket, daß die um etliche Staffeln höher gestandene Schönin sich nach unserer Härlin umgekehrt und ein und andermal zu ihr herabgeschrieen habe, sie würde es ihr ja nochmals um der Wunden Jesu willen verzeihen, welches die Härlin allezeit mit Ja beantwortet. Nach verlesenem Urtheil und mit instehender Abführung vom Gericht hat die Schönin das letzte Mal eine Abbitte vorigen Inhalts an die Härlin, und zwar an meiner, des Diaconi Hartmann's Seite gethan, und wiederum von ihr ein williges Ja bekommen; worauf der Gang zur Stadt hinaus von der Härlin mit großer Freudigkeit, und wie es die äußerlichen Zeichen gegeben, mit einem eifrigen Gebet bis für die Pallisaden vor dem Frauenthor geschehen ist. Hierselbst habe ich, Diaconus Hartmann, vor dem andringenden Volk sie ein wenig abgesondert, herzlich bittende, sie solle, da sie an der Schwelle der Ewigkeit stehe, ihrer armen Seele wohl wahrnehmen und Nichts

auf ihrem Gewissen behalten, das ihr an dem Eingang in die Seligkei schaden könne, habe sie auch alles Dessen kürzlich erinnert, was ich Tags zuvor bei der heil. Communion mit ihr weitläufig gehandelt, mit dem Beifügen, ob sie jetzt noch einmal beichten, absolvirt werden und darauf im Glauben an Christum sterben wolle? Da sie solches in genere nicht nur, sondern auch auf mein besonderes Ersuchen, sie solle doch dermalen mir getrost noch Alles entdecken, was ihr auf dem Herzen liege, verneinet hat, daß sie das Geringste darauf habe, ist sie nach einer kurzen Beicht von mir, Diacono Hartmann, absolvirt und alsdann von uns beiden zusammen der Zuspruch und das Gebet zum nahen Ende mit ihr fortgesetzt worden, in Meinung, sie würde der ihr vorgehenden Schönin bald im Tode Gesellschaft leisten. Nach einer guten viertelstündigen Verweilung aber, da wir beide Kirchendiener immerzu aufgesehen, wenn der noch zurückseyende Gang zur Richtstelle vor sich gehen würde, kommt Procurator Majer auf uns angeritten, winket und fordert auch mündlich uns beide zu sich, eröffnet uns eine Ordre von des Herrn Bannrichters Hochadeliger Herrlichkeit des Inhalts, es hätte die Schönin auf dem Rabenstein ihren angegebenen Kindermord revocirt, wir sollten gegenwärtig die Härlin darüber vernehmen, ob einer wirklich vorgegangen und ob die That noch wahr sey? Gleichwie nun die unvermuthete Ankunft dieses Expressen im Angesicht der Malesicantin, die sich alsbald etwas Besonders davon einbilden können, geschehen, und ein großer Zulauf des Volkes darüber sich ereignet; also hat sie auf unser Befragen, wie es sich mit dem Mord verhalte, ob ihre ehemalige Aussage wahr sey und sie darauf jetzt sterben wolle, sogleich die That verneinet und überlaut, unseres Abmahnens ungeachtet, mit unserem größten Entsetzen, in Gegenwart einer großen Menge Volks, ausgesagt, daß die Schönin solches Alles erdichtet, ihres Wissens niemalen ein Kind geboren und sie folglich den Mord jener weder angerathen noch befördert, sondern ihr nur das nachgesprochen habe, was sie ihr vor- und so oft im Gefängniß unter Augen geredet, weil ihr und ihres Mannes Verneinung allezeit dagegen unzulänglich und unfruchtbar gewesen. Mit dieser Antwort, welche mit unserem merklichen gegen sie bezeugten Unwillen so laut und vernehmlich geschehen, daß

sie erwähnter Procurator Majer, ungeachtet er etliche Schritte von uns gehalten, selbsten deutlich vernommen, ist er zu dem Herrn Stadtrichter zurückgekehrt, wir beide Kirchendiener haben der Maleficantin mit großem Ernst und Eifer, und ich, Diaconus Hartmann, mit Anrufung Himmels und Erde über sie zu zeugen zugeredet, daß sie in ihrem Sterbensmoment ihres Gewissens, auch so hoch verschuldeten Seele schonen und jetzt Nichts reden solle, als was sie in wenig Augenblicken vor Gottes gerechtem Richterstuhle werde aussagen und gestehen müssen. Sie dagegen, je schärfer und beweglicher unsere Vermahnungen an sie gewesen, ist gegen uns desto freudiger und dreustiger worden und hat auf unsere Vorstellung, daß sie dasjenige, was sie jetzt hier melde, zum wenigsten bei Ablesung des Urtheils hätte ahnden und erinnern sollen, uns zur Antwort gegeben, sie sage es nicht zu dem Ende, daß sie dadurch einen einzigen Augenblick länger zu leben begehre oder Gnade suche, sondern sie rede es, weil wir auf die Wahrheit dringeten, wie es sich in der That verhalte, der im Bluturtheil vorgetragene Casus des Kindermords sey einmal Erdichtung der Schönin, welche ihres Lebens müde und überdrüßig seye und auf keine andere Weise habe zum Tode gelangen können, als durch Vorgebung eines Kindermords, welchen sie, die Härlin, Angeberin hätte seyn müssen; sie, Härlin, habe so viele Wochen nicht aus Verstockung, sondern als unschuldig die Mitwissenschaft und die Anrathung des besagten Mords verneinet, es habe aber ihr und ihres Mannes Verneinung kein Gehör gefunden, ihre größten Betheuerungen hätten Lügen und Vermessenheit seyn müssen, sie und ihr Mann wären mit der Schönin viermal zusammen geführt worden, aber der Schönin einziger Mund habe mehr, als ihrer beider doppelter Mund, der doch die Wahrheit geredet, gegolten. Weil sie nun gesehen, daß sie und ihr Mann keinen Glauben finde und man sie, die Härlin, auf die Folter habe werfen wollen, auch mit einer schmerzlichen Bindung, davon ihr die Einschnitte an den Händen solche Striemen verursacht, die wie Bratwürste aufgelaufen, allbereit den Anfang dazu gemacht, und einer von den beisitzenden Herren, der eine weiße Perrücke getragen, sie bedroht, sie müßte aufgezogen werden, daß die Sonne durch sie scheinen soll und darauf werde sie doch Alles bekennen und Ja

sagen müssen; so habe sie ihrer Glieder schonen wollen, in Betrachtung, wenn sie nach der Folter doch Ja sage, so müßte sie sterben, darum wollte sie lieber der Schmerzen überhoben seyn, und, weil sie Nichts vom Tode retten könne, noch vor der Ausstehung der Marter Ja sagen, so käme sie doch endlich ihres müheseligen Lebens ab. Mitten unter diesen Reden kommt Herr M. Rößner, **Diaconus Sebald**, auf Geheiß des Herrn Bannrichters zu uns und begehret, unserer Missethäterin Erklärung zu wissen, den wir beide Laurentianische Kirchendiener zu ihr selbst führen und ihn mit ihr in unserem Beiseyn reden heißen, der also in seiner eignen Relation selbsten getreulich berichten muß, was sie ihm zur Antwort gegeben. Nach dessen Rückgang halten wir ihr die ausführlichen Umstände vor, welche in dem Urtheil begriffen (auf welches ich, **Diaconus** Hartmann, bei Ablesung desselben sie genau aufzumerken ermahnt habe), die da klärlich anzeigten, daß die That müßte wirklich geschehen seyn. Sie aber versetzte, die Umstände habe nicht sie, sondern die Schönin vorgebracht und ausgeredet, und sie, Härlin, habe in der viermaligen Confrontation von ihr dieselben gehört und solche also der Schönin nachgesagt, nichts desto weniger aber seyen und bleiben es lauter Erfindungen der ihres Lebens überdrüssigen Schönin, diese seye nicht mehr als eine einzige Nacht von Gößmennstein aus mit ihr unter Wegs gewesen, da sie die Ketten gestohlen hätten, welche die Schönin tragen müssen; von Tennenloh aus sey sie mit der Schönin nicht einen einzigen Schritt aus dem Wege gewichen, ihrem verstorbenen Mann sey sie, Härlin, nicht einen Augenblick von der Seite gekommen, außer da er der Schönin einen Trunk Milch geholet, sonst sey er bei ihnen beiden allezeit gewesen, und sie hätten alle drei zusammen ihren Gang bis Kleinreuth in ein markgräfisches Wirthshaus fortgesetzt, woselbst sie der Schönin noch Gutes gethan und ihr ein Weniges an Geld geschenkt habe; nunmehro sey ihr Mann todt und erwarte ihrer im Himmel, sie begehre also auch keinen Augenblick Aufschub zu sterben, man solle doch um Gottes Barmherzigkeit Willen mit ihr fortmachen und sie an der Bewillkommung ihres Mannes, welcher um zwölf Uhr ihr entgegen zu kommen versprochen, nicht hindern, sondern das Zureden einstellen und im Gebet mit ihr fortfahren. Ob wir nun wohl

in langer und ungewisser Erwartung, was aus diesem auf einmal so geänderten und verworrenen Handel noch werden würde, mit ihr in eifrigem Gebet fortgefahren; so haben wir doch auch Gewissens- und Amts halber nicht unterlassen können, Zwischenermahnungen zum Heil ihrer Seelen, dieser wichtigen Entdeckung halber, einzustreuen; sie ist aber fort und fort beständig darauf verblieben, die Furcht vor der Tortur habe ihr das vorige Bekenntniß ausgepresset, kein Kind sey von der Schönin geboren, weniger durch ihr Angeben erwürgt worden, das seye eben die Ursache, warum gestern bei der Communion die Schönin mit ihr gestritten, wer die Verantwortung des Mordes bei Gott thun solle, und das sey eben auch die Ursach, warum die Schönin zum öftern sie um Vergebung gebeten, daß sie, Härlin, um ihrer, der Schönin willen, diesen sauren Gang thun müsse, ob denn dieselbige sterbende Person nicht selig werde? welches die Wärterin bejahet und sie durch ihre Antwort getröstet habe; nun sey einmal ihr Mann todt und habe sie versichern lassen, daß er um zwölf Uhr sie heute im Himmel empfangen werde, sie bäte demnach uns beide Kirchendiener um Gottes willen, sie an dieser Stelle nicht länger aufzuhalten, es sey nunmehr (denn in demselben Augenblick hörte man die größern Schlaguhren aus der Stadt gehen) wohl schon eine Stunde über das Betläuten, und sie seye noch nicht bei ihrem Mann, der gestern, wie man sie berichtet, so bußfertig und selig gestorben sey. Unter diesen Reden und fortgeführtem Gebet kehrte sie sich endlich plötzlich und unversehens zu mir, dem Diaconus Hartmann, und brach mit meinem äußersten Erstaunen in die harten Worte aus: Wenn ich es annehmen wollte, so gedächte sie mir heute noch ein Kennzeichen zu geben, daß sie selig gestorben, und mir wissend zu machen, ob sie auch die Schönin bei Christo gefunden habe. Als nun, wie leicht zu erachten, ich mit Beistimmung meines Herrn Collegen ihr dieses Ansinnen verwiesen und widersprochen, und wir beide sie vielmehr um aller Wunden unseres Heilands willen gebeten haben, daß sie nichts wider die Wahrheit zu ihrer unfehlbaren Verdammniß reden solle, so beharret sie darauf und versichert, darüber getrost zu sterben, und eo momento kommt die Ordre, daß wir uns mit ihr dem Richtplatz zu nähern sollen, zu welchem sie mit großer Freudig-

keit gegangen und keine weitere Absolution mehr verlangt hat, welche im Gegentheil, wie in Herrn M. Bechmann's Bericht enthalten sein muß, die Schönin begehret. Auf der Richtstelle selbst, da ich, Diaconus Hartmann, ihr zugerufen, es sei ihr letztes Vaterunser, ob sie sich dasselbe erhörlich und gläubig zu beten getraue, ist sie ungeheißen von selbsten auf die Kniee gefallen, hat das Gebet des Herrn mit lauter Stimme gesprochen, sich eilends darauf von der Erde erhoben, auf den armen Sünderstuhl unerschrocken sich gesetzt und den Schwertstreich vom Scharfrichter ausgehalten.

Und dieses ist es, was Euren Hochadeligen Herrlichkeiten, unseren gnädighochgebietenden Herren, wir beide unterschriebene Kirchendiener, so viel bei äußerster Consternation uns erinnerlich geblieben, in Unterthänigkeit und in solcher Aufrichtigkeit, wie uns unser Gewissen vor Gott Zeugniß gibt, auf hohes Erfordern berichten sollen; wobei wir nichts herzlicher wünschen, als daß bei diesem momentoso et inopinato casu uns Gott mit seinem heiligen Geist so möge regiert und gelenkt haben in allen unseren Worten und Verrichtungen, auf daß unser treumeinender Zuspruch und geistliche Handlung der exequirten Maleficantin zu ihrer Seelen Heil ewig gedeihlich gewesen seyn möge. Mit devotester Anwünschung eines gesegneten Regiments ꝛc. verharren und ersterben wir

„dero Hochedelgeborenen Herrlichkeiten
Unsrer gnädighochgebietenden Herren
zum andächtigen Gebet
und gehorsamer Unterthänigkeitverpflichtetste

den 8. Aug. 1716.

Georg Wolfgang Cerbach,
M. Joh. Jak. Hartmann,
beide Diaconi bei Skt. Lorenz."

Die beiden Geistlichen, welche die Maria Schönin zum Richtplatz begleiteten, haben sich in ihrem Berichte minder ausführlich vernehmen lassen; obwohl gerade in Bezug auf die Schönin eine ausführliche Mittheilung der Verhandlungen, welche die beiden Geistlichen in den

letzten Tagen mit ihr pflegten, in psychologischer Hinsicht von besonderem Interesse gewesen wäre. Der Bericht lautet, wie folgt:

„Hochedelgeborne, Fürsichtige und Hochweise Herren, Gnädig hochgebietende Herren!

„Auf Euer Hochadeligen Herrlichkeiten und Gnaden ertheilten und den 6. Aug. eine halbe Stunde nach dem Betläuten uns eingehändigten hohen Verlaß, daß wir Endes bemeldete beede Diaconi Sebaldini von Dem, was sich mit Maria Eleonora Schönin, wie auch mit Anna Dorothea Härlin, beeden armen Sünderinnen, kurz vor und bei der Hinrichtung zugetragen, umständlichen und ausführlichen Bericht erstatten sollten, geben wir in unterthäniger parition Folgendes.

„Nachdeme mit Hinausbegleitung jetzt erwähnter armen Sünderinnen zur Richtstatt Alles regulair und in sonst gewöhnlicher Ordnung ergangen, die Schönin entkleidet, den Rabenstein betreten und nun die gewöhnliche Abbitte dem Volke thun, das Vaterunser beten, sich sodann dem Scharfrichter zum Schwertstreich überlassen sollen, hat dieselbe wider alles Vermuthen mich, M. Bechmann, auf die Seite gerufen, und sich sogleich in folgende Worte herausgelassen: Ich habe kein Kind umgebracht, auch nie keins gehabt. Erzählte ich Solches unverzüglich meinem Collegae M. Rößnern. Auf kurz gepflogene Unterredung sind wir beide gleich eins worden (nachdem der Schönin Worte von den Meisten sowohl auf der Richtstatt als auch unten an derselben gehöret worden, ich auch dafür hielte, daß dies Revociren dem abgelesenen Urtheil schnurstracks entgegen, nicht weniger auch der Härlin an ihrem Leben höchst präjudicirlich wäre), daß solches ohne Verzug des Herrn Stadtrichters Gnaden anzudeuten wäre, welches auch von mir M. Rößnern also geschehen, und habe ich demselben angezeigt, daß unsere arme Sünderin Schönin revocirt und ausgesagt, sie hätte kein Kind umgebracht, auch nie keins gehabt, könne demnach unmöglich also sterben, ohne Solches angezeigt und über diese begangene große Sünde, so sie ein dergleichen Vorgeben begangen, die Absolution empfangen zu haben. Herrn Stadtrichters Gnaden sagten darauf, es wäre nun zu spät; warum die Arme es nicht eher gesagt; jedoch er möchte nicht gerne Blut auf sich laden, hielte doch für gut, wenn ich

zu der Härlin ginge und sie nochmalen hierüber befragte, welches auch unverzüglich geschehen. Und als ich selbige gefraget, ob sie noch darauf bliebe, daß die Schönin ihr Kind umgebracht und sie, Härlin, ihr den Rath dazu gegeben, war der Härlin Antwort eine Gegenfrage, was denn die Schönin gesagt? Ich sagte darauf, sie sollte mir auf meine Frage antworten, da brach sie mit lauten und Jedermann vernehmlichen Worten heraus: Ach die Schönin hat nie ein Kind gehabt, mit meinem Wissen oder daß ich dabei gewesen. Darauf sagte ich: Ihr böses Weib, warum habt ihr dies nicht drinnen und ehender gesagt? Sie sprach: Ich hab's ja gesagt; aber hätte ich mir meine Arm und Beine sollen zerbrechen lassen? Was hätte ich anfangen und womit hätte ich mich fortbringen wollen mit elendem Leib? Wobei sie laut angefangen zu schreien: O Herr Jesu, wie lange hält man mich auf? Wie lang muß ich dastehen und warten? Ach, fort! fort! Und also schied ich M. Rößner von ihr, und referirte Herrn Stadtrichter das Alles, der mir zur Antwort gab, er habe einen Expressen in die Stadt geschickt und müßte man Ordre erwarten. Als dieser gekommen, sagte hocherwähnter Herr Stadtrichter, man solle fortfahren. Inzwischen und als Erzähltes vorgegangen, habe ich, M. Bechmann, der Schönin ihr großes und höchst sträfliches Unternehmen in nachdrücklichen und gehörigen terminis vorgestellt, und weil sie nicht mehr zu leben begehrt, sondern nur inständig gebeten, daß ich sie nochmalen Beicht hören und von dieser Sünde absolviren sollte, habe ich ich sie auch, weil es meines Amts ist und sie sich caetera auf das Beste jederzeit bezeuget und zum Tod bereitet, nicht in Verzweiflung wollen gerathen lassen, sondern mit wiederholter Erinnerung, daß sie die Wahrheit reden, widrigenfalls von Gott keine Gnade erwarten sollte, sie aber beständig auf voriger Revocation verblieb, der Gnade und Ratification Gottes absolvirt. Als sie absolvirt worden, that ich, M. Rößner, statt der armen Sünderin folgende kurze Anrede an das Volk: Eure christliche Liebe ersuche herzlich, diese arme Sünderin, welche es zwar wegen ihrer schweren Sünden nicht werth ist, jedoch um ihrer Seligkeit willen, in ihr andächtiges Gebet einzuschließen, daß sie Gott wiederum zu Gnaden möge aufnehmen. Darauf hat sie das Vaterunser gebetet und unter

gewöhnlichem Zuruf den Schwertstreich herzhaft überstanden. Und so Viel auf gnädigen Befehl. Wir verharren

Eurer Hochadeligen Herrlichkeiten und Gnaden zum Gebete und unterthäniger Pflicht verbundene

den 7. Aug. 1716. M. Joh. Leonhard Rößner,
M. Guilelm. Bechmann, Diaconi zu S. Sebald."

Geschichtliche Politik.

Die Schweiz und der Kommunismus.

Dritte Betrachtung.

„Das vorstehend Mitgetheilte mußte nothwendigerweise vorausgeschickt werden, um einen tiefen Blick in das Vereinsleben der deutschen Handwerker werfen zu können," sagt die auf Veranlassung der Regierung des Standes Zürich veröffentlichte Schrift über „die Kommunisten in der Schweiz," nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren; „denn ein solcher Verein ist das treue, erste Bild einer Gesellschaft im Kleinen. Was in sittlicher und politischer Beziehung die äußere Gesellschaft bewegt, daß sieht man hier in diesen kleinen Vereinen sich gleichsam wie in einem Diorama bewegen; und wir haben gesehen wie Männer, welche in der Außenwelt sich durch ihr öffentliches Wirken geltend machten, allen ihren öffentlichen und geheimen Einfluß anwandten, diesem äußern öffentlichen Wirken, dieser äußern öffentlichen Tendenz hier in den Vereinen einen Stempel aufzudrücken.

„Vor drei Jahren gab es in den Kantonen der französischen Schweiz nur Einen Verein, den in Genf, welcher damals keine politische Tendenz hatte und auch sonst nichts als ein Lese- und Singverein war, der an 100 Mitglieder zählte, seitdem aber gibt es 11 bis 13 solcher Vereine in den drei Kantonen, welche von ungefähr 800 Mitgliedern besucht werden, ohne vier seitdem gegründete französische Vereine mit ungefähr

500 Mitgliedern zu rechnen. Ein Umstand, welcher das Vereinsleben ganz besonders hob, war die seit 18 Monaten in denselben aufgetauchte Lehre der kommunistischen Freiheit. Eine Lehre, die damals unsere größten Gelehrten noch nicht haben begreifen wollen, und darum auch nicht im Stande waren, sie zu widerlegen, wurde nun auf einmal einem Haufen deutscher Arbeiter gepredigt, von welchem kaum der vierte Theil bisher des Jahres einmal ein Zeitungsblatt in die Hand genommen oder auch nur an die Politik gedacht hatte. Diese Lehre trat darum Anfangs nur leise auf den von Vorurtheilen aller Art schlüpfrigen Boden der Oeffentlichkeit, und versuchte zuerst Vervollkommnungen ins Vereinsleben zu praktiziren. Es wurde vorgeschlagen, um das geräumige den ganzen Tag bis auf den Abend leerstehende Vereinslokal besser zu benutzen, eine Kochanstalt für alle Vereinsmitglieder zu gründen, zu dem Zwecke, die damals sich immer mehr aufsummenden Schulden des Vereins zu tilgen und besser zu essen, so daß niemand einen besondern Vortheil aus der Kost und den verabreichten Getränken ziehen könne, als der Verein, d. h. jedes in Genf arbeitende sowie jedes künftige Mitglied desselben.

„Nachdem nun dieser Vorschlag realisirt ist, scheint er uns kaum mehr der Erwähnung werth; allein denken wir, um von diesem Umstand Nutzen für die Zukunft zu ziehen, zurück in die Zeit, als die Ausführung noch ein Projekt war.“ —

„Bevor wir weiter gehen in unserm Bericht wollen wir auf einen andern wichtigen Umstand einiges Licht werfen. Vor der Angabe des Planes zu einer Kost-Anstalt hatte sich gegen die Stifter und Leiter des Vereins und deren Anhang eine Koalition gebildet. Es gab heftige, leidenschaftliche Debatten in den Sitzungen, aus deren wahrem Grimm nur die Eingeweihtesten klug werden konnten. Die Stifter des Vereins waren in fremden Blättern durch anonyme Artikel beleidigt worden und trugen dem Verein vor, diesen anonymen Verfasser ehrlos zu erklären, falls er nicht den Muth habe, sich offen zu nennen und zu vertheidigen. Die Mehrheit des Vereins verweigerte dieß, die Koalition wuchs, die Sitzungen wurden stürmischer und endigten mit dem Austritt der Beleidigten und ihrer Anhänger. Der wahre Grund indeß

soll ein Artikel in den Statuten gewesen sein, nach welchem alles Politisiren im Vereins-Lokale untersagt worden war.

„Nach Austritt der alten Noblesse [1]), so will ich vergleichsweise diese Partei nennen, kam nun die Gironde ans Ruder mit ihrem Franzosen-Haß, ihrem National-Stolz und ihren Hambacher Freiheits-Frasen.

„Mit ihr zugleich und bevor sie sich nach dem Siege fest konstituirt hatte, keimten die Montagnards mit ihren kommunistischen Ideen und ihrem Plane der Kost-Anstalt auf.

„Der Plan wurde durch obige verschiedene Umstände nach den gewöhnlichen Diskussionen für und wider in der Hauptsache von der Stimmen-Mehrheit angenommen, in den Abstimmungen über die Einzelnheiten desselben wurde die Majorität schon geringer. Bei der dritten Abstimmung aber, wo es sich darum handelte, wem man als Verwalter die Leitung des Planes anzuvertrauen habe, stimmten alle Girondisten gegen den Verfasser des Planes, obgleich er sich angeboten hatte, keinen Lohn für das Amt zu nehmen, falls der vom Plan zu hoffende Gewinn sich nicht herausstelle.

„Dieser Vorfall, verbunden mit der früher gegen die alte Noblesse gebrauchten Taktik bewies deutlich, daß die Gironde nach einem Plan handelte, nämlich nach dem, die Leitung der Kostanstalt den Händen derer zu entziehn, die damit einen Beweis der Vortheile ihrer Lehre führen wollten.

„Bald darauf wurden neue Vorstandswahlen vorgenommen, welche die Koalition vorher unter sich gemacht hatte.

„Die Gironde zählte also ungefähr zwanzig Mann. Diese regierten den ganzen Verein und und brachten es später dahin, daß man die Aeußerung der kommunistischen Meinung im Verein verbot, so wie die kommunistischen Schriften. Da dieß nichts half, so schlossen sie fünf des Kommunismus Verdächtige aus dem Verein aus, und gaben

---

[1]) Man erlaube mir diese, sowie die folgenden Bezeichnungen, sie haben nichts Feindseliges und Gehässiges."

Bemerk. des Verfassers der Regierungsschrift.

so durch den Austritt der alten Noblesse und den Ausschluß der Montagnards den Anlaß zur Gründung zweier neuen Vereine und zur Vernachlässigung ihres alten Wurzelvereins.

„Mittlerweile hatten sich in Lausanne, Vivis und Morsen gleiche Kostanstalten in den dort bestehenden damals ganz unter dem Einflusse der Gironde lebenden Vereinen gegründet und wurden vom Genfer Zentrum zum Kampf und Widerstand gegen die Lehre der Montagnards angefeuert. Morsen und Vivis nahmen die Gesetze des Genfervereins gegen die Freiheit der Meinungen an, verbannten die Schriften der Kommunisten und verboten ihre Lehre; in Lausanne hatte indeß die Partei der Kommunisten oder Montagnards die Oberhand. Ein letzter Versuch dort durch Intriguen durchzudringen mißlang, und die Gironde zog sich aus dem Verein zurück, um einen neuen zu gründen.

„Diese Kämpfe der Meinungen in den Vereinen sind nur die Ursachen einer größern Ausdehnung des Vereinswesens überhaupt geworden. Nach jeder Trennung, nach jedem Ausstoß entstand ein neuer Verein, der alle Kräfte aufbot, um dem andern das Gleichgewicht im Fortschritt zu halten.

„Dieses Vereinsleben ist eine wahre Vorschule des Bürgers und des Staatsmanns im Staate. Was uns die Geschichte und das praktische Leben im Großen bietet, das finden wir hier im Kleinen nicht allein wieder, sondern haben auch Gelegenheit, uns damit zu familiarisiren. Mit den kühnsten Ideen des Fortschrittes sucht man sich bekannt zu machen und sie theilweise im Vereins-Leben zu praktiziren. In dieser letztern Beziehung sind sie besonders eine wahre Musterschule für den Staat, in welcher mancher Staatsmann Etwas zu lernen haben könnte.

„Was den Regierungen durch Gesetze und Strafen, was den Priestern durch die Religionslehren, den Eltern durch gute Beispiele und menschenfreundliche Gesellschaften durch Aufopferung von Zeit und Geld nicht möglich würde, was der große Haufe für unmöglich hielt, worüber man lachte und spöttelte, das haben die Arbeiter mit ihren geringen Mitteln im Vereinsleben möglich gemacht.

„Wenn nun das arbeitende Volk trotz allen widrigen Hindernissen sich in der Ordnung und gleichen Vertheilung seiner Genüsse so schön zu

organisiren versteht, und besser, als ihm die Vorrechtler dieses zutrauen, so beweist dieses, daß wenn es ihnen vergönnt wäre, sie auch ihre Arbeiten eben so gut organisiren und dadurch der Gesellschaft eine reizende Zukunft bereiten würden. Ich setze meinen Kopf auf die Behauptung, daß wenn man ihnen die Organisation eines ganzen Landes anvertraute, so brächten sie es in Ordnung, ohne Polizei, Richter und Gefängnisse nöthig zu haben, alles durch den freien Willen und durch den Reiz der neuen Ordnung, der allen besser gefällt, als das Leben in der Außenwelt.

„Nur diesem Reiz des Genusses der Diskussion, des Gesanges u. s. w. ist diese bewundernswerthe Ordnung, sind diese glücklichen Resultate zu verdanken, denn Gesetze und Strafen existiren in ihren Vereinen nicht, will auch niemand Etwas davon wissen.

„Früher hatten die Vereine nicht einmal die Mittel, sich auf die allgemeine Augsburger zu abonniren, jetzt hat der Verein in Lausanne schon seit zehn Monaten einen Lehrer anstellen und ihm die Kost mit wöchentlich fünf bis zehn französischen Franken geben können.

„Dieß sind alles Verhältnisse, an die man sich nun gewöhnt hat, die aber bei ihrer Einführung mit den größten Widerwärtigkeiten, mit Vorurtheilen, Unwissenheit, Spott und Engherzigkeit zu kämpfen hatten, so wie jede gute Sache überhaupt. Nun der Beweis geliefert ist, sind gleichwohl für neue Beweise wieder die neuen Aufopferungen und Anstrengungen nöthig. Diese werden aber auch in allen den Vereinen nicht gescheut, wo die Parteien der Gironde den Einfluß verloren haben, so wie in den Vereinen, die sich Kommunisten-Vereine nennen, wie z. B. der alte Verein in Lausanne, den wir hier als Type anführen.

„Die Aufgabe dieser Montagnard's ist, die Wohlthaten des Vereinslebens so weit als möglich zu verbreiten, damit es sich nicht allein auf die deutschen Arbeiter, sondern auf alle Arbeiter, nicht allein auf die gedungenen Arbeiter, sondern auch auf die etablirten oder Bürger, nicht allein auf das männliche Geschlecht, sondern auch auf das weibliche, nicht allein auf den Genuß, sondern auch auf die Arbeit, die Erziehung und Regierung erstrecke; weder an den Nationen, noch Re-

ligionen Grenzen finde, sondern allmälig das Interesse der ganzen Menschheit umfasse.

„Die Mittel, welche sie dazu anwenden, ist die Verbreitung der Lehre der kommunistischen Freiheit, sowohl mündlich als durch Unterstützung kommunistischer Schriften. Wenn Rothschild hundert Millionen zur Beförderung gemeinnütziger Zwecke hergäbe, so müßte er sich noch vor diesen Arbeitern in Bezug der Aufopferung schämen, von denen vier ihre ganze Baarschaft von zweihundert Schweizerfranken zur Beförderung des Druckes des letzt erschienenen Werkes hergegeben haben. Das glauben die auch wahrscheinlich nicht, die gewohnt sind, das Geld nach Zinsen zu berechnen und den für einen Narren halten, der es für die Veröffentlichung solcher wahnsinnigen Ideen, wie man sie nennt, hergibt.

„So legt die räthselselhafte Vorsehung in die Brust des schlichten Arbeiters oftmals einen hohen Grad geistiger Begierden, deren Genüsse der mit der Befriedigung seiner fysischen Begierden beschäftigte Alltagsmensch nicht kennt, so wählt sie, wenn sie dem Geschick der Menschheit eine bessere Richtung geben will, ihre Männer unter den verachtetsten und gedrücktesten Schaaren.

„Im Ganzen sind in den Vereinen drei politische Meinungen vorherrschend:

1. Die Grütlivereine aus lauter Schweizern bestehend (andere werden nicht aufgenommen); die Tendenz derselben ist die politische Einheit der Schweiz;
2. die jung-deutschen Vereine, aus Deutschen und Schweizern bestehend; die Tendenz derselben ist die politische Einheit und Republik Deutschlands;
3. die Kommunisten-Vereine aus Deutschen und Schweizern bestehend; die Tendenz derselben ist, die Befreiung der ganzen Menschheit, die Abschaffung des Eigenthums, der Erbschaft, des Geldes, der Belohnungen, der Gesetze und Strafen und eine gleiche Vertheilung der Arbeiten und Genüsse nach den natürlichen Verhältnissen.

„Darin werden nun diese letztern von den Führern der beiden erstern

Vereine durch Verbot ihrer Lehre und Schriften in denselben bekämpft, obgleich die beiden erstern Vereine wieder nicht mit einander einig sind. Diese beiden ersten Vereine nennen wir nun die Gironde; was die Noblesse anbetrifft, die hat sich theils ganz zurückgezogen, oder sich entweder der einen oder der andern Partei angeschlossen.

„Alle diese Kämpfe, so bitter auch ihre Früchte sind, waren nöthig, um im gegenseitigen Kampf den Eifer für die Vertheidigung der Meinungen zu erwecken, um zu sehen, ob wohl das junge Prinzip dem großen Kampfe, für den es sich bestimmt, gewachsen ist, um die Männer des falschen Liberalismus zu demaskiren und ihnen ihren Einfluß zu rauben, bevor sie Gelegenheit haben, davon einen schädlichen Gebrauch zu machen; um ängstliche Diplomaten, Magistraten und Krämer an den Lärmen der kommunistischen Lehre zu gewöhnen, wie den Schiffer an das Rauschen der Wellen u. s. w.

„Sie sehen, trotz diesem geistigen Kampf, gehen die Vereine immer besser, vielleicht eben darum, weil dieser Kampf mehr Anhänger der einen oder der andern Partei in die Reihen zieht. Alle diese Kämpfe hatten keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesammtzwecke aller Vereine, nämlich Unterhaltung, Moral und Unterricht."

Ueber die äußere Form dieser Vereine geben die Papiere Weitlings folgenden Aufschluß:

A. Kommunistischer Bildungs-Verein.

Begriff des Vereins.

„Derselbe ist ein für einen gemeinschaftlichen Zweck wirkendes Ganze aus mehren kleinen und großen Vereinen, so wie aus einer Menge vereinzelten, zerstreuten Individuen von verschiedenen Nationen, Ständen und Alter bestehend, welche von dem Eifer beseelt, sich den Gleichgesinnten zu immer größerer Vereinigung anzuschließen, jede Gelegenheit benutzen, welche dies möglich macht. Sie werden also die Adressen der Gleichgesinnten jeder Stadt und jeden Landes sich vor jeder Ueberreise zu verschaffen suchen, andern Gleichgesinnten wieder diese Adressen mittheilen, überall sich zu zwei oder drei oder noch mehr von Zeit zu Zeit versammeln, da, wo sie sich in starker Anzahl zu-

sammenfinden, eigene Vereins-Lokale miethen, da, wo man ihnen die Versammlungen darin untersagt, sich in den Wohnungen, den Werkstätten und Wirthshäusern in kleinerer Anzahl versammeln, kurz jeden Gewaltstreich zu umgehen suchen und unermüdet an der Propaganda arbeiten. Keine Macht der Menschen ist im Stande die Propaganda des Guten und Wahren aufzuhalten, man kann den Leuten bei der Arbeit, bei Tische, in ihren Schlafzimmern und auf ihren Spaziergängen das Wort nicht wehren."

Zweck und Mittel.

„Brüderlichkeit durch Wiedereinführung des Du-Wortes, durch Uebung im Verzeihen jedweder Beleidigung, durch die Gewohnheit, jedes Vergehen als eine Krankheit zu betrachten, durch Zusammenwirken für einen gemeinschaftlichen Zweck.

Soziale Bildung, durch Studium und Besprechung aller sozialen Systeme, durch Beförderung geselliger, nicht kostspieliger Vergnügungen, durch Vermeidung aller Luxus-Ausgaben, und Führung einer geregelten Lebens-Weise.

Propaganda durch Umgang mit Personen, welche mit den Vereins-Zwecken und Mitteln noch unbekannt sind, und durch Anfeuern derselben, sich als Vereins-Mitglieder aufnehmen zu lassen, durch Unterstützung und Verbreitung aller die Vereins-Zwecke befördernden Schriften."

Vereins-Regeln.

„Mäßigkeit in allen Lasten und Genüssen des Lebens beobachten, so viel dies jetzt nur immer möglich ist, weil man dadurch sich einen Schatz erhält, der Gesundheit heißt, und über Reichthum und Ehre geht.

Jede Ohrenblaserei mit Beschämung des Ohrenbläsers zu überweisen, selbst wenn sie Wahrheit enthält. Jede Unzufriedenheit mit dem Betragen eines der Brüder, ihm selbst unter vier Augen äußern und nicht vorher gegen einen andern; darum auch jeden, der uns öffentlich beleidigt und beschimpft, als einen Kranken ansehen, der in demselben Augenblick nicht Herr seiner selbst ist, ebenso jeden Verbrecher und deshalb auch niemanden, der zu Gefängniß-Strafen u. drgl. ver-

urtheilt wird, verachten. Viel mündliche Propaganda für das Prinzip des Vereins, in und außerhalb des Vereins machen. Keinen Verein verlassen, ohne dem Vorsteher einige Tage vorher die Abreise und das Ziel der Reise zu melden, um etwaige Aufträge mitzunehmen.

In jeder Stadt, wo Vereine bestehen, diese zu verstärken oder andere zu gründen suchen.

Wenigstens alle drei Monate an die Vereine schreiben, die man früher besucht hatte und ihnen die Fortschritte der gemachten Propaganda melden.

Eine kleine monatliche Beisteuer entrichten, zu dem Zweck, dafür Bücher, Schriften u. drgl. einzukaufen.

Aufnahms-Regeln.

„Jeder wird vierzehn Tage vor seiner Aufnahme einem der Vereine vorgeschlagen, und, wenn niemand gegen seine Aufnahme etwas einzuwenden hat, aufgenommen. Derselbe entrichtet nur eine Einschreib-Gebühr, für welche ihm Druckschriften verabfolgt werden. Desgleichen erhält er eine Vereins-Karte, auf welche sein Name, Gewerb und Geburtsort, nebst Datum der Aufnahme eingetragen wird. Die Karte ist mit der Unterschrift des Vereins-Vorstehers versehen. Auf der Rückseite derselben läßt jedes Vereins-Mitglied die Namen derer sich unterzeichnen, welche er in die Vereine eingeführt, wenn nämlich dieselben noch nicht Mitglieder des großen kommunistischen Bildungs-Vereins waren; folglich hat der Aufgenommene seinen Namen auch auf die Karte desjenigen zu schreiben, der ihn einführte.

„Der Aufgenommene schreibt seinen Namen in das Vereins-Buch desjenigen, welcher ihn zuerst mit den Grundsätzen des Vereins bekannt machte und ihn einführte.

Auf gleiche Weise hat jedes Mitglied eine Liste, welche sich bei den ältern in der Propaganda erfahrenen Mitgliedern füllt.

B. Aufnahme.

„Wir Arbeiter sind endlich müde, für die Faullenzer zu arbeiten; in Entbehrung zu leiden, während andre im Ueberflusse schwelgen; wir

wollen uns von den Egoisten keine drückenden Lasten mehr auflegen lassen; keine Gesetze mehr respektiren, welche die zahlreichsten und nützlichsten Menschen-Klassen in der Erniedrigung, Entbehrung, Verachtung und Unwissenheit erhalten, um einigen wenigen die Mittel an die Hand zu geben, sich zu Herren dieser arbeitenden Klassen zu machen. Wir wollen frei werden und wollen, daß alle Menschen auf dem Erdenrund so frei leben, wie wir, daß keiner besser und keiner schlechter bedacht werde, wie der andre, sondern alle sich in die gesammten Lasten, Mühen, Freuden und Genüsse theilen, d. h. in Gemeinschaft leben. Willst du so wie wir?

„Zu diesem Zweck haben wir einen Bund geschlossen, der geheim bleiben muß, um unser Wirken auch in den Ländern möglich zu machen, wo wir durch öffentliches Auftreten unsern Feinden die Mittel zu unsrer Verfolgung und Zerstreuung an die Hand geben würden. Verschwiegenheit über alles was wir in unsern Versammlungen verhandeln, Verschwiegenheit über das Bestehen des Bundes ist also die größte Nothwendigkeit, die jedes Mitglied beobachten muß. Erkennst du dies mit uns an?

„Damit der Eifer in den Versammlungen wach erhalten werde, verpflichtet sich jeder von uns nie darin zu fehlen, außerordentliche Umstände ausgenommen. Glaubst du diese Verpflichtungen ebenfalls eingehen zu können?

„Jeder Aufgenommene bezahlt einen monatlichen Beitrag in die gemeinschaftliche Bundes-Kasse und abonnirt sich auf wenigstens ein Blatt der jungen Generation, so lange dieses Blatt existirt. Kannst du dieses Opfer gleichfalls bringen?

„Ist jemand unter uns arbeitslos oder krank, so zahlen die übrigen seinen monatlichen Antheil für ihn. Bist du auch damit einverstanden?

„Die Aufgabe eines jeden von uns ist ferner, so viel Menschen als möglich für unser Prinzip zu bekehren und für die Aufnahme in den Bund vorzubereiten, dabei aber immer auf die Gebildetsten an Ordnung und Aufopferung gewöhnten Mitglieder zu sehen. Willst du deine Thätigkeit und deinen Eifer in diesen Punkten zeigen?

„Jeder von uns zeigt vor seiner Abreise dem Vorsteher dieselbe so-

wie das Ziel derselben an und schreibt sogleich die ersten acht Tage seines Aufenthaltes in einer Stadt seiner frühern Gemeinde die neue Adresse. Willst du dasselbe mit uns beobachten und überall, wohin du kommst, Mitglieder aufzunehmen, Gemeinden sowie Vereine zu gründen, Schriften zu verkaufen und unsre Lehre laut und öffentlich zu verbreiten suchen?

„So sprich mir folgendes Gelöbniß nach:

„(Hier stehen die anwesenden Mitglieder auf und entblößen ihre Häupter) Ich gelobe Verschwiegenheit über das.

„Hierauf schreibt der Aufgenommene seinen Namen in die Liste desjenigen, der ihn aufgenommen hat.

„Dies geschieht zu dem Zweck, damit man später, wenn eine Assoziation gegründet wird, diejenigen zuerst daran Theil nehmen läßt, welche die meisten Mitglieder aufgenommen haben; gleichfalls wird, wenn eine Unterstützungs-Kasse zusammenkommt, jeder Arbeiter, der fünfzig Jahre alt ist, auf eine bis dahin anzukaufende Kolonie versetzt, wenn er viele aufgenommen hat.

„Die wirkliche Zahl, die zur Pension berechtigt, wird erst ein Jahr vor dem Anfang derselben bestimmt."

C. Ordnung der Sitzungen.

I. Aufnahmen.

a. „Frage, warum die Aufzunehmenden gekommen sind;

b. „Frage, welchen Zweck dieselben im Auge haben und welche Mittel sie dazu für gut halten;

c. „man ergänzt ihre Antworten und erklärt ihnen noch deutlicher Zweck und Mittel. Man stellt ihnen besonders vor, daß Verschwiegenheit und Aufopferung nothwendig seien, sowie, daß wenn ein jeder nur alle vier oder acht Wochen seinen Mann stellt, man in einem Jahr durch das einfache Stimmenmehr zum Ziele kommen kann;

d. „dann fragt man, ob sie mit dem Allem einverstanden sind;

e. „hierauf legen sie das Gelöbniß ab;

f. „der Bundeskuß."

II. Examen der Propaganda.

„Man fragt jeden der Reihe nach:

a. „Ob er die vorige Woche Propaganda gemacht habe und welche;

b. „man läßt ihn eine wichtige Szene daraus erzählen;

c. „hat er keine Propaganda gemacht, so fragt man ihn, wie das zugeht und gibt ihm Anleitung, wie er welche machen kann;

d. „man fragt, ob niemand Zimmer-Zusammenkünfte weiß, und ob welche jemand zur Aufnahme zu bringen hat."

III. Nachrichten über auswärtige Propaganda.

a. „Bundes-Nachrichten;

b. „Zeitungs-Nachrichten;

c. „Personen-Nachrichten."

IV. Frage.

Ob jemand etwas zu fragen, zu berichten oder vorzutragen habe, als z. B.

a. „Neuigkeiten, die Propaganda, den Bund oder das Prinzip betreffend;

b. „Fragen über verschiedene Punkte, die dem einen oder dem andern noch nicht klar sind;

c. „Vorträge über verschiedene solche Punkte.

V. Regulirung der Bundes-Ordnung.

a. Monats-Gelder; b. Gelder für Bücher oder Schriften; c. Anmeldung der Abreisenden; d. Theilung der vollen Gemeinden; e. Vorsteher-Wahlen; f. Bestimmung des geeigneten Lokals für die neue Gemeinde, sowie den Tag der Zusammenkunft.

VI. Vorlesung oder Diskussion.

„Diese muß meistens solche Schriften betreffen, die nicht ein jeder hat, oder die noch nicht ein jeder versteht.

„NB. Wenn die Mitglieder ihre Sitzungen recht interessant machen wollen, so hat nur ein jeder immer eine Frage in Reserve zu halten, für den Fall, daß die Diskussion nicht fließend interessant vorwärts ginge."

Alterthums-Kunde.

4. Lateinische Buchstaben auf babylonischen Backsteinen.

Man weiß, wie viele Vermuthungen über den Ursprung der sogenannten arabischen Zahlen, deren wir uns jetzt vorzugsweise bedienen, aufgestellt worden. In Folge der neuesten Nachforschungen nahm man allgemein an, daß gewisse jüdische Filosofen-Sekten diese Zahlen, welche sie als eine Geheimschrift erfunden, bei ihren geheimnißvollen Verhandlungen gebrauchten. Nun versichert auch der Brite Nasmyth, in einem an die königliche Gesellschaft zu London gerichteten Schreiben, daß er mehre Buchstaben des neuern Alfabets auf Denkmälern gesehen, die zu einer gewaltigen Stadt gehört, deren Ueberreste noch lange das Erstaunen der Reisenden erregen werden.

Wirklich befinden sich auf den Ziegeln im alten Babylon eingedrückte Schriftzügen von eigenthümlicher Form, die man, weil dabei die Gestalt eines Pfeils vorwaltend ist, Pfeilschrift nennt. Gewöhnlich ist diese Schrift nach außen gewendet und scheint die Bestimmung zu haben, kurze Andeutungen zu gewähren. Der Boden am Ufer des Eufrat, wo die Babylonier ihre Stadt erbauten, besteht fast durchgehends aus Thon, weshalb auch alle Gebäude in der alten Stadt aus an der Sonne getrockneten Backsteinen aufgeführt waren. Die Schriftzeichen, welche man in diesen Backsteinen bemerkt, wovon einige sich im britischen Museum befinden, sind vermittelst einer scharfen Form tief eingeprägt, und noch ziemlich gut zu erkennen. Die Form hat die Gestalt eines Dreiecks und erscheint in allen den Inschriften, welche von jenem alten Volke noch übrig geblieben sind. Jeder dieser dreieckigen Hauptbuchstaben, welche sich in den verschiedensten Stellungen neben einander

zeigen, also auch eine verschiedenartige Bedeutung haben, lassen sich in eine Menge Pfeile zertheilen, die ihrerseit bald in aufrechter, bald in schräger, liegender oder umgekehrter Stellung sich zeigen. Es ist sehr zu wünschen, daß die Nachforschungen über diesen interessanten Gegenstand weiter fortgesetzt werden, damit man darüber zu einem wo möglich befriedigenden Ergebniß gelange.

5. Schmucksachen aus dem fünften Jahrhundert.

Bei Anlegung eines Grabens, um das Uebergreifen der Wurzeln des nahen Waldes in ein Getreidefeld zu verhindern, fand man bei Pietling, in der Pfarre Friedorfing, im ehemals salzburgischen, jetzt baierischen Landgericht Tittmoning, nebst einigen Menschen-Knochen zwei schwere goldene Schnallen. Sie wurden nach Salzburg gebracht, wo sich kein Käufer dafür fand, weshalb man sie einem baierischen Alterthums-Forscher überließ. Beide Schnallen wogen zweiundzwanzig Dukaten fein Gold. Die größere war zwei Zoll eine Linie lang, und etwas über einen Zoll breit. Ein Viereck enthielt in einer runden Vertiefung acht Abtheilungen, in welchen karmoisinrothe Glasstücke befestigt waren, von denen jedoch drei fehlten. An den drei obern Seiten hielten Stifte eine untere dünne Goldplatte so, daß zwischen derselben noch irgend ein Gegenstand eingeschoben und festgehalten werden konnte. An dem einen Ende des Vierecks befand sich außerdem ein starker beweglicher Ring, mit eben solcher über ihn hinausgehender Zunge (Dorn). Die kleinere Schnalle war einen Zoll sieben Linien lang und zehn Linien breit, und von der größeren blos dadurch unterschieden, daß die runde Vertiefung nur vier Abtheilungen hatte. Auch hier fehlte ein Glasstück. Beide Schnallen sind auffallend roh, schwer, massiv, ohne allen Kunstgeschmack gearbeitet, und dienten wahrscheinlich zur Befestigung eines Wehrgehänges.

Der Fund erregte in der dortigen Gegend allgemeines Aufsehn, in dessen Folge einige Wochen darauf der Landgerichts-Aktuar von Tittmoning mit drei Arbeitern weitere Nachgrabungen veranstaltete, und wirklich schon am zweiten Tage, kaum wenige Schritte vom Fundorte entfernt, eine zweite, der kleinern ganz ähnliche Schnalle und ein Arm-

band (vielleicht auch blos ein größerer Kuppelring des Wehrgehänges) zum Oeffnen fand, nach oberflächlicher Schätzung Nichtsachverständiger von ungefähr 150 fl. K. M. an Gold werth. Beide Stücke wurden sogleich nach München an das königl. Antiken-Kabinet geschickt, und dem Grundeigenthümer die Werthsablösung versprochen. Außerdem fanden sich Reste eines Menschen-Schädels und ein Thränen-Glas. Fortgesetztes achttägiges Nachgraben auf diesem Platze gab kein weiteres Resultat.

Wenn auch das Thränen-Glas für ein Römer-Grab spräche, so ist doch die so rohe und massive Arbeit der Schnallen kein römisches Fabrikat, und wahrscheinlicher dürfte hier ein vornehmer Krieger aus jenen Völkerschaften beerdigt worden sein, welche im fünften Jahrhundert die hiesigen Gegenden überschwemmten, verheerten und in der Nähe des Fundortes, bei Friedorfing, eine bedeutende Schlacht geliefert hatten, worauf namentlich das große Beinfeld bei letzterem Orte hinweist. Bei allen Nachgrabungen, welche der königl. baierische Beamte Sebelmaier vor mehren Jahren an dieser Oertlichkeit vornehmen ließ, wurde nie ein so beträchtlicher Fund, als der oben erwähnte zufällige, gemacht.

Literatur.

27. Reden von Esaias Tegnér.

Die von J. Homberg aus dem Schwedischen übersetzten Reden des Dichters der „Frithiofs-Sage," sind so eben im Verlage von H. L. Brönner in Frankfurt a. M. erschienen. Der Inhalt umfaßt: I. Akademische Reden. 1. Eintritts-Rede bei der Aufnahme in die schwedische Akademie, am 22. Juni 1819: Ueber den Grafen Oxenstjerna und seine Dichtungen ꝛc. ꝛc., über Beredsamkeit insbesondere. 2. Rede am Oskar-Tage 1823 zu Lund, durch die Vermählung des Kronprinzen

veranlaßt: Vaterländische und poetische Betrachtungen. 3. Rede bei dem Schlusse der öffentlichen Vorlesungen zu Lund im April 1824: Ueber die Bedeutung des Studiums der griechischen Literatur für die Gegenwart. II. Schulreden. Fünf Reden an dem Gymnasium zu Werió in den Jahren 1824, 1830, 1834, 1836 und 1837, und Rede an der Schule zu Jönköping, 1836. III. Kirchliche Reden: Am Gustav-Adolfs-Feste, den 6. November 1832; bei der Beerdigung Heurlins, Professors und Härads-Probstes, am 29. Dezember 1835; bei einer Prediger-Weihe vor dem Altare.

Man entnimmt aus diesen Reden, daß Tegnér (geboren 1782, seit 1824 Bischof in Werió) nicht allein ein ausgezeichneter Dichter, sondern auch ein trefflicher Redner ist. Liest man mit Aufmerksamkeit seine Vorträge, so erkennt man, wie sich allmählich seine Welterfahrung getrübt hat. Häufig blickt daraus der Wunsch hervor, gleich seinem Großvater ein Landmann geblieben zu sein, in stiller, glücklicher Vergessenheit gelebt und die Lorbeer-Kränze des Lebens nie errungen zu haben. In jeder Beziehung spricht sich in allen seinen Reden ein tiefes Gemüth, ein edles Herz, ein achtungswerther Karakter, und ein rastlos dem Höhern zustrebender Geist aus.

28. Geschichte Oesterreichs, seiner Völker und Länder, und der Entwickelung seines Staatenvereines, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Nach den bis jetzt erschienenen zwölf Lieferungen der Geschichte Oesterreichs von Dr. Hermann Meynert, welche der Verlag von C. A. Hartleben, in Pesth, veröffentlicht hat, zu urtheilen, wird das ganze, mit Stahlstichen, Karten, Tabellen 2c. ausgestattete Werk, welches nicht über 36 Lieferungen umfassen darf, ein ebenso ausgezeichnetes als befriedigendes werden. Oesterreichs Geschichte ist nicht allein von hohem Interesse, und von besonderer politischer Wichtigkeit, sondern auch überaus lehrreich in ihren verschiedenen Wandelungen. Sie umschließt gewissermaßen den zusammengedrängten Hauptinhalt aller übrigen Geschichten der europäischen Staaten, mit alleiniger Ausnahme deren Rußlands, Großbritanniens und der skandinavischen Reiche;

denn sie begreift nicht allein die Geschichte des alleinigen alten Stammlandes der österreichischen Monarchie, sondern auch die von Ungarn, Böhmen, Mähren, Italien, Tirol, Galizien ꝛc.

Obgleich es Oesterreich an Geschichts-Werken nach größerem und gelehrterem Maßstabe nicht fehlt, ist doch eine wirkliche „Volksgeschichte der k. k. Erbstaaten" im eigentlichen Sinne, die zugleich durch schöne Ausstattung in Text und Bildern dem Gegenstande entspricht, und durch Wohlfeilheit wie durch erleichternde Bedingungen der Mehrzahl zugänglich ist, zur Zeit noch nicht vorhanden. Das Geschichtswerk von Dr. Meynert aber ist bestimmt, ein solches im höhern volksthümlichen Sinne zu werden, treu und zuverlässig in der Forschung, ohne gelehrten Prunk, ohne jenen Wald griechischer Noten und Urkundenbücher, welche das größere Publikum und die Jugend von dem Studium der Geschichte zurückschrecken; den Stoff erschöpfend, doch nicht abweichend vom Hauptgegenstande, blühend, kräftig und licht in der Darstellung, doch ohne Schwulst und Ueberladung.

Die vielfachen neuen Quellen, welche sich in den letzten Jahren eröffnet haben, und die insgesammt benutzt werden, die Fortführung des Werkes bis auf die neuste Zeit; dies alles und die Ausführlichkeit des Ganzen dürfte demselben einen sehr wesentlichen Vorzug vor sämmtlichen frühern Unternehmungen dieser Art sichern. Das Werk wird sich in sechs Bände scheiden, und jeden derselben wird ein schöner Stahlstich schmücken. Beigegeben wird ein vollständiges Sach- und Namenregister über alle Theile und ein Namensverzeichniß sämmtlicher resp. Abnehmer. Die Ausgabe erfolgt in 36 Lieferungen, jede vier Bogen stark, in elegantem Umschlag geheftet, zu dem Preise von 20 kr. K.M.

29. Literarische Monatsschrift.

Unter diesem Titel, als „Revue der Gegenwart in Karakteristiken, Uebersichten und Proben der hervorragendsten Erscheinungen derselben," erscheint seit Anfang dieses Jahres, herausgegeben von Friedrich Steinmann, im Verlag der Riese'schen Buchhandlung, in Cösfeld, ein Zeitwerk, wovon uns die beiden ersten Hefte vorliegen. In einem kurzen Vorwort spricht sich die Redaktion über ihr: „Was wir wollen" aus.

Der Hauptzweck dieses Wollens aber soll sein: Vorführung des Neuesten und Besten gleich nach seinem Erscheinen, und zwar vorzugsweise aus der deutschen Literatur, wobei indeß alle gelehrten Fachwissenschaften ausgeschlossen bleiben, und nur Schriften von allgemeinem Interesse besprochen werden, mithin zeitgeschichtliche Werke, nicht minder Flug-, Zeit- und Streitschriften zur Geschichte des Tags und ihrer Erscheinungen, kurz alle zur Erkenntniß der Zeit, ihrer Zustände, Verhältnisse und Gestaltungen die Hand bietenden Schriften.

Der Inhalt des ersten Heftes ist: Heroen der Revolution und Genossen unserer Zeit. Der preußische Huldigungs-Landtag im Jahre 1840. Der Michaelis-Meßkatalog. O'Connell, der „irische Alligator". Der Hochverraths-Prozeß wider den Professor Jordan. General von Grolmann als Student zu Jena. Der Umsturz der Monarchie in Griechenland. Kleine Revüe und Bibliografie. — Das zweite Heft bietet: Die politischen Vorlesungen des Professor Hinrichs. Deutscher Studenten-Spiegel. Held und seine Lokomotive. Paris im Frühjahr 1843. Moderne Lebens-Wirren. Des Professors Jordan Leben und Selbstvertheidigung. Kleine Revüe und Bibliografie.

30. Hinrichs politische Vorlesungen.

Dieselben betreffen „unser Zeitalter und wie es geworden nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen mit besonderem Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen." Des Inhalts des zweiten Bandes (welcher, wie der erste, in Kommission bei C. A. Schwetschke und Sohn in Halle erschienen ist) haben wir bereits gedacht. Der des ersten ist nicht weniger interessant und als Kommentar der Zeitgeschichte sehr beachtungswerth. In achtzehn Vorlesungen stellt Professor Hinrichs alle geschichtlichen Ereignisse und Wandelungen in Rede, welche den Zeitraum von 1815 bis zur Gegenwart füllen. In seiner ersten Vorlesung beginnt er mit allgemeinen Erläuterungen über unsre Gelehrten. In der zweiten greift er in eine entfernte Vergangenheit hinaus, und betrachtet den Orient, Griechenland, den römischen Staat und das Entstehen des Christenthums. Die dritte Vorlesung beschäftigt sich fast ausschließend mit diesem letzten.

In der vierten spielen die kirchlichen Streitigkeiten die Hauptrolle. Die fünfte schildert das Entstehen des Kirchenstaats und damit verwandte Gegenstände. Die sechste zeigt die Lichtseite des Mittelalters und Luthers Auftreten. Die siebente dessen weitere Wirksamkeit. Die achte bespricht den dreißigjährigen Krieg; die neunte die Autorität der Schrift, Orthodoxie, Pietismus, Natur- und Völkerrecht. Der Kampf der gesellschaftlichen Grundsätze beginnt in der zehnten Vorlesung sich zu karakterisiren. Die Feststellung der neuern Filosofie findet in der elften Vorlesung nähere Erläuterung. Die zwölfte ordnet den Entwicklungsgang der menschlichen Vernunft. Die dreizehnte hebt die politische Bedeutung der Revolution hervor. Die vierzehnte gewährt unter andern die Karakteristik Napoleons. Die fünfzehnte stellt eine Parallele zwischen Napoleon und Fichte auf. Die sechszehnte spricht von den geheimen Vereinen und den darin eine Hauptrolle spielenden Personen. Die siebenzehnte erläutert die Wirren Frankreichs und Deutschlands. Die achtzehnte beginnt mit der wiener Schlußakte und erstreckt sich bis zum Ende der hannover'schen Stände-Versammlung.

31. Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts.

Der dritte Band dieses wichtigen und zeitgemäßen Werkes von H. F. C. Schwarz, wovon die vierte Auflage, neu bearbeitet als Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche, von Dr. W. J. G. Curtman, Direktor des Schullehrer-Seminars zu Friedberg, so eben in der akademischen Verlags-Buchhandlung von C. F. Winter, in Heidelberg, erschienen ist, enthält die spezielle Methodik und die Schulkunde. Hr. Dr. Curtman erklärt in seinem kurzen Vorwort, daß er, um dem gegenwärtigen Zeitbedürfniß zu entsprechen, immer weiter von der anfänglichen Absicht der Bearbeitung des Lehrbuches der Erziehung und des Unterrichts von Schwarz sich entfernt. Es ist dadurch freilich eine gewisse Ungleichheit der Behandlung entstanden; da jedoch der dritte Theil, welcher ein ganz anderes Werk geworden, als der erste und zweite, der beste und gelungenste des Ganzen ist, wird man Hrn. Curtman leicht entschuldigen, daß er in einem wichtigen Gegenstande, mit dem er auf's Genaueste vertraut war, es vorgezogen, statt

als Ueberarbeiter, als Verfasser aufzutreten. Der Inhalt dieses dritten Theils sondert sich in zwei Hauptabschnitte: Spezielle Methodik und Organisation der Schulen. Der erste umfaßt nachstehende Gegenstände: 1. Verhältniß der speziellen Methodik zu der allgemeinen und zu der Erziehungs-Lehre überhaupt. 2. Der ungeschiedene Anschauungs-Unterricht. 3. und 4. Die niedere und höhere Lese-Lehre. 5. Schreiben. 6. Rechtschreibung. 7. Sprachlehre. 8. Deutscher Styl. 9. Fremde Sprachen. 10. Französische Sprache. 11. Alte Sprachen. 12. Zahlen-Lehre. 13. Geometrie. 14. Zeichnen. 15. Geografie. 16. Natur-Geschichte. 17. Natur-Lehre. 18. Geschichte. 19. Religion. 20. Gesang. 21. Der Unterricht der Viersinnigen. Der zweite Abschnitt umfaßt folgende Gegenstände: 22 und 23. Aeußerliche und innere Einrichtung der Schulen. 24. Anordnungen in Beziehung auf die Unterrichtszeit, Schulpflichtigkeit. 25. Lehrplan. 26. Kontrole der Leistungen der Schule. 27. Maßregeln für die Schulzucht. 28. Lokaler Schulvorstand. 29. Höhere Schulbehörden. 30. Ausbildung des Lehrerstandes. 31. Lehrplan des Schullehrer-Seminars. 32. Die Kleinkinder-Schule. 33. Die Volksschule mit natürlichen Klassen. 34. Volksschulen mit kombinirten Klassen. 35. Die Fortbildungs-Schule. 36. Die Realschule. 37. Lehrplan einer Realschule mit natürlichen Klassen. 38. Die Töchterschule. 39. Das Gymnasium. 40. Das Progymnasium. 41. Das Ober-Gymnasium. 42. Der Privat-Unterricht.

Statistik.

11. Einwohnerzahl von Leipzig.

Die Bevölkerung von Leipzig, welche sich zu Ende des Jahres 1840 auf 50,261 Seelen belief, ist nach den gegen Ende 1843 aufgenommenen Bevölkerungs-Listen bis auf 54,519 gestiegen. Dieselbe scheidet sich in 27,043 Individuen männlichen und 27,476 weiblichen Geschlechts. Nach den Glaubens-Bekenntnissen theilt sich die Einwohnerzahl in 51,934 evangelisch-lutherische, 963 reformirte, 1349 katholische, 38 griechische und 235 jüdische Bekenner.

12. Bevölkerung der Schweiz.

Die Bevölkerung der 22 Kantone oder 25 Staaten der schweizerischen Eidgenossenschaft belief sich zu Anfang 1844 auf 2,221,033 Seelen. Davon bekannten sich 1,318,727 zur evangelischen, 900,517 zur katholischen Kirche und 1789 zum mosaischen Glauben.

13. Bevölkerung des Königreichs Baiern.

Nach der Zählung von 1837 hatte Baiern eine Bevölkerung von 4,315,469, nach der von 1840 eine solche von 4,370,977 und nach der von 1843 eine solche von 4,447,185 Seelen.

14. Londons Einwohnerzahl.

Nach der letzten Bevölkerungs-Uebersicht vom August 1843 hatte London mit allen seinen Zugehörungen 1,870,727 Einwohner.

15. Bevölkerung des Großherzogthums Baden.

Zu Ende des Dezember 1843 belief sich die Bevölkerung des Großherzogthums Baden auf 1,335,354 Seelen, welche sich nach den Kreisen folgendermaßen vertheilte:

Kreise.	Amts-Bezirke	1843.	1839.	Zunahme.
Seekreis . . .	18	191,967	182,979	8,988
Oberrheinkreis .	18	351,252	336,377	14,875
Mittelrheinkreis .	21	449,230	427,339	21,891
Unterrheinkreis .	22	342,905	330,670	12,235
	79	1,335,354	1,277,365	57,989

Die größte Zunahme, der Zahl wie dem Verhältniß nach, war also im Mittelrheinkreise und hier wieder in dem Stadtamte Karlsruhe, von 22,654 auf 24,756, und im Oberamte Rastatt von 30,180 auf 34,201 Seelen, welche letztere bedeutende Zunahme eine Folge des Festungsbaues ist.

16. Einwohnerzahl von Petersburg.

Am Schlusse des vorigen Jahres zählte Petersburg eine Bevölkerung von 445,225, wovon 292,955 männliche, 152,270 weibliche Individuen. Geboren wurden 11,987 Kinder, nämlich 6730 Knaben und 5257 Mädchen. Die Zahl der Verstorbenen belief sich auf 16,326. Von diesen hatten sich nur 27 selbst entleibt. Privathäuser zählte die Residenz 8058, öffentlichen Vereinen angehörende 79, Regierungsgebäude 537, Paläste 10.

17. Sechs Millionen Juden.

Die Zahl sämmtlicher Israeliten auf der Erde soll sich, nach Bernoulli, auf etwa sechs Millionen belaufen, wovon die Hälfte in Europa, also $1/_{80}$ der Gesammtbevölkerung unseres Erdtheils. Von diesen 3 Millionen kommt wieder mehr als die Hälfte auf Rußland und Polen, 670,000 auf die österreichische Monarchie, nahe an 200,000 auf die preußische Monarchie, etwa 130,000 auf die übrigen deutschen Staaten, 70,000 auf Frankreich, 53,000 auf die Niederlande, 41,000 auf Italien, 25,000 auf Großbritannien und Irland, und 16,000 auf die Republik Krakau.

Dampfschifffahrt.

7. Eigentlicher Sommerdienst der rheinisch-kölnischen Gesellschaft.

Seit dem 16. Juni 1844 fahren die Schiffe der kölnischen Gesellschaft rheinabwärts:

1) Von Straßburg nach Köln in einem Tage, jeden Morgen um 5 Uhr. Sie treffen ein zu Knielingen, für Karlsruhe, um 8¼, zu Mannheim um 11½ Uhr Vorm., zu Mainz um 3, zu Koblenz um 7 Uhr Nachm. und zu Köln um 11½ Uhr Nachts.

2) Von Straßburg nach Mainz, um 11 Uhr Vorm., Knielingen $2\frac{1}{2}$, Mannheim 6 Uhr Nachm., Mainz 10 Uhr Nachts.

3) Von Mannheim nach Köln, um $6\frac{1}{2}$ Uhr Morgens, Mainz 11 Uhr Vorm., Koblenz 3 Uhr, Köln $7\frac{1}{2}$ Uhr Nachm.

4) Von Mannheim nach Köln, um $11\frac{1}{2}$ Uhr Vorm., Mainz 3, Koblenz 7 Uhr Nachm., Köln $11\frac{1}{2}$ Uhr Nachts.

5) Von Mannheim nach Mainz, um 6 Uhr Abends, Mainz 10 Uhr Abends.

6) Von Mainz nach Düsseldorf, um 8 Uhr Morg., Bingen 10 Uhr Vorm., Koblenz $12\frac{1}{2}$, Köln 5 Uhr Nachm., Düsseldorf $7\frac{1}{2}$ Uhr Abends.

7) Von Mainz nach Köln, um 11 Uhr Vorm. (vgl. 3).

8) Von Mainz nach Köln, um 3 Uhr Nachm. (vgl. 1).

9) Von Mainz nach Bingen, um 6 Uhr Nachm., Bingen $8\frac{1}{4}$ Uhr Abends.

10) Von Koblenz nach Wesel, 8 Uhr Morg., Köln 12 Uhr Mittags, Düsseldorf 3, Wesel 7 Uhr Nachm.

11) Von Koblenz nach Düsseldorf, $12\frac{1}{2}$ Uhr Nachm. (vgl. 6).

12) Von Koblenz nach Köln, 3 Uhr Nachm. (vgl. 3).

13) Von Koblenz nach Köln, 7 Uhr Abends (vgl. 1).

14) Von Köln nach Wesel, 12 Uhr Mittags (vgl. 10).

15) Von Köln nach Düsseldorf, 6 Uhr Nachm., Düsseldorf 9 Uhr Abends.

16) Von Düsseldorf nach Wesel, 3 Uhr Nachm., Wesel 7 Uhr Nachm.

Die Schiffe derselben Gesellschaft gehen rheinaufwärts:

17) Von Wesel nach Köln und Straßburg, täglich um 7 Uhr Morg., Düsseldorf $12\frac{1}{2}$, Köln 5 Uhr Nachm., Weiterfahrt um 8 Uhr Abends, Koblenz $6\frac{1}{2}$ Uhr Morg., Mainz $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachm., Mannheim 8 Uhr Abends, Knielingen 11 Uhr Nachts, Straßburg 8 Uhr Morgens.

18) Von Düsseldorf nach Straßburg, $12\frac{1}{2}$ Uhr Nachm. (vgl. 17).

19) Von Düsseldorf nach Straßburg, 10 Uhr Abends, Köln 4 Uhr Morg. Weiterfahrt um 6 Uhr Morg. (vgl. 20).

20) Von Köln nach Straßburg, 6 Uhr Morg., Bonn 8½, Remagen 10½, Neuwied 12 Uhr Vorm., Koblenz 1½, Boppard 3½, St. Goar 5, Bingen 7, Mainz 9¼ Uhr Abends. Weiterfahrt nach Straßburg 10 Uhr Abends, Mannheim 6 Uhr Morg., Knielingen 10 Uhr Vorm., Straßburg 6 Uhr Abends.

21) Von Köln nach Koblenz, 11 Uhr Morg., Bonn 12½, Remagen 2½, Neuwied 4½, Koblenz 6 Uhr Nachm.

22) Von Köln nach Koblenz, 2½ Uhr Nachm., Bonn 5, Remagen 7, Neuwied 8½ Uhr Nachm., Koblenz 10 Uhr Abends.

23) Von Köln nach Straßburg, 8 Uhr Abends (vgl. 17).

24) Von Koblenz nach Straßburg, 6½ Uhr Morg. (vgl. 17).

25) Von Koblenz nach Mainz, 9 Uhr Morg., Boppard 11½, St. Goar 12½, Bingen 3, Mainz 5½ Uhr Nachm.

26) Von Koblenz nach Straßburg, 1½ Uhr Nachm. (vgl. 20).

27) Von Bingen nach Mainz, 5 Uhr Morg., Rüdesheim 5¼, Geisenheim 5½, Oestrich 6, Eltville 6½, Nieder-Walluf 6¾, Biebrich 7¼, Mainz 7¾ Uhr Morgens.

28) Von Mainz nach Mannheim, 8 Uhr Morg., Oppenheim 9½, Gernsheim 11¼, Worms 1¼, Mannheim 3¼ Uhr Nachm.

29) Von Mainz nach Straßburg, 2½ Uhr Nachm. (vgl. 17).

30) Von Mainz nach Straßburg, 10 Uhr Abends (vgl. 20).

31) Von Mannheim nach Straßburg, 6 Uhr Morg. (vgl. 20).

32) Von Mannheim nach Straßburg, 8 Uhr Abends (vgl. 17).

Sowohl rheinab- als rheinaufwärts sind die Stunden der Abfahrt und des Eintreffens der kölnischen Dampfschiffe genau berechnet nach dem Eintreffen und dem Abgange der Eisenbahn-Züge der Elsaßbahn zwischen Basel und Straßburg, derjenigen zwischen Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim, der Taunus-Eisenbahn zwischen Frankfurt, Wiesbaden, Kastel und Biebrich, der Wagen zwischen Bingen und Kreuznach, der rheinisch-belgischen Eisenbahn zwischen Köln, Antwerpen und Ostende, und der Düsseldorf-elberfelder Eisenbahn, wie mit dem Eintreffen und dem Abgang der Main-Dampfschiffe zu Mainz, der Mosel-Dampfschiffe zu Koblenz und der Rhein-Yssel-Dampfschiffe zu Köln.

Die Einrichtung ist in der Art getroffen, daß, wenn man aus dem Innern der Schweiz (Zürich, Aarau, Luzern, Solothurn, Bern, Freiburg, Neuenburg rc.) Abends abreist, man am andern Morgen zu rechter Zeit in Basel eintrifft, um mit dem ersten Eisenbahn-Zuge nach Straßburg gelangen zu können, wonach man von Straßburg unmittelbar auf das um 11 Uhr Vormittags nach Mainz gehende Dampfschiff befördert wird, mit welchem man um 10 Uhr Abends in dem letzten eintrifft. Reisende, die gegen Abend in Straßburg ankommen, können sich unmittelbar an Bord des bereit liegenden kölner Dampfschiffes begeben, ihr Gepäck auf demselben unterbringen und, wenn sie es wünschen, auf demselben über Nacht bleiben, um die Unannehmlichkeiten eines zu frühen Aufbruches von Straßburg oder Kehl sich zu ersparen.

Mit dem um 8 Uhr Morgens von Mainz nach Düsseldorf fahrenden Schiffe trifft man zeitig genug in Köln ein, um mit dem Bahnzug nach Aachen zu gelangen. Mit dem um 8 Uhr Morgens von Koblenz nach Wesel gehenden Schiffe kommt man so früh nach Köln, daß man an demselben Tage noch Brüssel, Antwerpen und Ostende erreichen kann.

In entgegengesetzter Richtung kann man von diesen letzten Städten in Köln eintreffend, mit dem um 8 Uhr Abends abgehenden Bote die Reise unmittelbar fortsetzen und Basel erreichen, ohne genöthigt zu sein, an einem andern Orte, als auf den Schiffen, über Nacht zu bleiben, was besonders für Geschäfts-Reisende eine große Zeit- und Gelderſparung zur Folge hat. Gewöhnlich treffen die zu Berg gehenden Bote zeitig genug in Biebrich ein, um zu vergönnen, auf der Eisenbahn noch nach Frankfurt, jedenfalls nach Wiesbaden weiter reisen zu können. Auch von Mannheim kann man, bald nach dem Eintreffen der Schiffe, auf der badischen Eisenbahn die Reise nach Heidelberg, Karlsruhe und weiter fortsetzen, ebenso zu Straßburg auf der Elsaßbahn, auf welcher täglich vier ganze Züge zwischen Straßburg und Basel hin- und herfahren, wozu noch zwei halbe Züge von Straßburg bis Kolmar und von Basel bis Kolmar, wie zwei Lokalzüge zwischen Mühlhausen, Thann und Basel sich gesellen. Von Basel gehen zweimal täglich Eilwagen nach Zürich, Aarau, Luzern, Solothurn, Bern, Neuenburg rc.

Eisenbahnen.

9. Personen- und Güter-Verkehr auf allen deutschen Eisenbahnen im Jahr 1843.

	Eisenbahnen.	Personen.
1	Linz-Budweis	14,773
2	Linz-Gemünden	132,118
3	Kaiser Ferdinand Nordbahn: a. Zweig von Brünn 329,252 b. „ „ Stockerau 332,674	661,926
4	Wien-Gloggnitz	1,179,245
5	München-Augsburg	197,212
6	Nürnberg-Fürth	436,630
7	Taunus-Bahn	741,326
8	Badische Bahn	791,568
9	Hamburg-Bergedorf	188,322½
10	Berlin-Anhalt	338,136
11	„ Frankfurt	246,879
12	„ Potsdam	454,862
13	„ Stettin	229,964
14	Breslau-Oppeln	234,049
15	Breslau-Freiburg (seit 29. Oktober)	36,103
16	Leipzig-Altenburg	164,373
17	Leipzig-Dresden	404,150
18	Magdeburg-Leipzig	620,626
19	Magdeburg-Halberstadt (seit 16. Juli)	111,894
20	Braunschweiger Bahn	338,730
21	Hannöver'sche Bahn (erst seit 22. Oktober bis Lehrte eröffnet)	—
22	Düsseldorf-Elberfeld	268,252
23	Köln-Aachen	285,929
	Summa	8,088,067½

Güter-Verkehr auf denselben Eisenbahnen im Jahr 1843.

	Eisenbahnen.	Zentner.	Pfd.
1	Linz-Budweis	701,402	47
2	Linz-Gemünden	839,460	45
3	Kaiser Ferdinand Nordbahn		
	a. Zweig von Brünn 1,492,064 b. " " Stockerau 236,753	1,728,817	—
4	Wien-Gloggnitz	1,204,220	61
5	München-Augsburg	unbestimmt	
6	Nürnberg-Fürth	"	
10	Berlin-Anhalt	875,829	—
11	" Frankfurt	322,775	36
12	" Stettin	417,179⅓	—
14	Breslau-Oppeln	unbestimmt	
15	Freiburg	1,172	86½
16	Leipzig-Altenburg	299,455	54
17	" Dresden	983,844	—
18	" Magdeburg	1,494,735¼	—
19	" Halberstadt	22,958	—
22	Düsseldorf-Elberfeld	778,001⅔	—
23	Köln-Aachen	1,379,333	—
		11,049,184	75

Mannigfaltigkeiten.

18. Goldene Regeln für vernünftige Leute.

In Frankreich wird seit einiger Zeit ein kleines Schriftchen von Jakob Büjault, bekannt unter dem Namen des Meisters Jakob, mit großem Beifall gelesen und von den landwirthschaftlichen Vereinen in großer Menge verbreitet. Der Vorgenannte ist nicht eine erdichtete, sondern eine wirklich lebende Person, Ackerwirth zu Chaloue, im Departement der beiden Sèvres. Der Zweck dieses Ehrenmannes zielt darauf hin, den Bauernstand vernunftgemäß zu heben, sein materielles wie

sein moralisches Bestes zu fördern, dabei aber nicht durch Theorien, welche den Gesichtskreis des Landmanns überschreiten, ihn zu verwirren. Zur Beförderung seines Vorhabens hat er mehre Grund-Regeln aufgestellt, wovon wir nur einige zur Probe mittheilen wollen.

„Um ein gutes Pferd zu haben, muß man es gut pflegen; denn ein rüstiges Pferd ist mehr werth, als zehn Morgen des besten Landes, die man ohne jenes nicht bebauen könnte. — Wer seinen Acker vernachlässigt, vermindert den Werth desselben um ein Drittel, und wer ihn so vernachlässigt verkauft, verliert die Hälfte seines Kapitals. — Hast Du Deine Kinder lieb, so schaue fleißig nach Deinen Aeckern. — Nimm keine andere als eine haushälterische Frau; unter den Händen einer solchen wird sich Dein Vermögen verdoppeln, mit einem verschwenderischen Weibe aber wirst Du an den Bettelstab gerathen. — Erlaube Niemand in Deinem Hause, einen Jahrmarkt oder eine Messe zu besuchen, wenn Geschäfte es nicht unumgänglich nothwendig machen. Man findet da gewöhnlich nichts als Tagdiebe, Trunkenbolde und Bettler, von denen die letzten früher das Gewerbe der ersten betrieben und dadurch geworden, was sie sind. — Wenn Du nicht in Deinem Hause oder auf Deinem Acker bist, so thust Du nichts, was Dir Nutzen bringt; vielmehr gibst Du Dein Geld aus, während bei Dir zu Hause schlecht gearbeitet wird. Solch Verfahren ist noch übler, als wenn Du ein Licht zu gleicher Zeit an beiden Enden anzünden wolltest.

„Das erste ersparte Geld ist des Menschen erster Gewinn. Man ist nicht immer gewiß, etwas zu verdienen; aber was man erspart, das hat man gewiß. — Laß nichts verloren gehen, was irgend nützlich sein kann, sei es für Menschen, Vieh oder Boden. Eine Hand voll Stroh gibt zwei Hände voll Dünger, welche wieder eine Hand voll Getreide geben. — Halte Ordnung, stelle alles an seinen bestimmten Platz. Gute Geräthe und Werkzeuge, leichte Arbeit. Bringe nach der Arbeit alles unter Obdach; Sonne und Regen verderben dreimal mehr als Arbeit, und Holz, Eisen, Arbeitslohn sind gar theuer. — Gewöhne Deine Kinder von Jugend auf, alles in Ordnung zu halten, zu sammeln und gut zu verwenden. — Bei der Ernte verdoppele Deine Sorgfalt.

Man verliert durch Nachlässigkeit mehr in einem Tage, als man durch die angestrengteste Arbeit in einer Woche gewinnen kann. — Laß durch Deine Kinder genau aufschreiben, wie viel Du eingeerntet, gekauft, verkauft und sonst verwendet hast. — Beim Pflügen sieh selbst nach, dünge gut, sorge für den Boden und er wird dankbar dafür sein. Wer den Boden erschöpft, der erschöpft seinen Geldbeutel."

19. Altrömische Schmucksachen.

In Fourvière, unweit Lyon, auf der Stelle, wo einst der römische Kaiserpalast stand, wurden im Jahr 1843 gefunden und vom Munizipalrath für das archäologische Museum angekauft: zwei Armbänder von massivem Golde in Schnurform, mit einer Medaille des Kaisers Kommodus; zwei goldne Armbänder mit dem Bildnisse der Kaiserin Krispina, Gemahlin des Kommodus; fünf Paar goldne Ohrringe mit Guirlanden von Smaragden, Perlen und orientalischen Granaten; mehre goldne Halsbänder, mit Safiren, Hyazinthen und Perlen besetzt; ein Netz aus Gold und Granaten, und mehre seltne Münzen aus Gold und Silber.

Staatswirthschaftliche Ergebnisse.

Ueber den Zoll von ausländischem Baumwollegarn, bei dessen Einfuhr in die Staaten des deutschen Zollvereins.

Von Dr. Dael, Staatsprokurator-Substitut zu Mainz.

Die dem deutschen Zollverein angehörenden Regierungen haben bei Festsetzung des Tarifs über die in den Staaten des Zollverbandes zu entrichtenden Ein-, Aus- und Durchgangszölle bestimmt, daß für den Zollzentner ungebleichten ein- oder zweidräthigen Baumwollengarns ein Eingangszoll von 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr. entrichtet werden soll.

Diesen Abgabensatz bezeichnen Viele als nicht genügend, um von Seite der deutschen Baumwollspinnereien die Konkurrenz der ausländischen bestehen zu können. Besonders geschieht dieses von Spinnereibesitzern selbst, indem diese behaupten, die Mitwerbung des Auslandes sei so wenig erschwert, so übermächtig, daß sie die deutschen Spinnereien in hohem Grade bedrücke, auf's empfindlichste benachtheilige und so in der That ihr Fortbestehen in Frage stelle. Hierauf sich stützend, haben dieselben seit einer Reihe von Jahren theils bei ihren betreffenden Regierungen, theils bei den Mitgliedern der General-Conferenzen in Zollvereins-Angelegenheiten um eine namhafte Erhöhung des Eingangszolles nachgesucht, und waren bis zur Stunde bemüht, in öffentlichen Blättern, Monografien, Denkschriften und Eingaben bei den Stände-Versammlungen nachzuweisen, daß die fragliche Eingangsab-

gabe, um, wie sie verlangen, ein wahrer Schutzzoll für ihren Industriezweig zu sein, nothwendig früher 4, gegenwärtig 5 oder 6 Thaler betragen müsse. Bei der hohen Wichtigkeit dieser Frage in volkswirthschaftlicher Beziehung verdient dieselbe alle Beachtung, und es soll daher in Nachstehendem eine nähere Beleuchtung der Hauptpunkte, worauf es bei Beurtheilung derselben ankommt, und die Nachweise versucht werden, daß das unveränderte Fortbestehen des bisherigen Eingangs-Zolls im wohlverstandenen, wahren Interesse der zollvereinten deutschen Staaten liegt.

Was in den letzten Jahren unsern Spinnereien von entschiedenem Nachtheil gewesen, war die große Handels- und Geldkrisis, welche zuerst in Amerika eintrat und sich schnell nach England und dem übrigen Europa verbreitete; dadurch trat zuerst eine Stockung im Absatz der Garne, dann eine Ueberfluthung mit denselben, ein bedeutendes Sinken der Preise ein, und so fand theilweise selbst ein Verschieudern der Garne um Beträge Statt, die noch unter den Erzeugungskosten standen. Noch jetzt, wiewohl die Handels-, Geld- und Kreditverhältnisse jener Länder eine bessere Gestaltung gewonnen, und obgleich man, durch Schaden belehrt, vielfach bemüht gewesen, die Produktion mehr der Konsumtion anzupassen, sind die Folgen jener großen Handelsstockung noch nicht ganz verschwunden und bilden mit den Grund, warum so viele Spinnereien des Zollvereins sich in einem nicht erfreulichen Zustande befinden. Wie verfehlt es aber nun eines Theils wäre, auf eine einzelne vorübergehende Handelskonjunktur hin, und zwar gerade für einen Artikel, der solchen mehr wie jeder andere unterworfen ist, sogleich den Zolltarif zu ändern und der für Industrie, Handel und Verkehr so wichtigen Stabilität der Abgabesätze zu entsagen, und wie wohl man thut, die Ausgleichung ungünstiger Konjunkturen der Zeit zu überlassen, welche dafür auch günstige bringt, wie sie namentlich in den Jahren 1833 bis 1838 bestanden, eben so verfehlt wäre es anderen Theils, aus einigen ungünstigen Geschäftsjahren eines solchen Industriezweiges auf dessen förmliches Darniederliegen zu schließen. Die Baumwollspinnerei ist, wie gesagt, ein Epochengewerbe und darum, wie die deutschen, klagten seither auch die französischen Spinner, obgleich deren Produktion durch ein

Einfuhrverbot geschützt ist. Der Nutzen dieses Geschäftes hat sich in den letzten Jahren allerdings gemindert, auf die früheren fetten folgten nun die mageren Jahre; allein die Besitzer gut angelegter und wohl eingerichteter Spinnereien in den Zoll-Vereinsstaaten, namentlich in Rheinpreußen, Baden, Würtemberg, Bayern und Sachsen, machen, wenn auch keine glänzende, doch eben auch keine schlechte Geschäfte, und es sind hauptsächlich die unbedeutenderen Spinner, die Besitzer mangelhafter derartiger Anstalten, welche über deren Rückgang, Verfall und Untergehen klagen und mit denen jene in ihrem Interesse Chorus machen.

Wären diese Klagen, welche seit länger als einem Dezennium ertönen, in der That begründet, alle diejenigen, welche sie erhoben und bis in die neueste Zeit fortgesetzt haben, müßten ihren Vorhersagungen zufolge schon längst zu Grunde gegangen sein; sie sind es aber nicht, im Gegentheil wurden seit 1832 (wo der nämliche Eingangszoll wie heute bestand und bei dessen kurz vorher erfolgter Erhöhung auf das Doppelte eine weitere gewiß nicht zu erwarten war) sehr viele bereits bestehende Spinnereien erweitert und zahlreiche neue, zum Theil sehr ausgedehnte Anstalten, wie in Chemnitz, Scharfenstein, Augsburg, Kaufbeuren, Lörrach bei Ettlingen, Hammerstein ꝛc., errichtet, ja von 1835 bis 1839 schossen deren wie Pilze aus der Erde und vermehrten sich in dieser Periode um das Dreifache. Und diese Erweiterungen, dieses Begründen neuer Anstalten geschah nicht etwa blos von unerfahrnen, leichtsinnigen Unternehmern, es ging größtentheils von Spinnereibesitzern selbst oder von solchen Männern aus, die lange Zeit in diesem Industriezweige gearbeitet hatten, völlig damit vertraut waren. Diese geschäftskundigen Leute hielten also den gegenwärtigen Zollsatz für nicht zu niedrig, und waren der Ansicht, daß man damit gegen die Konkurrenz des Auslandes in die Schranken treten, sie, ohne zu erliegen, bekämpfen könne.

Wenn aber schon diese verschiedenen Umstände für das Genügende des Zollsatzes und dafür sprechen, daß man dabei recht wohl die ausländische Mitwerbung bestehen könne, so finden wir einen noch schlagenderen Beweis dafür in der gestiegenen inländischen Garnproduktion.

Im Jahre 1836 [1]) gingen nämlich 187,858 [2]) Zentner [3]) roher Baumwolle ein, und 35,494 aus; es wurden folglich 152,364 Zentner im Inlande verwendet und daraus 129,509 Zentner Baumwollengarn gesponnen [4]), während im Jahre 1841 339,099 Zentner Baumwolle ein- und 50,218 ausgingen, folglich 258,881 Zentner im Inlande verwendet und daraus 245,549 Zentner Garn gesponnen wurden, so daß die Garnproduktion seit jener Zeit um 116,040 Zentner gestiegen ist, sich also beinahe verdoppelt hat.

Einen noch triftigeren Beweis für obige Ansicht finden wir in dem Umstand, daß unsere Spinnereien seit einer Reihe von Jahren eine

---

[1]) Hier und in den weiteren statistischen Angaben wird das Jahr 1836 um deßwillen als früheste Epoche gewählt und nicht weiter in den Jahren zurückgegangen, weil erst von da an mit dem Beitritt von Frankfurt der Zollverein die Ausdehnung gewonnen hatte, welche er heute einnimmt, also auch erst von diesem Zeitpunkte an die Verhältnisse für die Beurtheilung heutiger Zustände im Zollverein von besonderem Interesse sind.

[2]) Die Angaben, welche man über Ein- und Ausgang der Baumwolle, des Baumwollengarns und der Baumwollenwaaren findet, weichen in hohem Grade von einander ab, was zuweilen in der Verschiedenheit des angenommenen Gewichtes seinen Grund hat. Obige und die folgenden Zahlenangaben wurden amtlichen Mittheilungen entnommen, wie sie namentlich in Dieterici's statistischen Uebersichten der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staate und im deutschen Zollverbande (Berlin, 1838 und 1842) enthalten sind.

[3]) Sämmtliche Gewichtsangaben beziehen sich auf preußisches Gewicht, wornach der Zentner (110 Pfund) gleich steht 51,488 Kilogrammen oder 102,896 Pfunden Zollvereins- oder großh. hess. oder bad. Gewichts.

[4]) Von der im Inlande verwendeten Baumwolle ist vor Allem ein verhältnißmäßiger Abzug theils wegen unmittelbaren Verbrauchs derselben, theils wegen ihrer Verarbeitung zu Watten, Dochten u. dgl. zu machen, sodann ist aber auch der Wollabgang, d. h. der beim Reinigen, Vorbereiten und Verspinnen der Wolle sich ergebende Verlust in Anrechnung zu bringen. Mac Culloch berechnet diesen Wollabgang zu $\frac{1}{11}$, dagegen wird in den englischen Fabriken allgemein angenommen, daß man aus 1 Pfund Baumwolle nur 14$\frac{3}{8}$ Unzen Garn erhalte, was einen Wollabgang von etwas mehr als 10 Prozent ergibt. Wenn man aber nun für Deutschland wegen geringerer Kenntnisse in der Spinnerei den Wollabgang etwas höher rechnen muß, so werden 15 Prozent Abzug von der rohen Baumwolle zur Ermittelung des daraus gesponnenen Garns sich rechtfertigen.

nicht unbeträchtliche Quantität Garn in's Ausland, namentlich nach der Schweiz schicken, welche Ausfuhr im Jahre 1836: 27,942 Zentner, 1837: 28,162; 1838: 27,382; 1839: 34,898; 1840: 27,702 und 1841: 30,583 betrug. In diesen Ländern kommt ihnen der fragliche Vereinszoll natürlich nicht zu Statten, sie genießen von ihren Konkurrenten anderer Länder also keine Begünstigung, stehen vielmehr gegen die Produzenten des Ausfuhrlandes wegen höherer Transport- und sonstiger Kosten sogar im Nachtheile. Wenn nichts destoweniger unsere Spinnereien im Auslande konkurriren und mit Nutzen dahin verkaufen, um wie viel besser müssen sie mit den Ausländern in den Zollvereinsstaaten die Mitwerbung bestehen können. Wahr ist es freilich, England ist in dieser Beziehung durch natürliche und sonstige Verhältnisse vor Deutschland begünstigt.

1) Es hat den Haupthandel mit Baumwolle [1]), seine Garnproduzenten sind also in bedeutendem Vortheil vor den unsrigen, welche ihre Baumwolle entweder von bei weitem kleineren Märkten, wie die

---

[1]) England führte, in englischen Pfunden gerechnet, an Baumwolle ein:

1830: 263,961,451	und verkaufte davon an das europäische Festland:	11,000,000
1831: 288,708,453	" " " " " " "	25,000,000
1832: 286,832,525	" " " " " " "	20,000,000
1833: 303,656,827	" " " " " " "	17,363,882
1834: 326,875,425	" " " " " " "	24,461,963
1835: 363,702,963	" " " " " " "	32,779,734
1836: 406,959,057	" " " " " " "	31,739,763
1837: 407,286,783	" " " " " " "	39,722,031
1838: 507,850,577	" " " " " " "	30,644,469
1839: 389,396,559	" " " " " " "	38,736,876
1840: 592,965,504	" " " " " " "	38,667,533

v. Gülich 2., 5., 10. und 16. tabellarische Uebersicht zu dem Werke: die gesammten gewerblichen Zustände in den bedeutendsten Ländern der Erde. Die dortigen Angaben bezüglich der Einfuhr in den Jahren 1830—1832 sind jedoch berichtigt nach Nebenius: der deutsche Zollverein, S. 35 in der Note, und nach Dieterici a. a. O. I. S. 312. Die bemerkte 16. Tabelle v. Gülich's gibt die Einfuhr des Jahres 1834 abweichend mit 326,873,975 und die von 1835 mit 363,685,008 an, und ebenso findet sich Ein- und Ausfuhr des Jahres 1834 bei Kleinschrod: Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel rc., S. 198, mit 326,719,586 resp. 31,034,589 verzeichnet.

norddeutschen, holländischen, belgischen, Havre und Triest, oder aus England selbst beziehen müssen [1]).

2) England baut seine Spinnmaschinen im eignen Lande, unsere Spinnereien müssen sie größtentheils von dort selbst, aus Belgien oder dem Elsaß beziehen, und haben deshalb eine Mehrausgabe an Transport und sonstigen Kosten.

3) England hat wohlfeilere Steinkohlen wie wir, ein um so wichtigerer Umstand, wenn, wie behauptet wird, 4 Kilogramme Kohlen für 1 Kilogramm Garn verbraucht werden.

Allein diesen Vortheilen Englands stehen andere Deutschlands entgegen.

1) Die rohe Baumwolle geht bei uns frei ein, während sie in England einen Eingangszoll von 2 Schill. 11 Pence, also etwa 1 preuß. Thlr. per Zentner zu entrichten hat.

2) Der Eingangszoll von Garn mit 2 Thlrn. per Zentner, welcher die inländischen Produzenten vor den ausländischen begünstigt, und, da jene fast durchgehends nur die mittleren Nummern [2]) 20 bis 40 spinnen, im Allgemeinen als 6 Prozent des Garnpreises betragend angenommen werden kann.

---

[1]) Die Bezüge und Vorräthe aus früheren Jahren in den Haupthäfen waren 1839:

	Einfuhr.	Vorräthe.	
Bremen	2,478	687	Ballen zu 300 Pfund.
Amsterdam	9,862	4,955	
Rotterdam	14,922	4,172	
Antwerpen	26,539	6,680	
Hamburg	40,956	8,880	
Marseille	57,190	12,633	
Triest	84,494	50,000	
Havre	265,243	57,193	
Englische Häfen	1,116,380	265,490	

Dieterici a. a. O. II. S. 229.

[2]) Die Feinheit des gesponnenen Garns wird durch Nummern bezeichnet, indem nämlich eine solche Nummer die Anzahl einer bestimmten Quantität Garns von 840 Yards Länge (Strang, Schneller, Strähn) angibt, welche zusammengenommen 1 englisches Pfund wiegen. Ein solches von Nr. 350, welche man in England schon gesponnen hat, enthält daher einen Faden von 294,000 Yards oder 36 deutschen Meilen.

3) Reichthum an Wassertriebkraft, welche von allen bewegenden Kräften sowohl in der Anlage als in der Unterhaltung die billigste ist und weniger Aufsicht als diese erfordert.

4) Wohlfeilheit des Arbeitslohns. Dieser ist durchschnittlich per Woche bezüglich aller in den Spinnereien vorkommenden Arbeiten, als Vorbereiten, Spinnen rc., in Sachsen 1⅙, am Niederrhein 1⅕—1¼ Thlr., und ebenso viel in Süddeutschland; in England dagegen 2⅓—4 Thlr.; ebenso zahlt man für das eigentliche Spinnen durchschnittlich per Woche in Sachsen 3—3⅓ Thlr., in England aber bei gleicher Arbeitszeit 8⅓—11 Thlr.[1]). Der Arbeitslohn ist sonach für diesen Industriezweig in Deutschland nur die Hälfte des englischen.

5) Arbeiterverbindungen, welche den Lohn in England so häufig auf eine unverhältnißmäßige Höhe treiben, nicht selten veränderte Bestimmungen über die Arbeitszeit oder die Arbeit selbst veranlassen, die Spinnereibesitzer oft zur Einstellung ihres Fabrikbetriebs auf längere Zeit nöthigen, manchmal selbst den Untergang derartiger Anstalten zur Folge haben[2]), sind uns in Deutschland fremd und stören nicht den regelmäßigen Gang unserer einheimischen Produktion.

---

[1]) Vergleiche (Wieck) Industrielle Zustände Sachsens, 2. Heft, S. 63. Hiermit stimmt überein Kleinschrod a. a. O. S. 171, welcher den Wochenlohn eines erwachsenen Spinners zu 21 bis 30, einer erwachsenen Arbeiterin zu 7 bis 8 Schillingen und der Kinder zu 2 bis 4 Schill. 2 P. angibt. Köchlin (der bekannte Baumwollen-Manufakturist in Mühlhausen) gab gelegentlich der enquête commerciale von 1834 den Wochenlohn folgendermaßen an:

der erwachsenen Spinner	in Manchester fl. 18. —	in Mühlhausen fl. 6. 38
der gewöhnlichen Arbeiter	„ „ 9. 28	„ „ 4. 15
der Kinder	„ „ 4. 43	„ „ 2. 21.

Dieser höhere Arbeitslohn Englands, welcher in Folge der ungünstigen Konjunkturen in neuerer Zeit sich freilich gemindert hat, erklärt sich zum Theil daraus, daß der englische Arbeiter höhere Ansprüche an das Leben macht, mehr und bessere Lebensmittel, namentlich Weizenbrod, Fleisch, Butter, Käse, Thee und Zucker verlangt, das Pfund Brod aber dorten 1½, das Pfund Fleisch 5½, das Pfund Butter 8¼ und das Pfund Käse 4½ Pence zu stehen kommt. Kleinschrod a. a. O. S. 172.

[2]) Man vergleiche über die großen Nachtheile solcher Koalitionen Kleinschrod a. a. O. §. 16. und v. Gülich, Die gesammten gewerblichen Zustände rc. S. 143—148.

Diese Vortheile der inländischen Produzenten wiegen die des Auslandes reichlich auf und setzen sie in Stand, dessen Konkurrenz recht wohl zu ertragen und dabei mit Nutzen zu bestehen.

Daß sie das können, zeigt sich überdies in dem bedeutend gestiegenen Absatze der inländischen Garne in den Vereinsstaaten.

An roher Baumwolle gingen nämlich ein: Zentner

	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.
	187,858	240,315	229,337	182,285	328,951	339,099
und wurden ausgeführt	35,494	35,929	49,410	45,819	72,237	50,218
blieben also zum innern Verbrauch . .	152,364	204,386	179,927	136,466	256,714	288,881
Hiervon 15 Prozent abgezogen, wurden an Garn gesponnen	129,509	173,728	152,938	115,996	218,207	245,549
davon ausgeführt	27,922	28,162	27,382	34,898	27,702	30,583
und also im Inlande abgesetzt	101,587	145,566	125,556	81,098	190,505	214,966

Der Absatz unserer Spinnereien in den Vereinsländern hat sich sonach seit 1836 mehr als verdoppelt und dieselben finden fortwährend an unsern Färbereien, Handwebern, Maschinenwebereien, Strumpfwirkern u. s. w. die willigsten Abnehmer.

Wenn bei so bewandten Umständen demohngeachtet viele Spinnereibesitzer über drückende, vernichtende Konkurrenz des Auslandes klagen, so mögen zwar allerdings die oben berührten Folgen der größeren Handelsstockung und Geldkrisis die Klagen für die letzten Jahre einigermaßen rechtfertigen; allein zum großen Theile muß man doch auch den Spinnern selbst die Schuld beimessen. Gar viele derartige Anstalten sind so fehler- und mangelhaft angelegt, eingerichtet, der Betrieb des ganzen Geschäftes entspricht so wenig den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart, daß die Vortheile, welche die oben gedachten Verhältnisse dem inländischen Produzenten vor dem Auslande gewähren, durch die Nachtheile eines solchen mangelhaften Geschäftsbetriebs zum großen Theile wieder aufgewogen werden. Sehen wir vor Allem auf die Lage der Spinnereien, so finden wir gar viele in Gegenden angelegt, wo die Baumwolle schwerer herbeizuschaffen und das Garn nicht so leicht zu versenden ist. Bei andern sind die Fabrikgebäude in schlechtem Stande, zu leicht, nicht solid genug gebaut, um starke, schwere Maschinen darin aufstellen und damit gutes Garn spinnen zu können. Die Hauptmängel aber liegen im ökonomischen und technischen Fabrikbetrieb. Gar viele größere und kleinere Spinner besitzen nicht den wah-

ren industriellen Geist, sie sinnen nicht genug auf Vervollkommnung ihrer Anstalten, Verbesserungen in den verschiedenen Zweigen ihres Geschäfts, sie richten ihr Augenmerk nur auf sofortigen, unmittelbaren Gewinn, und streben daher lediglich, mit den vorhandenen Mitteln möglichst viel zu produziren. Daher die geringere Sorgfalt bei Vorbereitung des Materials, daher das Spinnen der verschiedenartigsten Nummern mit den nämlichen Arbeitern, zuweilen sogar mit den nämlichen Maschinen. Anerkannt aber sind die großen Vortheile, welche die Theilung der Arbeit überhaupt [1]) und welche sie namentlich in diesem Industriezweige zur Folge hat. Nicht nur, daß die Zeit des Uebergangs von einer Beschäftigung zur andern gewonnen wird, eignet sich auch der Arbeiter, welcher ausschließlich mit einer Manipulation beschäftigt ist, im Laufe der Zeit eine erstaunliche Fertigkeit darin an und überträgt seine erhöhte Geschicklichkeit auch auf die ihm anvertraute Maschine, welche, dadurch an Regelmäßigkeit des Ganges gewinnend, mehr produzirt [2]) und dem Garne größere Gleichheit und Festigkeit gibt. Dieser Nutzen der Theilung der Arbeit wächst, wenn man dieselbe auch bei den Maschinen anwendet, denn eine solche liefert eine größere Quantität und ein besseres Produkt, wenn fortwährend nur ein und die nämliche Sorte Garn darauf gesponnen wird. Ein rationeller Geschäftsbetrieb verlangt darum für jede Nummer besondere Arbeiter und besondere Maschinen. Daran fehlt es aber in unseren Spinnereien noch gar sehr, mangelt es ja doch in gar vielen überhaupt an Tüchtigkeit der Arbeiter und an Zweckmäßigkeit der Maschinen. England bemüht sich nicht ohne Grund, in jeder Weise die Geschicklichkeit seiner Arbeiter zu erhöhen, sie von Jugend auf der Aufsicht, Anleitung und Unterweisung von Auffe-

---

[1]) Man vergleiche Rau, Lehrbuch der politischen Oekonomie Bd. 1. (Volkswirthschaftslehre) §. 114 ff.

[2]) Auf dem Grobstuhle spann man 1810 in einem Jahre nur 400 Pfund Baumwolle, im folgenden Jahre schon 600, 1813 bereits 850 und 1823 gar 1000 Pfd.; auf dem Feinstuhle spann man 1823 nur 700 Pfd. Baumwolle, 1825 schon 1000 und 1827 gar 1200 Pfd.; auf 450 Spindeln wurden in der nämlichen Zeit 1806 6668, 1823 bereits 8000 und 1832 gar 10,000 Stränge Garn gefertigt. Babbage, Ueber Maschinen und Fabrikwesen, übersetzt von Friedenberg, S. 361.

hern, Krämpel- und Spinnmeistern zu übergeben, welche, aus den besten Arbeitern hervorgegangen, unter der fortwährenden höheren Leitung ausgezeichneter Spinnerei-Dirigenten sich ausgebildet und mit dem kleinsten Detail ihrer speziellen Branche vollkommen vertraut gemacht haben. Die englischen Spinnereibesitzer wissen recht wohl, daß der Mangel an theoretischer und praktischer Durchbildung der Direktoren, an genauester Kenntniß des technischen Betriebs von Seiten der Aufseher, Krämpel- und Spinnmeister, so wie an praktischer Ausbildung und Fabrikgeschicklichkeit der Arbeiter dem Aufschwunge des Geschäfts eben so hemmend entgegentritt, wie der Mangel im Mechanismus der Maschinen, ja daß in diesem Industriezweige die Dirigenten die erste Stelle einnehmen, nach ihnen die Arbeiter die meiste Wichtigkeit haben und dann erst die Maschinen folgen [1]). Was diese letzten betrifft, so sind viele Spinner nichts weniger als mit der Zeit fortgeschritten, wir finden noch sehr viele veraltete, fehlerhafte oder doch unvollkommene Maschinen im Gange, die Verbesserungen der neueren Zeit sind noch lange nicht genug in Anwendung gebracht worden, oder sie finden sich in einzelnen Fabriken an der Seite eines älteren Mechanismus, zu dem sie nun einmal durchaus nicht passen. Von den Maschinen aber hängt es wesentlich mit ab, daß schneller, mehr wie früher [2]), weniger kostspielig [3]) und besser produzirt werden kann; sie bedingen also zum großen Theile die Wohlfeilheit und Preiswürdigkeit des Produkts und somit auch des Absatzes. Daß in den angegebenen Mängeln des Betriebs vieler unserer Spinnereien ein Hauptgrund ihrer erschwerten Konkurrenz mit dem Auslande zu suchen ist, dafür lassen sich mehrere erhebliche Momente anführen:

1) deutet darauf die gleichzeitige Verschiedenartigkeit und der successive Wechsel der von den Spinnern gestellten Anträge auf Zoller-

---

[1]) Industrielle Zustände Sachsens. 2. Heft, S. 83.

[2]) In Folge der seit 1817 in England bewirkten Vervollkommnung der Maschinen produzirt ein Arbeiter, welcher damals täglich nur 20 Stränge fertigte, nunmehr 227 der nämlichen Garnnummer (Kleinschrod a. a. O. S. 171.).

[3]) Es kosteten 20 Stück an Arbeitslohn 1810 1 Schill. 3½ Pence, 1811 10 P., 1813 9 P., 1823 7½ P. (Babbage a. a. O.)

höhung, indem dieselben beim Zollkongresse von 1833 einen Zoll von 4 Thlr., 1842 aber theils von 4, theils von 5, theils von 6 Thlrn. begehrten und eben so früher in ihren Anträgen bei den einzelnen Regierungen differirt hatten, was hauptsächlich doch nur in der größeren oder geringeren Vollkommenheit der verschiedenen Spinnereien seinen Grund hat und um so mehr auffallen muß, als seit 1833 die Fabrikationskosten sich nicht vermehrt, im Gegentheile, weil die Baumwollenpreise gefallen [1]), sich vermindert haben.

2) In den deutschen Spinnereien bedarf es im Durchschnitte mehr Arbeiter, als in denen des Auslandes. Da nämlich Großbritannien in seinen sämmtlichen Baumwollspinnereien nach sehr zuverlässigen Angaben im Jahre 1817 an Spindeln 6,645,833 und an darin beschäftigten Individuen 110,763 zählte, so war damals ein Arbeiter auf 60 Spindeln nöthig; im Jahre 1833, wo England nach Baine 9,333,000 Spindeln und 133,000 Arbeiter zählte, versah ein Arbeiter 70 Spindeln. In Sachsen dagegen rechnete man im Jahre 1837 einen Arbeiter auf 40 [2]), und in Würtemberg 1841 einen Arbeiter auf 22 Spindeln [3]).

3) Die deutschen Arbeiter wie die deutschen Spindeln produziren in einer gegebenen Zeit weniger, als die ausländischen. In Sachsen, und überhaupt in Deutschland, läßt sich die durchschnittliche Produktion eines bei der Spinnerei beschäftigten Individuums, Kinder und Erwachsene zusammengerechnet, vom Thürsteher an bis zum Dirigenten hinauf, per Tag zu 88 Strängen von No. 30 annehmen [4]), während in England von No. 40 per Tag 234 Stränge, von No. 50 222,

---

[1]) Sie betrugen nämlich für ein englisches Pfund (= 453,598 französische Grammes, 0,970 preußische, 0,90719 großh. hessische oder badische oder Zollpfund) Baumwolle von besserer Mittelsorte Ende 1834: 12½ P. 1835: 12, 1836: 11½, 1837: 8, 1838: 8, 1839: 8, 1840: 7, 1841: 6½, und in der ersten Hälfte von 1842: 6 Pence.

[2]) Nach den Beilagen zur Vorstellung der sächsischen Spinnerei-Unternehmer vom Mai 1839 (Industrielle Zustände Sachsens, 2. Heft, S. 107).

[3]) Man vergleiche Memminger's Beschreibung von Würtemberg.

[4]) Industrielle Zustände Sachsens, 2. Heft, S. 77.

von No. 60 209 auf den Arbeiter kommen [1]). Ebenso wird die durchschnittliche Produktion einer Spindel in England und Schottland zu 18 Strängen per Woche angegeben [2]), in Sachsen dagegen von der nämlichen Garnsorte nur zu 13 [3]). Anderen Mittheilungen zufolge [4]) wurden im Jahre 1831 in zwölf Staaten Amerika's auf 1,246,503 Spindeln 67,862,652, also auf einer Spindel 54 Pfund Garn gesponnen; in den besseren Spinnereien Großbritanniens soll eine Spindel jährlich sogar 60 Pfund liefern, dagegen producirt eine solche in den guten Spinnereien am Niederrhein jährlich 30, in Baden 28 [5]), in Sachsen und Würtemberg nur 22 Pfund [6]).

Nach den bisherigen Ausführungen liegt also in den Mängeln der Anlage und Einrichtung, sowie des ökonomischen und technischen Betriebs der Spinnereien ein Hauptgrund, warum die Vortheile, welche unsere deutschen Verhältnisse bieten, den Besitzern derartiger Anstalten nicht das Uebergewicht vor dem Auslande geben, nicht den Nutzen aus dem Geschäfte zufließen lassen, dessen sie sich so wohl erfreuen könnten und unter andern Umständen sicherlich erfreuen würden. In ihrer Hand also liegt die Verbesserung der, wie sie behaupten, gedrückten Lage ihrer Unternehmungen. Man beseitige die oben bemerkten Mängel, verbessere die Fabrikgebäude, stelle die zum Betriebe dienenden Wasserwerke in ordentlichen Stand, sorge für Turbinen, wo deren Anwendung nur immer möglich ist, beschränke die Zahl der zu fabricirenden Nummern, führe eine größere Theilung der Arbeit unter Maschinen und Arbeiter ein, ziehe aus dem Auslande, namentlich aus England, tüchtige Spinnerei-Dirigenten, Krämpel-, Spinnmeister und Arbeiter herbei, benutze die

[1]) Man sehe: Montgomery, Theorie und Praxis der Baumwollenspinnerei, S. 304.

[2]) Montgomery a. a. O.

[3]) Vorstellung der sächsischen Spinnerei-Unternehmer.

[4]) Mac Culloch in seinem Handbuche hat solche dem Berichte eines Comité's des Kongresses von 1832 entnommen.

[5]) Es wurden daselbst im Jahre 1842 auf 125,000 Spindeln beiläufig 3½ Millionen Pfund Garn gesponnen.

[6]) Man sehe die angeführte sächs. Vorstellung und Memminger a. a. O.

neueren Erfindungen und Verbesserungen der Spinnmaschinen (was die Aufhebung des Verbots der Maschinen-Ausfuhr aus England besonders erleichtern wird), führe namentlich Robert's sich selbst bewegenden Spulwagen ein u. dgl. mehr. Hierin liegt die wahre Hülfe für die Spinnereien, nicht aber in der Erhöhung des Eingangszolls, welche man von unsern Regierungen begehrt, zu welcher sich dieselben jedoch unter diesen Verhältnissen, und wo der fragliche Zoll für ein Halbfabrikat hoch genug, zur Gleichstellung des Inlandes mit dem Auslande aber vollkommend genügend ist, so bald nicht entschließen werden. Wohl aber werden unsere Regierungen die richtigen Schritte der vereinsländischen Spinnereibesitzer zur Verbesserung ihrer Lage gerne durch wirklich zweckmäßige Maßregeln unterstützen. Zu solchen gehören: erleichterte direkte Verbindungen mit den Ländern, welche Baumwolle produciren, also vor Allem mit Nord-Amerika [1]), Beförderung der Aufstellung zweckmäßiger Spinnmaschinen, namentlich Erleichterung der Einfuhr solcher aus dem Auslande, Prämien für Vervollkommnungen des Betriebs, Eröffnung neuer Absatzwege, Vergrößerung des bisherigen Marktes u. dgl.

Wenn nach allem Bisherigen der gegenwärtige Eingangszoll auf Baumwollengarn genügend ist, um die Konkurrenz des Auslandes ehrenvoll und mit Nutzen bestehen zu können, wenn also eine Erhöhung des Zolls keine Nothwendigkeit ist, so läßt sich eine derartige Maßregel überdieß aus andern Gründen nichts weniger als empfehlen. Eine vernünftige Volkswirthschaftspolitik redet im Allgemeinen Eingangszöllen um deswillen nicht das Wort [2]), weil dadurch die

---

[1]) Im Jahre 1839 sollen die nordamerikanischen Freistaaten 1,360,532, Brasilien und Westindien 220,000, Ostindien 138,000, Aegypten, die Levante und Europa 150,000 Ballen Baumwolle erzeugt haben, wornach 72,8 Prozent aller auf der Erde gewonnenen Baumwolle auf Nordamerika gekommen wäre. Dieterici a. a. O. II. S. 228.

[2]) Vergl. über Einfuhrbeschränkungen Rau, Lehrbuch der politischen Oekonomie, Bd. 2. (Volkswirthschaftspflege) §. 205—215. Bd. 3. §. 446 ff. Lotz, Handbuch der Staatswirthschaftslehre, Bd. 2. §. 98. Schön, Neue Untersuchung

beiden Hauptfaktoren der Produktion: Kapital und Arbeit, denjenigen Industriezweigen entzogen werden, zu welchen sie die natürlichen, ungestörten Verhältnisse hinleiten würden. Schon insofern leiden darunter andere Zweige der Nationalindustrie, sie leiden aber auch dadurch, daß das Ausland, welches von den nunmehr geschützten Artikeln weniger bei uns absetzt, für den Minderbetrag auch weniger andere Güter von uns eintauscht, an denen wir Ueberfluß haben, ja daß es vielleicht sogar zu Retorsionen schreitet, was Alles unsere Gesammtindustrie mehr oder weniger benachtheiligt. Besonders aber schwächen Eingangszölle die Haupttriebfeder des Menschen zum Fleiß: das Interesse. Der wahre industrielle Sinn, das eifrige, fortwährende Bestreben nach Vermehrung der seither erzeugten Quantität, Verminderung der Produktionskosten und Verbesserung der Qualität, mit andern Worten, nach Vervollkommnung der Leistungen, leidet darunter, nimmt mehr und mehr ab. Die innere Konkurrenz ist selten im Allgemeinen vermögend, diesen ächten industriellen Geist zu erhalten, sie ist es aber noch weniger bei der Spinnerei, indem der Besitzer solcher Anstalten nicht genug vorhanden sind und jeder innerhalb eines, durch die Transportkosten des Garns bestimmten, Bezirks den ganzen Absatz beherrscht, wenn die Konkurrenz des Auslandes fehlt. Dieser bedarf es namentlich, damit der Producent fort und fort sich bemühe, die Leiter der Vervollkommnung Sprosse für Sprosse zu erklimmen. Solche Zölle schaden also immer dem Aufschwunge desjenigen Gewerbszweiges, den sie beschützen sollen, und ziehen zugleich eine Menge von Arbeitern in solche Unternehmungen, die sie dann auch eine Zeit lang beschäftigen, bis irgend eine Krisis eintritt, welche ihre Verabschiedung und Brodlosigkeit zur Folge hat, und die Unternehmer mit neuen Anträgen auf Erhöhung des Zolles auftreten läßt, weil solcher sich als ungenügend erwiesen habe. Daß unter dergleichen Maßregeln ganz besonders auch die Konsumenten leiden, denen ihre Bedürfnisse dadurch vertheuert werden,

---

der Nationalökonomie, S. 249 ff. Bülau, Staat und Industrie, S. 202 ff. Hoffmann, Befugniß zum Gewerbebetrieb, S. 441 ff.

bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, wie man sich überhaupt denn dadurch von dem stets zu verfolgenden Ziele der Handelsfreiheit entfernt und sich den Weg dahin versperrt, indem man den Abschluß von Handelsverträgen mit dem Auslande erschwert, welche als Hauptmittel zur Belebung der inneren Industrie gelten müssen; denn damit fremde Nationen dazu bestimmt werden, müssen sie natürlich Vortheile darin finden; sie werden daher Aufhebung der ihre Produkte betreffenden Einfuhrbeschränkungen begehren, und vor Allem in einem Industriezweige, der, wie die Spinnerei, sich weniger für Deutschlands Lage und Verhältnisse eignet, und wegen seiner geringeren Ausdehnung und Wichtigkeit eher Zugeständnisse hoffen läßt. Nach allem diesem muß man Eingangszölle so viel nur immer möglich vermeiden, um so mehr, als es ihrer im Allgemeinen zum Gedeihen einzelner Zweige der Produktion gar nicht bedarf, wie das die neuere Zeit zur Genüge dargethan hat. Als 1823 die Zölle abgeschafft wurden, welche die Industrie von Irland schützen sollten, stieg die Baumwollenfabrikation von 556,646 Yards, welche in genanntem Jahre gefertigt worden waren, 1824 schon auf 3,840,699 und 1825 gar auf 6,418,645, vermehrte sich also in zwei Jahren um das Eilffache.

Ebenso verschmähte Sachsen bis zu seinem Beitritte zum Zollverein alle Maßregeln zum Schutze seiner Industrie, und deren sichtliche Zunahme und Vervollkommnung haben die Richtigkeit einer solchen Gewerbspolitik vollkommen dargethan. Die nämliche hat auch die Schweiz bisher befolgt, und wiewohl der freien Entwicklung ihres Gewerbswesens vielfache Hindernisse entgegenstehen, so hat dasselbe dennoch einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen, der im Fache der Spinnerei die Konkurrenz Englands nicht zu fürchten und jenes Land in neuester Zeit bestimmt hat, bei seinem einmal angenommenen gewerbs- und handelspolitischen Systeme zu beharren.

Wenn aber ausnahmsweise unter gewissen Verhältnissen Eingangszölle sich rechtfertigen lassen, so müssen sie doch jedenfalls so gestellt werden, daß der In- mit dem Ausländer gleichsteht, die Mitwerbung des Auslandes nicht ausgeschlossen, der Producent des Inlandes viel-

mehr darauf hingewiesen ist, durch Vervollkommnungen des Geschäftsbetriebs die Produkte seines Gewerbfleißes wohlfeiler und preiswürdiger zu erzeugen und darin mit dem Ausländer zu rivalisiren. Entspricht der Eingangszoll dieser Gleichstellung, was von dem gegenwärtigen Zolle auf Baumwollengarn zu beweisen oben versucht wurde, so wäre eine Erhöhung desselben offenbar vom Uebel. Denn der inländische Producent wird sich nun noch weniger um die Vervollkommnung seines Geschäftes bekümmern, sich noch weniger angelegen sein lassen, das Ausland in Geschicklichkeit zu erreichen oder gar zu überwältigen, zu besiegen. Ist sonach die gewöhnliche Folge eines Einfuhrzolles, daß das betreffende Gewerbe auf derselben Stufe stehen bleibt, so zieht nun gar eine Erhöhung desselben nur zu leicht den Rückgang, den Verfall dieses Gewerbes nach sich; denn der Gewerbfleiß versinkt schnell in Trägheit und schlummert endlich ein, wo ihn die Regierung durch übertriebene Maßregeln einschläfert, für ihn wacht und den fremden Gegner fern hält [1]). Die Zeiten der mit dem Dekret vom 21. November 1806 eingetretenen Kontinentalsperre können hierfür eine Reihe von Belegen aufweisen; namentlich aber lieferten damals unsere Spinnereien ein Garn, das an schlechter Beschaffenheit seines Gleichen suchte. Verwandlungsstoffe, die ein Staat nicht in der erforderlichen Qualität und Quantität producirt, dürfen daher um so weniger mit einem übermäßigen Zoll belegt werden, je nothwendiger sie für die verschiedenen Zweige der formirenden Industrie und je wichtiger sie hiernach für die Bedürfnisse der Staatsangehörigen überhaupt sind.

Die Erhöhung des fraglichen Eingangszolles ist aber nicht blos keine Nothwendigkeit, sie wäre nicht nur eine Maßregel, die keine Empfehlung verdient, sie würde auch von entschiedenem Nachtheile sein.

Durch diese Erhöhung würde nicht allein das ausländische Garn, welches wir, wie gleich gezeigt werden soll, nicht entbehren können, um den Betrag der Zollerhöhung vertheuert, auch die Preise der in-

---

[1]) Meine Abhandlung über den Zoll von ausländischem Eisen, in Rau's Archiv der politischen Oekonomie, Bd. 5. H. 3. S. 342, 344.

ländischen Garne würden dadurch gesteigert. Denn eines Theils ist das ja gerade der Zweck der verschiedenen Anträge auf Erhöhung des Eingangszolles, und eine solche schützt höhere Preisansätze, anderen Theils ist, wie bereits bemerkt, die innere Konkurrenz von keiner besonderen Bedeutung, und wenn wir den nachtheiligen Einfluß eines übermäßigen Schutzzolles mit in Anschlag bringen, nicht geeignet, niedrige Preise hoffen zu lassen. Wir hätten daher allen Grund, zu fürchten, daß auch die Preise der inländischen Garne so ziemlich um den Betrag der Zollerhöhung steigen würden. Mit den Preisen der Garne werden natürlich aber auch die daraus gefertigten Baumwollenwaaren vertheuert, denn die Gewerbe, welche dergleichen Garn verarbeiten, also namentlich die Weber und Strumpfwirker, sind durch die innere Concurrenz in so gedrückten Verhältnissen, daß eine weitere Herabsetzung des Arbeitslohnes eine wahre Unmöglichkeit ist. Die Erhöhung des fraglichen Eingangszolles wäre also von Nachtheil:

I. Für die Konsumenten im engeren Sinne, d. h. für alle Diejenigen, welche Baumwollengarn oder Baumwollenwaaren verbrauchen. Sieht man nämlich auch ganz ab von dem Verbrauche des Garns, so sind doch gewiß die Baumwollenwaaren, welche die Gesammtheit der Bevölkerung gebraucht, unendlich zahlreich, mannigfaltig, nothwendig und nützlich. Allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, der Fürstin wie der Bauersfrau, dem Städter wie dem Landmann, uns allen sind baumwollene Waaren zum ausgedehnten Bedürfnisse geworden. Daher die große Menge solcher Gegenstände: Kattune, Nankings, Mousseline, Barchent, Damast, Manchester, Tücher, Mützen, Jacken, Strümpfe u. s. w. Nicht blos zur eigentlichen Bekleidung bedürfen wir der Baumwollenwaaren, sie werden zu tausend andern Zwecken benützt, für sich allein oder mit Leinen, Seide, Wolle untermischt. Betrachten wir die Größe der Konsumtion von Baumwollenwaaren etwas näher:

	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.
	Zentner:					
An ungebleichtem ein= oder zweidräthigem, sowie an ungezwirntem Baumwollengarn gingen ein	309,865	321,940	363,614	362,022	431,216	434,353
und wurden ausgeführt	27,942	28,162	27,382	34,898	27,702	30,583
bleiben also	281,923	293,778	336,232	327,124	403,514	403,770
Hierzu inländisches zur Konsumtion im Inland verbliebenes Garn, wie bereits oben berechnet	101,567	145,566	125,556	81,098	190,505	214,966
waren überhaupt zur Konsumtion vorhanden	383,490	439,344	461,788	408,222	594,019	618,736
Hiervon ab die Verwendung von ungebleichtem drei= und mehrdräthigem, gezwirntem, gebleichtem und gefärbtem Garn, welches ausgeführt wurde	11,855	16,802	20,043	26,153	22,371	20,173
blieben	371,635	422,542	441,745	382,069	571,648	598,563
woraus bei 2 Prozent Abgang an Baumwollenwaaren gefertigt wurden	364,202	414,091	432,910	374,428	560,215	586,592
Da nun die Ausfuhr an dergleichen betrug	84,322	75,193	88,001	100,766	97,768	87,013
wozu aber an eingeführtem ungebleichtem drei= und mehrdräthigem ꝛc. Garn	9,496	6,808	6,760	6,139	6,257	6,567
verwendet worden waren, die nach Abzug von 2 Prozent	9,306	6,672	6,625	6,016	6,132	6,436
Baumwollenwaaren entsprechen, so war die sonstige Ausfuhr davon nur	75,016	68,521	81,376	94,750	91,636	80,577
und es wurden also an Baumwollenwaaren im Inlande konsumirt	289,186	345,570	351,534	279,678	468,579	506,015

Nach dem Ergebnisse des Jahres 1841 würde sonach die projektirte Zollerhöhung der Konsumenten eine Mehrausgabe von mehr als einer Million Thaler verursachen.

II. Für alle diejenigen Gewerbe, welche Baumwollengarn durch Verarbeitung in seinem Werthe erhöhen, also für die Weber, und zwar ganz besonders die Handweber, für die Bleicher, Färber, Drucker, Appretirer, für die Stickerei, Posamentirer, Strumpfwirker, Strikkerei u. s. w.

Für die inländische Produktion ist nämlich vorerst das ausländische und namentlich das englische Garn, wegen seiner Gleichheit und Festigkeit, und, weil nur wenige vereinsländische Spinnereien feinere Nummern liefern, auch wegen seiner größeren Feinheit von ganz besonderer Wichtigkeit. Hauptsächlich aber die quantitative Unzulänglichkeit ist es, weshalb das ausländische Garn in der That nicht entbehrt werden kann.

Nach der kurz vorher angegebenen Uebersicht wurden verarbeitet:

Zentner:	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.
an fremdem Garn .	281,923	293,778	336,232	327,124	403,514	403,770
an einheimischem . .	101,567	145,566	125,556	81,098	190,505	214,966
also überhaupt . .	383,490	439,344	461,788	408,222	594,019	618,736

oder im Durchschnitt dieser sechs Jahre 484,267 Zentner im Jahr.

Da nun aber, wie bereits bemerkt, die Baumwollengarn verarbeitenden Gewerbe, die durch die Zollerhöhung veranlaßte Mehrausgabe für Garn, von also beinahe einer Million Thaler schlechterdings nicht selbst würden tragen können, sondern auf die von ihnen gefertigten Waaren schlagen müßten, so würde diese Vertheuerung der Baumwollenwaaren zweifelsohne eine Verminderung des Absatzes derselben im In- und Auslande zur Folge haben. Denn wenn die Spinnereibesitzer behaupten, eine Preiserhöhung von zwei oder mehr Thalern per Zentner sei für ein Stück Kattun, Nanking, für die Elle Mousselin, Barchent u. drgl. so unbedeutend, daß sie auf den Absatz keinen Einfluß hätte, so läßt sich dieser Meinung um deswillen nicht beipflichten, weil selbst beim Kleinverkauf die Preiserhöhung häufig nicht so unbedeutend wäre, und ohnehin in der jetzigen Zeit die Käufer vor Allem durch die

größere Wohlfeilheit bestimmt werden [1]), beim Großhandel aber die Preiserhöhung sich auffallend genug zeigen würde, um bei so bedeutender Concurrenz des Auslandes auf den Absatz von Einfluß zu sein. Was nun aber den Verkauf in's Inland betrifft, so haben wir solchen bereits oben als sehr bedeutend und im Steigen begriffen [2]) kennen gelernt, er betrug nämlich Zentner:

1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.
289,186	345,570	351,534	279,678	468,579	506,015.

Eben so war auch der Verkauf in's Ausland von Bedeutung, er betrug nämlich:

	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.
1) an ungebleichtem 3= und mehrdräthigem, gezwirntem, gebleichtem und gefärbtem Garn [3])	11,855	16,802	20,043	26,153	22,371	20,173
2) an sonstigen Baumwollenwaaren . .	84,322	75,193	88,001	100,766	97,768	87,013
im Ganzen also . . .	96,177	91,995	108,044	126,919	120,139	107,186

Dieser starke Absatz in's Ausland wird sich, wie gesagt, bedeutend mindern, wenn unsere Fabrikate daselbst theuerer verkauft werden müssen, als die in Güte ihnen gleichstehenden Produkte der Engländer, Franzosen und Schweizer, und so dürften diese die unsrigen mit der Zeit vom ausländischen Markte gänzlich verdrängen. Welche Nachtheile diese Vernichtung des Absatzes in's Ausland, diese Schmälerung desselben im Inland für die Produktion selbst und für die Wohlfahrt der dadurch beschäftigten Klassen der Bevölkerung haben würde, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

---

[1]) In England ist seit 1824 binnen zehn Jahren die Consumtion von Baumwollen=Waaren in Folge ihrer Preiserniedrigung um 17 Prozent gestiegen.

[2]) Darum hat sich auch die englische Ausfuhr der baumwollenen Stoffe nach Deutschland, welche früher so bedeutend war, in hohem Grade vermindert; noch im Jahre 1820 wurde von diesen für weit über 4½ Millionen Pfd. Sterl. nach Deutschland, Preußen und den Niederlanden ausgeführt, im Jahre 1838 aber betrug diese Ausfuhr nur etwas über 1½ Millionen. v. Gülich a. a. O. S. 200.

[3]) Vor allem zeichnen sich die Rothfärbereien des Wupperthals aus, deren Garne eine solche Vorzüglichkeit erlangt haben, daß sie weit und breit versandt werden, selbst nach der Levante und sogar nach Ostindien gehen.

Die Inhaber von Spinnereien, welche die Zollerhöhung beantragen, haben selbst gefühlt, daß diese der übrigen Baumwollen-Industrie vom größten Nachtheile sein würde und zu deren Beseitigung, sowie zur Ausgleichung der kollidirenden Interessen dieser beiden Zweige eines und desselben Stammes vorgeschlagen, für die ausgeführten Baumwollenwaaren ein Rückzoll zu bewilligen. Indessen, um die verschiedenen Gewerbe, welche Baumwollengarn verarbeiten, vor den bemerkten Nachtheilen sicher zu stellen, müßte eines Theils bewirkt werden, daß der Eingangszoll die Preise der inländischen Garne nicht erhöhe, andern Theils dieser Zoll für alles eingeführte Garn zurückerstattet werden. Allein das Erste muß ebenso als unausführbar gelten, wie bei gemischten Waaren das Letzte, indem sich die Menge des darin enthaltenen Baumwollengarns nicht bestimmen läßt. Warum übrigens auch einen Zoll erheben, den man später in seinem ganzen Betrage restituirt? Der Rückzoll nun, wie ihn die Spinner proponiren, soll vier Thaler von rein baumwollenen Fabrikaten und zwei Thaler von gemischten Waaren betragen. Allein es fragt sich sehr, ob nicht die nun nothwendig werdenden Deklarationen, das Aus- und Einpacken der Waaren bei deren Revision und Kontrolirung rc. dem Exportanten so viele Zeit, Mühe, höhere Speditions- und sonstige Kosten verursachen würden, daß ein guter Theil des Rückzolls darauf ginge. Dieser käme übrigens häufig gar nicht Demjenigen zu Statten, welcher den Eingangszoll entrichtet, sondern einem ganz Andern, der keine desfalsige Auslage gehabt hat, und so erhielte der Kattundrucker z. B. zurückvergütet, was der Weber früher bezahlen mußte. Es würden überdies die Hauptnachtheile der Zollerhöhung bestehen bleiben: die Preise der inländischen Garne würden steigen, den ausländischen käme beim Absatz der Baumwollenwaaren im Inlande kein Rückzoll zu Statten, diese würden also um den Zoll vertheuert und darunter müßten theils der innere Absatz, theils die Konsumenten leiden. Da ferner der Rückzoll von allen ausgehenden Baumwollenwaaren vergütet werden sollte, so käme derselbe auch solchen zu Statten, die aus inländischem Garne gefertigt würden, von welchen seiner Zeit kein Eingangszoll entrichtet worden ist. Der Rückzoll würde also seinen Zweck, die Restitution des

bezahlten Eingangszolls, gänzlich verfehlen und zur reinen Ausfuhrprämie, zu einer weiteren Belastung der Gesammtheit werden, die durch die Vertheuerung eines ihrer Hauptbedürfnisse zu Gunsten der Spinnerei ohnehin schon genug besteuert ist. Endlich rechtfertigt sich der für die gemischten Baumwollenwaaren vorgeschlagene Rückzoll von zwei Thalern um deswillen nicht, weil solche bald mehr bald weniger Garn, im Durchschnitt 3/4 enthalten, bei dem proponirten Rückzoll also bald die Saatskasse, bald und in der Regel der Fabrikant zu kurz käme. Nach allem Diesem würde der Rückzoll, abgesehen von den ihn begleitenden Inkonvenienzen und Nachtheilen, den beabsichtigten Zweck nicht erfüllen, und es muß daher von einem solchen ein für allemal abstrahirt werden.

Wenn nun aber bei einer zum Nutzen der Spinnerei erfolgenden Erhöhung des Eingangszolls die garnverarbeitenden Gewerbe alle die geschilderten Nachtheile treffen müssen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß von den beiderseitigen kollidirenden Interessen die der letzten um deswillen den Vorzug verdienen, weil dieselben in volkswirthschaftlicher Beziehung unendlich wichtiger sind, als die der Spinnerei, wie sich aus Nachstehendem ergeben wird:

1) Die garnverarbeitende Industrie, namentlich die Weberei, ist in Deutschland ein alt hergebrachtes, vollkommen eingebürgertes und wohlbegründetes Gewerbe; die Spinnerei dagegen gehört der Neuzeit an, und hat trotz des Monopols, welches sie in den sieben Jahren der Kontinentalsperre genoß, und der späteren günstigen Verhältnisse ungeachtet noch so wenig kräftige Wurzeln geschlagen, so wenig festen Boden und selbstständige Kraft gewonnen, daß sie den gleichen Kampf mit dem fremden Gegner scheut, ihn fern zu halten bittet und nur in Maßregeln, die auf Prohibition hinauslaufen, Heil und Segen sieht.

2. Die erstgenannte Industrie läuft in weite, mit gesunden Volkszuständen verknüpfte Verzweigungen aus, und umfaßt die Gewerbe der Weber, Färber, Drucker, Strumpfwirker, Stricker rc., die, über das ganze Land verbreitet, kräftige Männer in ihren eigenen Wohnungen bei ihren Familien beschäftigen und ihnen eine selbstständige Existenz sichern. Die Spinnerei dagegen verwendet meistens Kinder oder Halb-

erwachsene und Weiber in großen Fabrikgebäuden, die in fysischer wie in moralischer Beziehung so überaus schädlich sind, vermehrt eine Bevölkerung, zieht Menschen heran, deren ganzes Leben im höchsten Grad abhängig, traurig, hoffnungslos ist, und die nur zu leicht der Sicherheit der Person und des Eigenthums, ja des Staates selbst gefährlich werden [1]).

3) In den Zollvereinsstaaten dürften gegenwärtig 860,000 Spindeln im Gange sein [2]) und 21,500 Personen jedes Alters und Geschlechts [3]) unmittelbar [4]) beschäftigen. Bedenkt man dagegen, daß bei den übrigen Zweigen der Baumwollenindustrie nicht Maschienen, sondern Menschen vorzugsweise thätig sind, und nimmt man englische und verschienene deutsche Mittheilungen über das Verhältniß der Baumwollenarbeiter zu den von ihnen gefertigten Waaren zum Maaßstabe, so ist die Angabe einer rheinischen Handelskammer [5]), die be-

[1]) Man vergleiche über die Nachtheile und Gefahren der Fabriken: Sismondi, Nouveaux principes d'économie politique. — De Morogues, Recherches des causes de la richesse et de la misère des peuples civilisés. Paris, 1832. — De Haussez, La Grande-Bretagne en 1833. — De Villeneuve, Economie politique etc. Paris, 1834. — Mohl, in Rau's Archiv der politischen Oekonomie, Bd. 2. H. 2. S. 141 u. ff. — Schmidt, über die Lage der Gewerbe in Deutschland. Berlin, 1838. S. 199 u. ff.

[2]) Es zählte nämlich:

Würtemberg 1841:	33,000 Sp.		(Memminger's Beschreibung von Würtemberg).
Baiern . . 1843:	60,000	„	(zufolge glaubwürdiger Privatnachrichten).
Baden . . 1832:	125,000	„	(Nebenius in der deutschen Vierteljahrschrift 1842. IV. S. 369).
Preußen . . 1837:	125,972	„	(Dieterici a. a. O. II. S. 232).
Sachsen . . 1839:	508,739	„	(nach amtl. Quellen). Wornach diese Staaten

zusammen . . . 852,711 Spindeln aufzuweisen hatten, deren Zahl für den gegenwärtigen Augenblick und den ganzen Zollverein auf 860,000 zu erhöhen und abzurunden sein möchte.

[3]) Nach den Beilagen zur Vorstellung der sächsischen Spinnerei-Unternehmer ist, wie angegeben, auf 40 Spindeln ein Arbeiter erforderlich.

[4]) Es sind also hier nicht gerechnet die Leute, welche zur Garn-Fabrikation nur in entfernterer Beziehung stehen, wie z. B. Zimmerleute, Maschinen-Fabrikanten, Spengler &c.

[5]) Vergl. Preuß. Staatszeitung von 1842, Nr. 220.

merkten Industriezweige beschäftigten zunächst und unmittelbar [1]) 311,532 Personen, wahrscheinlich zu niedrig gegriffen. Nimmt man übrigens auch diese Zahl für richtig an, so ergibt sich bezüglich der beschäftigten Arbeiter, daß die garnverarbeitenden Gewerbe eine vierzehnfach größere Wichtigkeit haben, als die Spinnerei.

4) Der jährliche Lohn eines Arbeiters in den Spinnfabriken läßt sich im Durchschnitt zu 64 Thaler annehmen, während der Jahreslohn eines bei der sonstigen Baumwollenindustrie beschäftigten Arbeiters im Durchschnitt zu 102 Thaler zu veranschlagen ist. Wenn nun die Spinnereien ihren 21,500 Arbeitern jährlich 1,376,000 Thaler Lohn bezahlen, in den garnverarbeitenden Gewerben dagegen 311,532 Menschen jährlich 31,776,264 Thaler verdienen, so haben mithin letzte, bezüglich des Arbeitslohnes, ein dreiundzwanzigfach größere Wichtigkeit, als die Spinnerei.

5) Vergleicht man die Garnproduktion unserer Spinnfabriken gegen die Garnkonsumtion der sonstigen Branchen der Baumwollenindustrie, so haben erste, wie bereits oben berechnet, Zentner:

1836:	1837:	1838:	1839:	1840:	1841:
101,567,	145,566,	125,556,	81,098,	190,505,	214,966,

also im Durchschnitt jährlich 143,210 Zentner Garn produzirt, letzte dagegen, wie ebenfalls oben berechnet, 484,267 Zentner per Jahr konsumirt. Die desfallsige Wichtigkeit dieser Industriezweige ist also eine mehr als dreifach größere, als die der Spinnerei.

6) Für die Garnnummern, wie solche in den Zollvereinsstaaten hauptsächlich gesponnen werden, läßt sich die eine Hälfte des Preises als Werth der verarbeiteten Baumwolle, die andere für das Verspinnen zu Garn rechnen. Bei der unendlichen Verschiedenheit der Baumwollenwaaren ist die genaue Ermittlung eines Durchschnitts-Verhältnisses zwischen dem Werthe dieser und dem Werthe des dazu verwandten Garns zwar sehr schwer, indessen dürfte die Wertherhöhung desselben

[1]) Auch hier sind solche Gewerbsleute und Arbeiter nicht in Anschlag gebracht, welche der Baumwollenfabrikation nur mittelbar Beschäftigung verdanken z. B. Schreiner, Zimmerleute, Schlosser, Maschinenfabrikanten rc.

durch seine weitere Verarbeitung doch jedenfalls das Dreifache des Garnpreises sein. Nimmt man diesen nun im Durchschnitt zu ⅓ Thaler das Pfund an, so ist der Fabrikationswerth der 143,210 Zentner Garn, welche jährlich gesponnen werden, 2,386,833 Thaler, dagegen der Fabrikationswerth der 484,267 Zentner Garn, welche jährlich verarbeitet werden, 48,426,700 Thaler. In dieser Hinsicht übertrifft also die Wichtigkeit der Garnverarbeitung die der Spinnerei um mehr als das Zwanzigfache.

Fassen wir nun die Verschiedenheiten der gedachten beiden Hauptzweige der Baumwollenindustrie in obigen sechs Beziehungen zusammen, so ergibt sich, ganz abgesehen von den Punkten unter 1) und 2), — welche Verschiedenheiten sich in Zahlen nicht ausdrücken lassen, — daß die volkswirthschaftliche Bedeutung der garnarbeitenden Industrie eine sechszichfach größere ist, als die der Spinnerei.

Nach obigen Ausführungen würde also die beantragte Zollerhöhung von den bedeutendsten Nachtheilen begleitet sein.

Wenn nun nach allem Diesem die Erhöhung des Eingangszolls von Baumwollengarn nicht nothwendig ist, wenn sie eine nichts weniger als empfehlenswerthe Maaßregel wäre, und wenn sie die größten Nachtheile zur Folge haben würde, so rechtfertigt sich ein Zurückweisen der darauf gerichteten Anträge, ein Beharren bei dem seitherigen Tarifsatze auf's Vollkommenste.

Moral des Lebens.

Die Kulturgeschichte der Menschheit, nach Gustav Klemm.

Von Karl Preusker.

Die Zeit ist vorüber, wo man statt einer Welt- oder Volks-Geschichte mit einer Geschichte der Regenten und Kriegsvorfällen vorlieb nahm, und, in Besitz von Namen und Jahrzahlen derselben, sich schon

für historisch eingeweiht und befähigt hielt. Diese Namen und Zahlen aber dienen nur als Rahmen und als Netz zu dem Entwerfen und bessern Festhalten des Bildes, welches die pragmatische Geschichte der allmäligen Ausbildung einzelner Nationen oder der gesammten Menschheit vor die Augen zu stellen hat, und eben diese Cultur- oder Bildungs-Geschichte gilt als die Blüthe alles historischen Wissens.

Die Geschichte des Menschengeschlechts wurde bereits im filosofischen Sinne von Iselin, Vierthaler, Kant rc. besonders aber in erhebender Art von Herder, in seinen „Ideen zur Filosofie der Geschichte der Menschheit" behandelt, und zwar im Verhältniß zur Vorsehung, wie in Bezug auf Natur, Clima, Landesbeschaffenheit, Nationalität rc.; — ein höchst schätzbares, noch die eifrigste Beachtung verdienendes Werk, das gerühmteste jenes edlen Mannes, und eins der trefflichsten der historischen Literatur Deutschlands. In ihm sind die Grundlagen der zur Veredlung des Menschengeschlechts unbedingt erforderlichen allseitigen Menschheits- oder ächten Humanitäts-Bildung niedergelegt, welche letztere, hier im eigentlichen wahren Sinne genommen, man nicht mit dem einseitigen, nur der klassischen Sprach- und Alterthums-Kunde hauptsächlich geltenden, fälschlich so genannten Humanitäts-Studium verwechseln mag. Man ging aber auf dem so trefflich vorgezeichneten Wege nicht fort, vielmehr ward die politische Richtung vorherrschend. Die noch so gerühmten Werke von Johannes von Müller, Spittler, Heeren, rc. zumal von Luden, Rotteck sind vom Standpunkte der Politik aufgefaßt, so daß diese den Hauptgegenstand bildete und gleichsam das Heil des Volkes nur in derselben gesucht ward, obwohl die Politik allein schwerlich je zu Glück und Wohl führen möchte; Pölitz nahm auf den allseitigen Bildungszustand weit mehr Rücksicht, doch immer noch nicht genügend; noch Andere betrachteten die Menschengeschichte nach ihren besondern filosofischen oder religiösen Systemen. Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst, aber sind nur einzelne Förderungsmittel zur Erreichung des höchsten Zwecks des Menschen, und zugleich der gesammten Menschheit, nämlich deren möglichste Vervollkommnung und Veredelung. Diese wird nur ermöglicht durch unausgesetzte Ausbildung aller, der Veredelung fähigen fysischen

und geistigen Kräfte und Anlagen, und durch gleichmäßige Rücksicht dabei auf alle Richtungen der menschlichen Thätigkeit und alle Rechte und Pflichten, wie, nach Herders Grundlage, der Referent bereits in mehren Schriften anzudeuten bemüht war, (in s. „Förderungsmitteln der Volkswohlfahrt," „Jugendbildung" ꝛc.). So wie aber nur durch diese allseitige Rücksicht das Leben des Einzelnen, wie des Volkes, und der gesammten Menschheit sich zu einem, den Erdenzweck möglichst erfüllenden, und dann auch wahrhaft beglückenden, harmonischen Ganzen gestalten kann, so wird auch auf alle jene Verhältnisse bei der Biografie des Einzelnen, soll sie Andern einen belehrenden pragmatischen Ueberblick seines Lebens gewähren, sorgfältig zu achten sein; dieß ist der gleiche Fall bei der Geschichte einzelner Nationen, wie des gesammten Menschengeschlechts. Eine solche letztere, nach Herders Ideen, alle Verhältnisse beachtend, wird jetzt dargeboten in der: Allgemeinen Kultur-Geschichte der Menschheit, vom (königl. sächs. Bibliothekar) Dr. Gustav Klemm; wovon bisher zwei Bände (Leipzig, 1843 und 1844) erschienen sind. Des Verfassers Zweck geht in diesem wichtigen und geistvollen Werke dahin, die allmälige Entwickelung der Menschen von den rohesten, an die schwächste Kindheit, ja an das thierische Wesen gränzenden Uranfängen bis zu deren Gliederung in organische Volkskörper nach allen ihren Richtungen, also in Bezug auf Sitten, Kenntnisse und Fertigkeiten, häusliches, wie öffentliches Leben in Krieg und Frieden, Religion, Wissen und Kunst, unter den von Clima und Lage von der Vorsehung dargebotenen Verhältnissen zu erforschen und nachzuweisen. „Ich betrachte, — sagt der Verf. B. I. S. 21. — die Menschheit als ein Individuum, dessen Körper ebenso geheimnißvolle Uranfänge hat, wie der des einzelnen Menschen, der ebenso wie dieser seine Kindheit, seine Jugend, sein männliches Alter hat, — der da wächst und zunimmt und Träger geistiger Neigungen, geistiger Keime und Kräfte ist, welche zur Entwickelung, zur Blüthe und Frucht bestimmt sind, — der aber alternd sich immer wieder erneuen wird, bis die Absicht erfüllt und erreicht ist, welche die höchste Macht bei dessen Erschaffung hatte. Es ist die objective Ansicht der Menschheit ꝛc." Um nun die allmälige Ausbildung der letztern zu zeigen, jene Uranfänge

aufzusuchen, beginnt der Verf. mit der Schilderung des Zustandes der Wildheit in welcher sich die Völker zuerst befanden und befinden mußten, und den wir noch in den, der Cultur entbehrenden wilden Völkern Amerikas, der Südsee- und Nordpol-Länder rc. erblicken; dann wird es den mehr und mehr gebildetern Nationen gelten, bis zu dem, zur vorhandenen höchsten Bildung gelangten, germanischen Völkerstamme.

Die Völker werden demgemäß von ihm eingetheilt in die

1) des Zustandes der Wildheit. „Der Mensch geht als Doppelwesen aus den Händen des Schöpfers hervor und lebt, zur Familie sich mehrend, dem täglichen Bedürfnisse, ohne der Vergangenheit, ohne der Zukunft zu gedenken; die Uranfänge der Gesellschaft in der Familie, die der Religion im Schamanismus, die der Technik in Aufsuchen von Steinen zu Geräthen, finden sich hier. Es fehlen feste Sitze, eigentlicher Besitz von Ländereien, Heerden, eigentliche Oberhäupter rc.“ Hierzu gehören jene genannten wilden Stämme. Ferner die

2) des Zustandes der Zahmheit. „Die Familien erwachsen zu Volksstämmen, die sich gegenseitig beschränken und begränzen, die einem höhern Willen sich unterwerfen; die Oberhäupter aber sichern ihr Ansehen durch Hinübergreifen in's Reich des Unsichtbaren, sie werden Verkündiger, Verbündete, ja Söhne der Götter, denen sie Häuser und Stätten bauen, deren eigentliche Pflege sie sich vorbehalten. Der Schmuck dieser heiligen Stätten erweckt die Kunst, namentlich Baukunst, Tanz- Musik. Es erscheinen hier die vollkommneren Versuche zu Darstellung wichtiger Ereignisse in Bildern, Hieroglyphen, Wort- und Silbenschrift. Das nomadische und seßhafte Leben entfaltet sich, so weit es unter einer Priesterherrschaft möglich ist. Wir sehen die Otaheiten, Maleyen, Egypter und Chinesen, die Juden auf dieser Stufe. Es ist der Zustand der Beschränkung. Auf der höchsten Stufe der Cultur, stehen

3) die freien Nationen; das Joch der Priesterherrschaft ist gebrochen, die geistigen Kräfte entfalten sich nach allen Richtungen; Gesetze im Innern, Verträge nach außen, Lust an Gefahren, Muth zur Erforschung, zur Entdeckung, Streben in die Ferne, — das sind Erscheinungen, die wir hier finden. Die Perser, Araber, Griechen, Römer, — vor allem aber die Germanen bieten uns die vollkommendsten Bilder

dieses Zustandes dar, dessen eigentlicher Geber das Christenthum durch seine auflösende Macht der nationellen Priesterherrschaften ist."

Der Mensch ist jedoch von der Erde und ihren Produkten zu sehr abhängig, als daß nicht diese vor Allem zu beachten wären. Darum ist auch in einer Einleitung vom Verf. darauf Rücksicht genommen, und auf geistreiche Art gezeigt, wie jenes beides auf die Ausbildung der Menschheit Einfluß hatte und von ihr benutzt ward. Da ist, um nur ein Beispiel zu geben, bei den Gewässern nicht blos ihr Nutzen zur Beherbergung unzähliger Geschöpfe und zur Ernährung der Pflanzenwelt u. dgl. sondern auch die durch sie erfolgende Anregung zur menschlichen Thätigkeit beachtet, wie jene zur Schifffahrt, zur Maschinen-Anlegung führte; wie ihr lebendiges Wesen zur Ahnung von Flußgottheiten und deren Verehrung veranlaßte; wie selbst die am Meeresstrande und an des Flusses Ufer sich anhäufenden, so unbeachteten Stein-Geschiebe den Menschen seine ersten Werkzeuge und Waffen, seine Hämmer, Meißel und Streitkeulen 2c. darboten; wie sich solche bei den germanischen Alterthümern vorfinden, und selbst jetzt noch die rohen Indianer sich gleicher bedienen; wie jene Geschiebe wohl zugleich die erste Veranlassung zum nachgeahmten Schleifen, Schärfen, Runden geben. Mit eben so tiefem Eingehen, auf alle Lebensverhältnisse der frühesten Vorzeit, wie der Jetztzeit, sind alle Naturprodukte geschildert, in so fern der Mensch mit ihnen in näherm Bezug steht, sie benutzt oder sonst von ihnen zu weiterer Ausbildung veranlaßt ward. Sodann erfolgt die allgemeine Betrachtung des fysischen und geistigen Menschen selbst, seiner Lebensdauer, Größe 2c. seiner Sinne, Triebe und Neigungen 2c. wobei sich manche frühere Annahmen als unrichtig ergeben; so z. B. daß die Urväter größerer Natur waren, die steigende Cultur aber sie kleiner gestaltet habe, welchem die Beobachtungen schon der frühesten Reisenden in Amerika und in der Südsee widersprechen, wo sich bei den Naturmenschen, im übrigen Urzustande verblieben, auch die ursprüngliche Größe erhalten mußte. Ebenso erweisen die aus den germanischen Grabhügeln entnommenen und zusammengesetzten Gebeine, daß im Allgemeinen die Menschen im Zeitalter der ersten Römerkaiser nicht eben größer gewesen sein können, als unsere Zeitgenossen, wie Klemm bereits in

seinem noch als das beste geltenden, „Handbuche der germanischen Alterthumskunde“ zeigt. Er fügt hinzu: „Die Amerikaner sind nicht größer als die Europäer, nur die Patagonen machen eine Ausnahme; auch die Orientalen sind im Allgemeinen mittler Größe. Die längsten Leute bringt das mittlere und nördliche Europa germanischen Stammes.“ Die Schilderung der Nahrungsmittel gewähret besonders ergötzlichen Ueberblick im Vergleich der ellenlangen Küchenzettel der Hotels unserer Residenzstädte mit den Leckerbissen der Wilden, deren Sitte auch in dieser Hinsicht der der ersten Erdenbewohner gleichen möchte, bei welchen nicht, wie man oft meint, erst Pflanzenkost, sondern der Genuß von Thieren gewöhnlich war. So wird z. B. vom Botekuden und Bojesmann (Buschmann) Alles verzehrt, was ihm vor den Mund kommt; am liebsten Thiere, zuvörderst die Insekten, welche in seinen Haaren verweilen; auch bei den Polarmenschen gelten diese als Näschereien; man pflegt sogar in geselligen Frauenzirkeln sie, als einen Hochgenuß, höflicherweise sich gegenseitig darzubieten. Ebenso werden von jenen erstern beiden auch Ameisen, die man in den Mund laufen läßt, Würmer und Heuschrecken genossen, und Amfibien und Schaalthiere, deren man irgend habhaft werden kann, wobei man aber auch ähnlicher Genüsse europäischer Feinschmecker, der Austernschnecken, Krebse, Froschkeulen 2c. wird gedenken können. Daran schließt sich die Sitte der Menschenfresserei bei den Wilden des Südens, nicht allein als Rache gegen den erschlagenen Feind, sondern auch aus Hungersnoth, wobei die Geringsten, die Untersten zuerst verzehrt werden; aber auch auf schon höherer Culturstufe, die der gottesdienstlichen Menschenopfer; — nahe daran gränzt, wenn auch ohne Verspeisung, die Menschentödtung aus religiösem Fanatismus, wie z. B. noch vor wenig Jahrhunderten bei der Hugenotten-Verfolgung in Frankreich, der Inquisition in Spanien und Italien, und während der Gegen-Reformation im Amfange des sechszehnten Jahrhunderts in Böhmen und Schlesien, — auf Veranlassung der, einst wegen Verbrechen verjagten und jetzt, obschon dieselben Tendenzen noch verfolgend, von manchen Fürsten und Regierungen wiederum begünstigten Jesuiten! Interessant ist ferner, die Betrachtung der mehr und mehr veränderten Bereitungsart der Speisen:

erst Braten und Rösten am offnen Feuer bei den Wilden aller Zonen; dann das Backen in geheizten Erdhöhlen in Nordamerika und der Südsee; endlich das Kochen in Gefäßen aus Thon, Stein, Metall; im Norden selbst aus Holz. Dann werden die Kleidungen behandelt, und als die ältesten, die am Gürtel befestigte Frauenschürze, die Stirnbinde zum Schutz der Augen und der die Schultern bedeckende Mantel von Fell, wie noch bei den Australiern, Pescherähs und Bojesmans; ferner die Schmucke und das dazu gehörige Tatowiren, wie das Durchbohren der Lippen, Nasen, Ohren rc.; ferner die Werkzeuge und Waffen u. dgl. m.

Statt der bisherigen Eintheilung der Menschheit in drei, fünf oder sieben Menschenrassen, wird von dem Verfasser eine auf tiefen historischen und fysiologischen Scharfblick beruhende in zwei Hauptrassen angenommen. „Ich bin — sagt derselbe — auf meinem Wege, die Sitten und Gebräuche, Kunstwerke, Einrichtungen, Sagen, Glauben und Geschichte der verschiedenartigsten Nationen betrachtend, zu der Ansicht gelangt, daß die ganze große Menschheit ein Wesen sei, wie der Mensch selbst, geschieden in zwei zusammengehörige Hälften, eine active und eine passive, eine männliche und eine weibliche.“

1) Die active, die kleinere Hälfte wird als fysisch schön und kräftig, mit fester, ausgeprägter Gesichtsform, überhaupt wie die kaukasische Rasse anderer Systeme, geschildert, und könnte ebenfalls so benannt werden. Da, wo sie rein und unvermischt auftritt, gilt für's Jünglingsalter der Apoll von Belvedere, für's Mannesalter der farnesische Herkules als Musterbild. In geistiger Hinsicht erscheint sie mit vorherrschendem Willen, Streben nach Herrschaft, Selbstständigkeit, Freiheit, Thätigkeit, mit Streben nach der Weite, Forschungssinn und Fortschreitung in jeder Weise; hierzu gehören z. B. die Perser, Araber, Griechen, Römer und Germanen. Diese Völker wandern ein oder aus, stürzen alte wohlbegründete Reiche, gründen neue, sind kühne Seefahrer; bei ihnen ist Freiheit der Verfassung, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht, obschon diese Nationen für alles Erhabene Sinn zeigen und dafür ihre Kräfte daran setzen. Wissen, Forschen und Denken tritt an die Stelle blinden Glaubens; hier gedeihen Wissenschaft und Kunst, und diese Nationen haben

darin das Höchste geleistet. Der Geist derselben ist in steter Bewegung, auf- und absteigend, aber immer vorwärtsstrebend. Ihre Heimath ist die gemäßigte Zone, von welcher aus sie alle übrigen erobert und beherrscht haben. In Ostindien, in Amerika, am Kap wie am Polarmeer, und am Aequator haben sie ihre Kolonien, — alle Punkte der Erde bis zu den äußersten Polen haben sie besucht, alle Klimate ertragen, aus allen Zonen sich Schätze in die Heimath gebracht. Ganz anders erscheint

2. die passive Rasse, welche die mongolische genannt werden könnte, mit völlig von der ersteren verschiedenen Schädelform, mit zurückliegender Stirn, großem Hinterhaupt, vorstehenden Backenknochen, meist stumpfer Nase, länglichen, auch wohl geschlitzten, schiefstehenden Augen, gefärbter Haut 2c. So z. B. die Chinesen, Mongolen, Malaien, Hottentotten, Neger, Finnen, Eskimos und (Ur-) Amerikaner. Ihre Grundform spricht sich zumal in den ägyptischen und indischen Bildwerken aus. Es scheint, daß die passive Rasse noch vor der activen sich auf alle Theile der Erde verbreitete, während die active sich nicht in Afrika und Amerika eingeboren, sondern nur als eingewandert findet. „Auch Europa — sagt der Verfasser — hatte eine solche passive Urbevölkerung, deren Ueberreste sich noch hie und da unter dem Landvolk nachweisen lassen. In den nach Norden zurückgedrängten Finnen, in den Bretons, den Iren, und vielleicht den Slawen dürften Reste der passiven Urvölker zu vermuthen sein, welche von den aus Asien gekommenen griechischen und germanischen Heldenschaaren unterjocht wurden. Wir finden überall auf Erden das passive Urvolk in seinen Sitzen gern verharrend, ohne Streben in die Ferne, gewissermaßen an das Kleine gebunden und daher auch dem Einflusse desselben mehr unterworfen, in großer Anzahl beisammen; es lebt harmlos und friedfertig unter dem Einflusse von Schamanen, beherrscht von den Oberhäuptern, die entweder dem Schooße des Volks selbst, als Aelteste, Reichste, Weiseste, entsprossen, oder als fremde Eroberer hereingekommen waren.

Diese passiven Nationen sind nicht ohne Kenntnisse und Erfindungsgeist, allein sie schreiten nicht oder nur höchst langsam fort; sie sind mit den ersten Resultaten der Beobachtung zufrieden; sie erfanden

die Schrift, allein deren Fortbildung zur Buchstabenschrift verblieb den aktiven Völkern anheimgegeben. Bei jenen findet sich eine geistige Trägheit, eine Scheu vor fortschreitendem Forschen und Denken, und ebenso mangelt ihnen die eigentlich freie, höhere Kunst; sie haben Gesetze, aber kein natürliches Recht, eine Seelenkunde, aber keine Filosofie, eine Heilmittelkunde, aber keine Medizin; es fehlt ihnen die eigentliche lebendige freie Wissenschaft; sie ahmen nach und gehen im gewohnten Gleise fort in Staats- und Religionsform, in Wissenschaft und Kunst, und lassen sich erst von Eroberern Neues aufdringen. Die passive Nation überzog alle Lande, und erwuchs zur zahlreichen ruhigen Bevölkerung, die erst im Jäger- und Fischerstande lebte und noch lebt; manche gingen in das Hirtenleben über, bis die zunehmende Volkszahl zum Ackerbau und zum Ansäßigmachen nöthigte. Mancherlei ward von Noth und Zufall erfunden, oder von auswärts erlangt, doch man verblieb, wie schon erwähnt, dabei stehen; die Priester bemächtigten sich der Herrschaft und der Wissenschaft; die Kunst benutzten sie zu ihren religiösen Zwecken, und der Zweck heiligte oft das Mittel; — so z. B. in China, Indien, Egypten. Mittlerweile war in dem Hochlande Asiens, um das Himalaya-Gebirge, ein anderes Geschlecht herangereift, den Körper kräftiger und schöner gestaltet, den Geist zu rastlosem Schaffen, zum Denken, Forschen, Dichten ausgerüstet. Und erst jagend, wohl auch raubend, zogen sie in mehr und mehr abgetrennten einzelnen Kriegerschaaren immer weiter in die Ferne, überwältigten die angetroffenen Staaten passiver Nationen, stürzten deren Priesterthum und machten sich zum herrschenden Geschlechte. An sich bildsam, eigneten sie sich der Ueberwundenen Kenntnisse und Fertigkeiten an, und, zum geistigen Schaffen und Fortschreiten befähigt, erhoben sich wenigstens mehrere zu immer höheren Kulturstufen. So glaubt der Verfasser, daß zu diesem begünstigten kaukasischen Menschenstamm auch die Eries der Südsee, die Inkas von Meriko, die Hiksos, welche Aegypten bezwangen, die Perser, welche die theokratischen Monarchien der Meder, Assyrer, Babylonier stürzten, gehörten, nächst den Heroen der Griechen, den Romuliden, welche die etruskischen Theokratien und Monarchien überwanden, und den Germanen; ebenso die Araber und Türken, die (von

den passiven Mongolen zu unterscheidenden) Tataren und die heldenmüthigen Tscherkessen, welche selbst dem östlichen Slawen-Koloß zu widerstehen suchen.

So wie die Ehe sich am glücklichsten gestaltet, wenn des Mannes standhafter Muth und kräftiges Streben und Wirken mit des Weibes Milde und häuslichem Walten sich paart, so auch bei der Verschmelzung der Völker, gleichsam den Völker-Ehen. Daher scheint jene höhere Kultur besonders da zu gedeihen, wo eine innige Verschmelzung beider, der aktiven und passiven Rassen, erfolgt, und sonach, mittelst Vereinigung der beiden eigenthümlichen Eigenschaften, der kriegerische, fortstrebende, sich leicht aufreibende Sinn der aktiven Rasse gemildert, der gemächliche, am Alten zu beharrlich hangende Sinn der passiven zum weiteren Fortgehen genöthigt wird; wo dann neben Landbau und andern gleichsam mehr passiven Gewerben, der entgegengesetzten aktiveren Rasse eigenthümlichere Beschäftigungen, waffenfertigende und ähnliche Gewerbe, Handel und Krieg, regeres Leben in das Volk bringt und durch beider Abtheilungen vereintes Wirken steigende Wissenschaftlichkeit und Kunst, geläuterte Religion und freisinnige, gerechte Gesetzgebung, und gegen außen eine gesicherte Stellung als das Gedeihen bringende Resultat sich ergibt, indem alle Elemente vertreten, alle Bildungsrichtungen zum Volkswohl beachtet und gefördert werden. Und dies mehr und mehr in Wirklichkeit und zur möglichsten Vervollkommnung und Veredlung des Ganzen auszuführen, scheint vor allen der germanische Volksstamm befähigt und berufen. In Rußland scheinen dagegen jene beiden Elemente noch nicht genügend verschmolzen zu sein, denn noch herrscht Despotie und die Knute über feige Knechtschaft, und es fehlt völlig der wahrhaft vermittelnde, fast nur den germanischen Nationen eigenthümliche Mittelstand. Während die slawische Grundbevölkerung wohl als älteste passive Rasse gelten möchte, scheinen die von ihr fysisch und geistig sehr abweichenden herrschenden Geschlechter und manche Kosakenstämme Abkömmlinge einer aktiven zu sein, der Gothen, normännischen Waräger und anderer germanischen Einwanderer, auch wohl mit den Germanen urverwandter, doch erst weit später aus Asiens Hochgebirgen angelangter Stämme, wie vom

Referent, Klemm's Ansicht folgend, in seinen „Blicken in die vaterländische Vorzeit," B. III. Heft 2. S. 141, erwähnt wird.

Mag Manchem aber auch diese Ansicht zweier Hauptrassen noch so befremdend erscheinen, so verdient sie dennoch nahe Beachtung, zumal da sich aus den bis jetzt erschienenen Bänden schon manche Begründung derselben ergibt und von den spätern noch näherer Erweis mit Zuversicht zu hoffen ist. Allerdings werden manche Annahmen und Folgerungen noch sorgfältig zu prüfen, auch wohl zu berichtigen sein, allein bei welchem gleichen umfassenden, bändereichen Werke möchte dies nicht ebenfalls der Fall sein und könnte bei jenem um so weniger Verwunderung erregen, als es eine neue Bahn zu verfolgen hat. Referent glaubt nicht zu irren, wenn er mit diesem Werke den Beginn einer neuen Periode, sowohl einer höhern, richtigern Ansicht von der allmäligen Ausbildung des Menschengeschlechts als bisher, wie der Bearbeitung derselben, erblickt, und sich um so dringender verpflichtet hält, im weiteren Kreise darauf hinzuweisen.

Nach dieser die größere Hälfte des ersten Theils einnehmenden allgemeinen Einleitung beginnt die kleinere zweite mit der speziellen Schilderung der Urzustände der passiven Menschheit, der Wilden in den Urwäldern, an den Seeküsten und in den sterilen Ebenen, und zwar der Indianer der südamerikanischen Urwälder, der wilden Fischer Neuhollands, wogegen der zweite Theil die amerikanischen Jägervölker und die schon höher stehenden Polarmenschen, die Grönländer, Eskimos, Nodkasund-Bewohner rc. behandelt. Von allen diesen werden körperliche und geistige Beschaffenheit, Nahrungsmittel, Kleidung und Schmuck, Wohnung, Geräthe und Waffen, Ehestand, Familien-, geselliges und öffentliches Leben, Spiel und Tanz, nebst andern Sitten und Gebräuchen, so wie Kriegswesen, Religion und höhere Kultur ausführlich geschildert und durch bewährte Quellen aus ältern wie den neuesten Reiseberichten belegt; Abbildungen (8 Tafeln des ersten, 31 des zweiten Theils) enthalten Gesichtsphysiognomien, Trachten, Geräthe, Waffen rc. der genannten Nationen, so daß sich dadurch deren Eigenthümlichkeiten um so deutlicher ergeben. Manche dieser Abbildungen ist aus des Verfassers eigener sehr bedeutender ethnografischer Samm-

lung entnommen, der sich eine alterthümliche und eine andere der bei der Kulturgeschichte der Nationen besonders in Betracht kommenden Naturprodukte anreiht, alle drei im gegenseitigen nahen Bezug auf einander, und zu solchen Forschungen unentbehrlich; — so wie er überhaupt zu dieser als kritischer Forscher besonders befähigt ist, zugleich mit der Literatur- und Sprachkunde, wie mit den historisch-geografischen, naturkundlichen rc. Wissenschaften, und ebenso mit dem Alterthume, als den neuesten Volkszuständen nahe vertraut; dabei noch unterstützt durch eigene Reise-Beobachtungen, wie durch Verkehr mit Reisenden ferner Zonen; durch dies Alles begünstigt, konnte es ihm allerdings gelingen, einen auf Thatsachen und scharfsinnigen Folgerungen beruhenden neuen, ergebnißreichen Weg einzuschlagen. Bei jener Angabe der geschilderten geistigen und materiellen Gegenstände wird der Leser selbst ermessen, welcher Reichthum an Nachrichten und Beobachtungen dargeboten ist, und welch ein vielseitiger Stoff zugleich zu der interessantesten Vergleichung der verschiedensten Nationen, die um so resultatreicher sein wird, je mehr das Werk sich dem Schlusse nähert. Und wem die Kulturgeschichte im völligen Ueberblicke nicht von hohem Interesse sein sollte, der wird dennoch in den bisher noch nirgend so vollständig dargebotenen und umsichtig ausgewählten, begründeten Schilderungen der Nationen gewiß einzelne Bildungsrichtungen und Bildungsmittel, Zustände und Vorfälle finden, welche für ihn von besonderer, neue Aufschlüsse gewährender Wichtigkeit sind, sei es das religiöse, das staatliche (politische), das ärztliche, artistische oder gewerbliche Verhältniß, oder gelte es den Sitten und Gebräuchen, den Geräthschaften rc. Beispielsweise sei nur auf die Lage der Frauen hingewiesen, die wir bei jenen Völkern im Zustande der tiefsten Erniedrigung erblicken. Der Mißhandlung, Wegjagung, ja selbst unbestraft bleibender Tödtung ausgesetzt, sind sie nur Dienerinnen des Mannes, ohne Rechte und ohne Würde; ihnen kommt nicht allein die Besorgung der Hauswirthschaft zu, sondern auch manche für das weibliche Geschlecht nicht geeignete harte und schwere Arbeit, das Fertigen von Geräthschaften, das Heimtragen des vom Mann erlegten Wildes rc., während dieser nur für Krieg und Jagd und die dazu nöthigen Waffen besorgt ist. Und diese beklagenswerthe Behand-

lung der Frauen findet sich nicht allein bei den amerikanischen und australischen Wilden, sondern auch bei den schon auf einer etwas höhern Kulturstufe befindlichen Polarmenschen. Von diesen, zumal den Eskimos, heißt es B. II. S. 210: „Der Mann schafft die Stoffe zur Nahrung und Kleidung herbei, macht sein Jagdgeräth, zimmert die Boote und die Frau überzieht sie dann mit Leder. Er jagt und fischt, und wenn er seine Beute zu Lande gebracht hat, so bekümmert er sich nicht weiter darum; es wäre ihm eine Schande, den Seehund aus dem Wasser auch nur an das Land zu ziehen. Die Weiber schlachten, kochen, gerben die Felle, und machen daraus Kleider, Schuhe und Stiefeln, und alles mit den einfachsten Werkzeugen. Sie bauen die Winterhütten und Sommerzelte, und wenn sie sich noch so sehr plagen, sehen die Männer ganz ruhig zu rc." Welch reicher Stoff findet sich hier nicht zur weiteren vergleichenden Verfolgung des Zustandes der Frauen durch die lange Reihe der ältern und neuern Nationen, von jener traurigen Lage, rohen Behandlung und Unterwürfigkeit bis zu der bessern Achtung bei den Orientalen, jedoch noch mit Erkauf als Handelsartikel und mit eifersüchtiger Einsperrung verbunden; dann aber bis zu der hohen, würdevollen Stellung, welche die edelsten und gebildetsten Gattinnen bei dem germanischen Stamme in der Jetztzeit einnehmen, und zu welcher gerechter Weise ihnen gebührenden Stufe nur von der die gleiche Würde aller Menschen und die Heiligkeit der Ehe fordernden erhabenen Christus-Lehre der Weg gebahnt ward. — Und so wird zu unzähligen andern Beziehungen dies Werk reichen Stoff zur Belehrung und zugleich zur angenehmen Unterhaltung gewähren. Eine dem ersten Bande beigefügte Beilage: „Fantasie über ein Museum für die Kulturgeschichte der Menschheit," fordert zur Errichtung solcher Sammlungen auf, welche Fürsten, Sammlungs-Direktoren und reiche Privatpersonen nicht unberücksichtigt lassen sollten.

Von den zahlreichen Resultaten, welche die Betreibung der Kulturgeschichte der Menschheit darbietet, gebührt dem die höchste, oberste Stelle, daß es mit der Vervollkommnung und Veredlung des Menschengeschlechts im Allgemeinen vorwärts gehe, mögen auch hier und da für einige Zeit Rückschritte geschehen, bis das Gute, Wahre und

Schöne von Neuem den Sieg erringt, so daß der besorgteste Menschenfreund deßhalb beruhigendes Vertrauen fassen kann. Der edle Herder war von dem Fortschreiten des Menschengeschlechts im Ganzen auf dem Wege der Vervollkommnung innigst überzeugt, und rief in jener Schrift den Bedenklichen zu: „Dies ist mein Glaube, laßt uns hoffen und handeln.“ Und ebenso spricht sich Klemm, am Schlusse der Einleitung, aus: „Die Geschichte aber wird uns zeigen, wie, trotz aller Hindernisse, die Menschheit dennoch überall und stets im Fortschritt zu höhern Stufen der Kultur begriffen ist, und wie in diesem Bestreben ein Volk auf das andere, ablösend und fortsetzend, in ununterbrochener Reihe gleich den Wellen des Meeres folgt, welche rastlos gegen die starren Felsen oder die Dämme der Menschen andringen.“ — Der Beweis dafür wird sich aus jener Kulturgeschichte näher ergeben.

Karakteristik der Zeit.

Gespräche und Glossen auf verschiedenen Rheinfahrten, über vaterländische und andere Zustände.

Fünftes Gespräch.

Ein mit den verschiedenartigsten Flaggen geschmücktes Dampfschiff nahm mich bei Ober-Wesel an Bord. Um dem sogenannten baljeter (aldegunder) Waldmarkt beizuwohnen, und das Treiben der hunsrücker Bevölkerung in der Nähe zu beobachten, hatte ich von Mainz den Schulweg über Trier eingeschlagen, der mich einen Spaziergang von etwa 70 Stunden hatte machen lassen. Was aber sind jetzt 70 Wegstunden? Legen sie nicht die Schiffe der kölnischen Gesellschaft mit der größten Bequemlichkeit in einem Tage zurück, und ist die Strecke von Straßburg bis Köln, welche sie von Morgens 5 bis Abends 11 Uhr durchrudern, nicht viel größer?

Der Ausflug über Koblenz, Bertrich, Wittlich, Trier, Igel, Neu-

magen, Zell, Kastellaun, Pfalzfeld und Ober-Wesel, den ich in vier Tagen gemacht, während deren ich mehre Stunden an allen eben bezeichneten Orten mich aufgehalten, war an Ereignissen und Abenteuern überreich gewesen. In Bertrich, in Wittlich, in Trier war ich mit dem weiblichen Schinderhannes, der berüchtigten Gräfin von Hutten, zusammengetroffen, und von Hetzerath bis Trier in einem Beiwagen allein mit ihr gefahren. Zwischen Bertrich und Gillenfeld hatte ich die merkwürdigen erloschenen Feuerberge besucht, den erstgenannten Badort und seine Umgegend in sofern kennen gelernt, daß beide für mich sehr interessant geworden. Die alten Vehmplätze von Bullay und Drohn hatten in hohem Grade meine Aufmerksamkeit gefesselt und den Entschluß in mir festgestellt, dies in so vielfacher Beziehung höchst wichtige Land genau zu durchforschen.

Denn außer den bereits oberflächlich angedeuteten Merkwürdigkeiten enthält es auch uralte Vertheidigungs-Werke, Ringwälle, Wacht- und Opfer-Stätten, Lauf- und Verbindungs-Gräben ꝛc., die aus den ältesten Zeiten herrühren und deren Erbauer wohl ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt an der Mosel, wie zwischen diesem Flusse und dem Rhein gehaust haben. Die viel spätern Befestigungs-Werke der Römer, namentlich der bisher gänzlich unbekannte westliche Pfahlgraben, welcher sich, von Koblenz bis Bingen, über die dem Rhein zunächst stehenden Gipfel und Bergrücken erstreckt, entstand erst seit Julius Cäsar und erhält dadurch etwas durchaus Eigenthümliches, daß er die alte Landwehre der Eingebornen in sich aufgenommen. Das in allen diesen geschichtlichen Einzelnheiten so wenig genau gekannte Eifel- und Hunsrück-Land hatte mir, selbst auf dem ersten Durchfluge, eine so große Zahl weithin reichender Forschungs-Motive geboten, daß ich schon acht Tage nachher dasselbe abermals durchstreifte. Seitdem habe ich wenigstens zwanzigmal seine einzelnen Punkte wieder besucht.

Auf solche Weise Gemüth und Geist mit den verschiedensten Eindrücken überfüllt, reizten die bunten Flaggen und Wimpel des von mir betretenen Schiffes nicht einmal meine Neugier, und hätte nicht zufällig ein Reisender in ein Gespräch sich mit mir eingelassen, würde

ich vielleicht gar nicht erfahren haben, daß alle die vielfarbige Leinwand zu Ehren der Prinzessin Klementine, Tochter des Königs der Franzosen und Gemahlin eines Prinzen von Koburg-Kohary, aufgezogen worden. Das ächt bourbonische Gesicht der Prinzessin, die etwas starke Nase und der angenehme, geistreiche Ausdruck der Züge machte die Hauptperson auf den ersten Blick erkennbar. Der Prinz, ein junger, blonder, liebenswürdiger Mann von hoher Gestalt und kräftigem Ansehen, war von der rücksichtvollsten Aufmerksamkeit für seine hohe und talentvolle Gemahlin beseelt, die ihrerseits, so viel ihr königliches Wesen es gestatten wollte, mit Vertraulichkeit gegen den Gemahl sich benahm.

Eine alte erzfranzösische Marquise oder Comtesse, mit magerer Habichtsnase und weit vorstehendem Kinn, einigen Warzen im Gesicht, die man in der Entfernung für Schönpflästerchen halten konnte, übrigens begabt mit einem Babil, der zu den Zeiten des Petit-Caporal noch séduisant sein mochte, war die einzige standesgemäße Person, welche die Prinzessin zu ihrer Reise sich attachirt. Ein Hofkavalier, ein schöner Mann, schien in gleicher Beziehung des Prinzen alleiniger Begleiter, dem sich ein zweiter Herr beigesellt, der nicht zu dem Gefolge der Prinzessin zu gehören schien. Mit beiden unterhielt ich mich später. Der erste hinterbrachte getreulich dem Prinzen, was er für diesen interessant erachtete. Die Prinzessin hörte aufmerksam zu, und ein leichtes, fast unbemerkliches Kopfnicken deutete manchmal die beifällige Aufnahme an, welche dem Mitgetheilten zum Lohn wurde. Da der Hofkavalier nach seiner Berichtabstattung eine weitere Unterhaltung nicht mehr zu suchen schien und ich meinerseits von der mit ihm geführten keinen zu bestimmenden Nutzen zur Bereicherung meiner Erfahrung oder Menschenkenntniß erworben, war es mir gewissermaßen lieb, dieses höflichen Fragers mich entledigt zu sehen, weil ich nun mit andern Leuten mich unterhalten konnte, bei denen der Gedanken-Austausch, weil nicht durch Vorbehalt oder Etikette beschränkt, befriedigender genannt werden durfte.

Der Reisende, welcher mich zuerst in das Geheimniß jenes Flaggen-Luxus eingeweiht, und der Veranlassung geworden, daß einige meiner

Andeutungen bis zu den Ohren der Prinzessin gelangt waren, fühlte sich durch die gezwungene Haltung ihrer Begleiter verletzt.

„Ich bemerke hier nichts von der Popularität, deren die jüngere Linie so angelegentlich sich befleißigt haben soll," sagte er. „Ist es nach dem französischen Schicklichkeits-Gefühl auch nicht zulässig, daß die Tochter, wie der Vater, die Leute mit einer **Poignée de mains** beehrt, so ist doch ein großer Unterschied zwischen dem Benehmen, welches man freundliche Herablassung nennt, und der Gouvernanten-Sprödigkeit, die ebenso zurückstoßend als jene herzgewinnend ist."

— Rechten Sie nicht mit dem Herzen, nicht einmal mit dem Verstande, entgegnete ich, sondern mit der eingelernten Sitte, die freilich oft gegen die höhere Vernunft verstößt. Wie kann eine hochstehende Dame anders sich benehmen, da ihr von Etikette-Maschinen von zartester Kindheit an vorgepredigt wird, daß sie ja recht zurückhaltend, recht einsilbig und kalt sein müsse, um ihren Rang zu behaupten und ihre Würde zu bewahren?

„Entschuldigen Sie, wenn ich widerspreche. Man kann mir in meiner Jugend Manches eingelernt haben, dessen Unstatthaftigkeit ich später einsehe und das ich mithin verwerfe. Seien Sie überzeugt, daß jeder, ich will nicht sagen, mit überlegenen, sondern nur mit wirklichen Geisteskräften Ausgestattete das Bedürfniß tief empfindet, über einseitige Vorurtheile, welche nur zu oft in Mißbräuche ausarten, sich hinwegzusetzen, während jene eingelernten Formen der Zurückhaltung allein dazu dienen, Einseitigkeit zu verbergen. Hundert gegen eins gewettet, so wird ein geistreicher Mensch, wenn er mit einem andern von höherer Bildung und ähnlichem Schlage zusammentrifft, nicht kalt, untheilnehmend und geringschätzig deßhalb auf ihn herabblicken, weil er statt eines schwarzen Seidenhutes einen gelben Strohhut trägt, oder weil sein Haar nicht künstlich geringelt und mit Pommade gesalbt ist, oder weil die Schleife seiner Halsbinde nicht nach der neuesten Vorschrift der Mode geschlungen, oder ..... was gibt es nicht all für sogenannte Schicklichkeits-Regeln, denen zu Gefallen Jemand von Welt und gutem Ton mit einem Andern nicht verkehren darf, der jene Regeln mißachtet, oder sie nicht kennt ..."

— In dieser Beziehung haben Sie Recht. Ich habe immer gefunden, daß nur Einseitigkeit unaufhörlich auf ihrer Hut ist, keinen Schritt außer ihrem Kreise wagt und in ihrer Aufklärung noch nicht so weit gediehen ist, um sich Mittel zu sichern, wodurch sie den Rücken sich zu decken vermag. Höhere Verstandeskraft leitet willkürlich die Unterhaltung. Sie bedarf nur eines Wortes, nur eines Winkes, nur einer Körper-Bewegung, um jene auf ein anderes Feld als das ihr nicht beliebige zu versetzen. Sie spielt mit den Schwierigkeiten, unter denen die stolze Einseitigkeit zu erliegen fürchtet, und nichts beurkundet auffallender die Schwäche dieser letzten, als eben die Zurückhaltung, deren sie sich gleich eines Schildes bedient, um Verstandes-Hiebe und Stiche abzuhalten. Was macht das aber im Ganzen? Der menschliche Verstand verfolgt unaufhaltsam seinen Weg. Er erforscht die Mittel, welche zur Beförderung seines Zweckes dienen. Er weiß, daß möglichste Vervollkommnung seine Bestimmung ist. Darum blickt er über das Kleinliche hinweg zu dem Höhern, welches allein ein befriedigendes Ergebniß zu gewähren vermag.

„Gewiß; und darum bin ich auch überzeugt, daß die nächste Umgebung der Höchststehenden eine nicht unwesentliche Schuld auf sich bürdet, wenn sie ihre eigne Mangelhaftigkeit auf die irdischen Gipfel der Macht überträgt. Das am meisten Emporgehobene soll am hellsten weithin leuchten, gleich den Spitzen der Alpen und des Himmaleh, die man im Sonnenlicht strahlend schon in der Entfernung mehrer Tagreisen gewahrt, während die Kuppen und Rücken zu ihren Füßen noch im Dunkel der Nacht begraben liegen. Allein das ist leider das Verhängnißvolle, daß diese tief gestreckten Rücken sich für hohe Häupter halten, befähigt, ihre Schatten auf jene Kolosse werfen zu können, welche sie um viele Staffeln überragen. Und das ist das Verderbliche, daß die Menge der an ihren Abhängen und in ihren Schluchten Wohnenden sie wirklich als die Spender des Lichts, der Wahrheit und Weisheit betrachtet.“

— Ach Gott, wie wenig gehört dazu, dem großen Haufen zu imponiren. Wie wäre es sonst möglich, daß an sich untergeordnete Fähigkeiten große und wichtige Rollen spielen könnten? Ich kenne Per-

sonen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie, wie man im Leben sagt, die Glocken des Verstandes haben läuten hören, ohne zu wissen, wo sie hängen. Bei jeder Veranlassung drängen gerade diese Leute sich hervor, recken sich auf ihre Fußspitzen in die Höhe und krähen: „Da bin ich!“ Sie machen überall und immer die Redner, oder vielmehr die Schreier, und der Unsinn, den sie in die Welt hinausschreien, wie lächerlich er an sich auch sei, sichert ihnen nichtsdestoweniger einen gewissen Einfluß, mithin eine Achtung, die nach und nach bis zu wirklich ausgezeichneten Stellungen sie erhebt. Vor Andern bücken sich Vornehme und Geringe, nicht etwa weil man sie persönlich achtet, sondern weil sie einige tausend Thaler mehr im Vermögen haben, als andere. Durch welche Mittel sie ihr Vermögen erworben, darum kümmert sich Niemand, obgleich Viele wissen, daß jene Mittel oft nicht die lobenswerthesten waren.

„Das ist der Welt Lauf, und ich darf Ihnen wohl sagen, daß in Ihrer Bemerkung nichts Neues ist. Dergleichen Umstände und Ereignisse hat man von jeher gesehen, sieht sie fortwährend und wird sie auch in Zukunft sehen, insofern dem menschlichen Begriffs-Vermögen nicht ein anderer, vernunftgemäßer Kanal eröffnet werden wird. Aber ich zweifle sehr, daß das sobald, als es wohl zu wünschen wäre, auch nur geschehen könnte. Die Menschheit hat noch so viel an sich zu bessern, was sie unachtsam oder böswillig hat verderben lassen, daß, bevor dieser Verlust möglicher Gedeihlichkeit nicht wieder ausgeglichen ist, sie an einen wirklichen Fortschritt ihres Zustandes nicht denken kann.“

— Eine bittere Bemerkung, die leider nur zu wahr ist. Wohl kann man auf uns im Allgemeinen anwendbar machen, daß wir nichts gelernt, nichts vergessen haben. Die dreißig Friedensjahre haben uns in sittlicher und gesetzlicher Beziehung mehr rückwärts als vorwärts gebracht. Ist denn eine schreckliche, durch Blut und Thränen befruchtete Anregung unumgänglich nothwendig, um neue Spannkraft in die Muskeln des Volkslebens überzutragen? Fast sollte man es vermuthen, wenn man die beispiellose Versumpfung bemerkt, in welche unser gesellschaftlicher Zustand allmälig gerathen ist, und worin er gegenwär-

tig stagnirt, wie das die mefytischen Ausdünstungen der Gleichgültigkeit für alles Edle und Bessere, der Vergeudung, des Scheinlebens, des Schwindel=Verkehrs, der Gesinnungs= und Gewissenlosigkeit beweisen, des tödtlichen Giftes der Muckerei und des Jesuitismus nicht einmal zu gedenken.

„Traurig, daß das wahr sein muß, daß wir in einer Zeit leben, wo die Vernunft nicht geachtet, die Erfahrung mit Füßen getreten wird. Die ohne sittliche Aufsicht von Seiten der Eltern und Lehrer in einer fast unglaublichen Verwilderung heranwachsende Jugend bereitet uns und sich selbst eine schreckliche Zukunft. Die in solcher Verwilderung und mit deren verhängnißvollen Grundsätzen sich ausbildende Generation, welche das jetzt in der Reife stehende Geschlecht zu ersetzen hat, wirkt auf dies letzte nur theilweis ein. Die ganze Last ihrer Entartung wird sie selbst einst zu tragen haben. Was aber — ich frage Sie als ruhig beurtheilender Mann — kann aus einem Knaben, einem Jüngling werden, der es sich zur Lieblings=Aufgabe, beinahe zur angelegentlichsten Pflicht macht, Aeltere zu verspotten, zu verhöhnen; der, mit der langen Tabaks=Pfeife oder der Zigarre im Munde, nicht allein einer durchaus unnützen Vergeudung sich befleißigt, der auch, mit Ueberwindung alles natürlichen Ekels, eine Gewohnheit sich aneignet, die ihn weder männlich noch anständig macht, sondern ihm vielmehr das Ansehen eines lullenden Kindes gibt und ihn häufig zum Trunkenbolde herabwürdigt, der dadurch seine Säfte verdirbt, die Entwickelung seiner Körperkraft hemmt, alle jugendliche Frische verscheucht, seine Nerven überreizt, mithin abspannt, zwanzig Jahre seines Daseins muthwillig in die Schanze schlägt und die vierzig oder fünfzig Jahre, auf welche er im äußersten Falle sich Rechnung machen darf, in einem fast beständigen Siechthum und in einer Unzufriedenheit zubringt, die sein Ende noch mehr beschleunigt?“

— Warum findet sich kein wohlwollender Menschenfreund, kein Lehrer, der den Knaben oder Jüngling, welcher einen für ihn so verderblichen Weg betritt, auf das für ihn so Schädliche seines Verfahrens aufmerksam macht, der ihm einfach und wahr erklärt, und durch die Anschauung eines von Tabaks=Saft durchätzten Magens ihm die

persönliche Ueberzeugung gibt, welche Zerrüttung durch zu frühes Tabaksrauchen in dem nothwendigsten und vorzüglichsten Organ des thierischen Lebens veranlaßt wird?

„Die Antwort ist leider nicht schwer und, wie heut zu Tage gewöhnlich, betrübend. Die meisten Lehrer sind froh, wenn sie nothdürftig den speziellen Unterricht, auf den sie hingewiesen sind, ertheilt haben; alles Andere ist für sie vom Uebel. Ueberwachung ihrer Zöglinge aber außer den Lehrstunden wird von der Mehrzahl jener Lehrer, aus selbstsüchtiger Bequemlichkeit und daraus entspringendem Uebelwollen, als etwas so Ungebührliches, so Tirannisches bezeichnet, daß sie eine „Zumuthung" dieser Art mit Nachdruck zurückweisen. Und doch würde ein gut gemeinter Rath, durch überzeugende Beweise unterstützt, nicht ohne entscheidenden Einfluß auf jugendliche Gemüther sein. Die ersten Ausbrüche der Kraftentwickelung, beim Menschen wie beim Thiere, sind selten wohl verstanden und richtig überlegt. Es gebricht der Jugend an der Grundlage der Erfahrung, welche überhaupt die menschliche Klugheit bedingt. Deßhalb kann man es weniger den jungen Leuten als Vergehen anrechnen, wenn sie gegen das Vernunftgemäße verstoßen, als denjenigen, welche sie pflichtschuldig auf diesen Mißgriff aufmerksam machen sollten, und es unter nichtigen Vorwänden nicht thun."

— Sie sprechen in diesen Worten meine volle Ueberzeugung aus. Der Knabe oder Jüngling, wenn er etwas Unrechtes thut, handelt nicht mit Ueberlegung oder Vorbedacht, wie der im Weltgewühl gereifte Mensch, sondern in Folge einer plötzlichen Aufbrausung, die man gewöhnlich Unbesonnenheit nennt, ein Wort, das die Sache ziemlich gut bezeichnet. Daher rühren denn auch unsre Sprüchwörter: „Jugend hat nicht Tugend; Jugend will austoben; sich die tollen Hörner ablaufen rc." Allein gerade diese Sprüchwörter beweisen, daß man es von jeher vernachlässigt hat, heranreifende Kinder möglichst richtig von solchen Begriffen zu durchdringen, welche ihnen zum eigenen Besten gereichen, welche ihnen am nächsten stehende unschädliche Vergnügungen und Genüsse, erlaubte und befriedigende Zerstreuungen von solchen unterscheiden lassen, wodurch sie ihre Gesundheit untergraben,

ihre Sitten verderben, ihre Geistes-Entwickelung beeinträchtigen und sich in Unehre, Verlust und Elend stürzen.

„Ich halte dafür, daß es allgemein ersprießlich und auf den moralischen Zustand der Gesammtbevölkerung wohlthätig einwirkend sein würde, wenn jeder Ort und in größern Städten jeder Bezirk sein eignes, von der Einwohnerschaft ohne fremde Einmischung gewähltes Sittengericht hätte. Wie viele Vergehen und Verbrechen könnten durch freundlichen Zuspruch unter vier Augen, oder wo dieser nicht mehr fruchtet, durch förmliche Vorladung, Abhörung und Zurechtweisung verhindert werden? Es versteht sich von selbst, daß in dieser Beziehung ebensowohl Kleinigkeitskrämerei als Großthuerei vermieden werden muß. Jedes Mitglied des Sittengerichts habe sich von der höhern, nützlichen Aufgabe, zu der es berufen worden, möglichst zu durchdringen. Nach einigen anfänglichen Mißgriffen werden sich bald befriedigende Ergebnisse bieten. Beharrlichkeit sei der Sinnspruch aller derjenigen, welche eine Besserung des gegenwärtigen, immer verhängnißvoller sich gestaltenden gesellschaftlichen Zustandes ernstlich wollen. Mit kleinen Anfängen und Mitteln kann man oft die größten Zwecke erreichen."

— Gewiß, gewiß. Sehen wir das nicht selbst in den halben, die Sache von hinten angreifenden Maßregeln, deren man sich jetzt bedient; sehen wir es nicht in den Gefängniß-Vereinen, deren Streben auf die Besserung verurtheilter Verbrecher und auf die Ueberwachung derselben nach ihrer Entlassung aus der Strafzeit hinzielt? Traurig ist es freilich, wenn man bemerkt, daß der Mensch immer auf irgend eine Weise gegen die Gesetze sich vergangen haben muß, um würdig erachtet zu werden, seiner sich anzunehmen und für sein zeitliches wie für sein Seelenheil zu sorgen. Hunderte leicht zum Guten zu leitende Kinder und Jünglinge bleiben dagegen sich selbst und ihrer Unerfahrenheit, mithin den Fallstricken des Lasters überlassen. Einmal darin gefangen, läßt man sie so lange gegen sich selbst, gegen die Gesellschaft und deren Gesetze ankämpfen, bis sie irgend ein strafwürdiges Verbrechen begehen, wonach man sie schonungslos verurtheilt und in ihnen die eigene Verwahrlosung bestraft, deren man sich gegen sie schuldig

gemacht. Wann wird man endlich einsehen, daß solch Verfahren gegen die gesunde Vernunft, daß es gegen den göttlichen Willen ist? Darum hat der Allweise die mehr im Alter vorgerückten Menschen mit kälterer Ueberlegung, mit richtigerer, weil auf Erfahrung begründeter, Verstandeskraft, mit größerer Nachsicht und Ruhe ausgestattet, damit sie das Ergebniß von dem Allen leitend und nutzbringend auf das jüngere Geschlecht anwendbar machen. Freilich ist es durch unsre Verbildung und unser Scheinleben so weit gediehen, daß überlegene Geisteskraft, Ordnungsliebe, richtige Lebens-Erfahrung und Praxis nicht mehr im Allgemeinen dem reiferen Alter zustehen, und daß jene patriarchalische Würde, auf wirkliche Vorzüge des Verstandes und Herzens gestützt, welche in frühern Zeiten so ehrfurchterweckend und einflußreich war, unter uns immer seltner wird.

„Sie berühren eine Saite, die oft schauerlich in meinem Innern wiedertönt. Für mich ist es ein ebenso betrübender als zurückstoßender Anblick, wenn ich einen jugendlich herausgeputzten, vielleicht geschminkten Greis, mit falschem Lockenhaar, falschem Gebiß, falschen Achseln, Hüften und Waden begegne. Es ist unmöglich, ein lächerlicheres Wesen sich zu denken. Wie kann man es einem Jüngling verargen, der einer solchen Marionette gegenüber seiner Laune nicht Meister bleibt und Spöttereien über ein Zerrbild sich erlaubt, das sich selbst zur lebendigen Vogelscheuche macht? Wie soll der Knabe nicht lachen, wenn er sogenannte Damen (welche Bezeichnung jetzt bald von jedem Waschweibe in Anspruch genommen wird) mit ihren Stutzschleppen die Straßen fegen, Staubwolken aufwühlen und ihre Untertheile in Schmutzwinkel verwandeln sieht. Sein natürliches Gefühl sagt ihm, daß solch Verfahren nicht allein ekelhaft, sondern selbst strafwürdig ist, und daß ein Frauenzimmer, welches sich dadurch ein anständiges Ansehen zu geben vermeint, in ein Narrenhaus gehört."

— Der Ausdruck ist etwas stark, doch nicht ganz ungerecht. Ich kenne nichts lächerlich Gehässigeres als ein Frauenzimmer, das sich bemüht, öffentliches Aufsehen zu erregen. Lebte Pater Abraham a Sankta Klara in unsrer Zeit, er würde über die Verschrobenheiten und das Scheinleben der Menschen aus der Haut fahren. Seine Predigten ge-

gen die von ihm also betitelten „Frauen-Gassen“ (im Gegensatz zu den Frauenzimmern) würde nicht mehr blos von der bittersten Ironie übersprudeln, sondern eben so einschneidend sein müssen, als seine Wiederrufung des erzürnten Ausfalles: „daß Weiber, welche sich nicht schämen, ihr Fleisch wie zum Verkauf zu entblößen, nicht werth seien, daß sie der Teufel hole.“ Durch Einschärfung genöthigt, diesen als zu stark bezeichneten Ausdruck zurückzunehmen, sagte er am folgenden Tage: „Es thut mir leid, daß ich gestern gesagt, schamlose Weiber seien nicht werth, daß sie der Teufel hole. Ich wiederrufe diesen Ausdruck und sage heute: ja, sie sind werth, daß sie der Teufel hole.“

„Eines solchen Sitten-Predigers würden wir mehr noch bedürfen, als der Hof der Kaiserin Maria Theresia, den Pater Abraham mit schonungsloser Strenge züchtigte. Wie unendlich Vieles würde er zu rügen haben, am meisten aber unsere Verbildung, die den Verstand mit unpraktischen Kenntnissen füllt und das Herz gänzlich leer läßt. Wo denkt man jetzt daran, das Herz zu bilden? Sprechen Sie einmal mit einem Erzieher oder öffentlichen Lehrer von Herzens-Bildung, und er wird sie mit großen Augen ansehen, vielleicht nicht einmal wissen, was Sie sagen wollen. Die meisten Mißbestände unsers gesellschaftlichen Lebens rühren aber gerade von dieser Vernachlässigung der Herzens-Bildung her. Wie kann ein herzloser Mensch richtig fühlen, wie kann er, weil es ihm an Tiefe des Gefühls gebricht, instinktgemäß das Gute vom Bösen unterscheiden?

„Wahrlich, die Herzens-Verwilderung unseres Geschlechts ist so groß, daß je länger je mehr, eine furchtbare Krisis dadurch vorbereitet wird. Im Einzelnen wie im Ganzen gehört rein menschliche Theilnahme an dem Geschicke Anderer schon jetzt zu den Seltenheiten. Mit Gleichgültigkeit vernimmt man Unglücksfälle, von denen man nicht selbst betroffen wird, und spricht davon, wie von einer Neuigkeit, die wohl noch Interesse, aber nicht mehr Mitleiden erregt. Diese herzlose Stimmung ist durch alle Stände vorwaltend. Der hochgestellte Beamte scheut sich nicht, Zeit und Mühe seines Untergebenen, oder, und noch mehr, solcher Personen, die angestellt oder nützlich verwendet zu werden wünschen, unter allerlei Vorspiegelungen dergestalt in Anspruch zu neh-

men, daß ihnen fast keine Stunde der Erholung und Ruhe bleibt, während er dem Vergnügen lebt, und davon übersättigt endlich in Langeweile verfällt. Der Geschäftsmann verfolgt nur seinen individuellen Vortheil und nimmt nicht die geringste Rücksicht auf den Schaden, den er, in Verfolgung seiner selbstsüchtigen Zwecke, Andern verursacht. Mag der von ihm Ausgebeutete ein Familienvater sein, mögen dessen Frau und Kinder darben müssen, während er schwelgt und die Summe, um welche er den Andern verkürzt, leichtsinnig verschwendet, was kümmert er sich darum? Sein Gewissen fühlt sich durch solch Verfahren nicht im Mindesten belästigt. Er spricht selbst noch von „Ehrgefühl" und hält sich für einen Mann, gegen den im Punkte der Ehre und Rechtschaffenheit nichts gesagt werden könne, weil nicht geradezu ein Artikel des Strafgesetzbuches gegen sein Verfahren anzuwenden ist. Das allein meidet und fürchtet er; die Gesetze des Herzens und der Menschenliebe aber kennt er nicht. Jeder Böse entschuldigt sich damit, daß er nicht vereinzelt stehe, sondern daß es hundert, ja tausend ihm ähnliche, vielleicht noch schlimmere Böse gibt. Ueberhaupt sagt man nicht mehr: „Ich bin noch nicht so gut," sondern: „Ich bin noch nicht so schlecht wie Jener." Also nicht mehr der Bessere, sondern der Schlechtere dient als Beispiel, und wenn es um Nachahmung zu thun ist, strebt sie nicht nach oben, sondern senkt sich nach unten. Was aber soll aus dem Menschengeschlecht werden, wenn diese Neigung immer mehr sich ausbildet, wenn sie immer vorwaltender wird?..."

— Die Frage ist schon oft aufgestellt worden, so oft, daß man sie beinahe lächerlich findet, weil man sie als unnütz und überflüssig erachtet. Von tausend Menschen werden dadurch kaum zehn zu tieferem Nachdenken über ihr Geschick und das der Gesellschaft, in der sie leben, veranlaßt, die wenigen, welche sich darum noch kümmern, sehen bald ein, daß sie mit dem besten Willen und mit allem ihnen zu Gebot stehenden Einfluß nichts zu ändern vermögen. Darum lassen auch sie „der Welt ihren Lauf," gleichviel ob dieser zu voraussichtlichem Bösen, vielleicht zum Untergang einzelner Gemeinschaften und Staaten führe, oder nicht. „Nach uns die Sündfluth," ist das allgemeine Losungswort geworden.

„Der Ausspruch ist entsetzlich. Sollte man es glauben, daß die

überlegene Geisteskraft des gebildeten Menschen wirklich solch' vernichtendes Ergebniß herbeiführt? Die in Halbgesittung Lebenden würden also glücklicher zu preisen sein, als die, deren Verstandes-Schärfe die Wunder des Kunstfleißes hervorgebracht. Welche wirklichen Genüsse werden diesen letzten dadurch zu Theil? Werden sie dadurch glücklicher, zufriedener, oder tritt nicht gerade der entgegengesetzte Fall ein? Es ist traurig, wenn man gestehen muß, daß fast alle unsre Fortschritte in materieller Beziehung durch moralische Rückschritte verbittert werden. Die Abirrung vom Wege der einfachen Vernunft wird so lange dauern, bis das Schicksal bessernd eingreift."

„Also glauben auch Sie an eine Wechselwirkung zwischen Schicksal und Verstand. Ich habe lange darüber nachgedacht und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß es keinen deutlicheren Beweis von der göttlichen Allweisheit und Allmacht gibt, als dies plötzliche Eingreifen des von uns so sehr gefürchteten Geschicks auf die menschlichen Pläne und Vorausberechnungen. Daß es von jeher so gewesen, bezeugt der in in allen Sprachen und bei allen Völkern vorkommende Spruch: „Der Mensch denkt, Gott lenkt." Wohin würden wir gerathen, wenn es nicht so wäre? Unser Streben, einmal auf unrechter Bahn, lenkt nicht wieder ein, sondern dringt auf derselben unaufhaltsam fort. Jeder kleine Irrthum veranlaßt einen größern, und die Zahl derselben mehrt sich so sehr, daß ihre Last uns bald erdrücken würde, wenn eine höhere Fügung nicht plötzlich, unerwartet, gleich einem Gewitterstrahl vom heitern Himmel, den mühsam aufgebauten Wahn vernichtete, wenn nicht das felsengleich gegründete Bauwerk der Verbildung durch einen raschen Erdstoß über den Haufen geworfen würde."

Wir waren unter solchem Gespräch bis in die Nähe von Bingen gelangt. Das vor uns sich erhebende Rheinbad trug damals noch nicht den Namen „Helenenbad", welcher ihm zu Ehren der Großfürstin Michael gegeben worden, die zuerst davon Gebrauch gemacht, und auf deren Gesundheit es einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Der zweiunddreißigtägige Aufenthalt der Großfürstin, während welcher Zeit sie im Hotel Viktoria wohnte und die Traubenkur mit den Rheinbädern

verband, dürfte in solcher Beziehung als versprechende Vorbedeutung gelten. Durch die Anwesenheit dieser hohen Frau und ihrer beiden Töchter, von denen die Prinzessin Elisabeth seitdem mit dem Herzog von Nassau sich vermählt, verwandelte sich Bingen im Herbst 1843 in eine kleine Residenz; denn außer dem Herzog Adolf von Nassau waren während dieser Zeit auch noch Prinz Paul von Württemberg, Vater der Großfürstin, ihre Schwester, die verwittwete Herzogin von Nassau, Prinz Friedrich von Preußen, der Fürst und die Fürstin von Neuwied, der Gouverneur von Moskau, Fürst Galizin, und viele andere hochgestellte Personen längere oder kürzere Zeit hier anwesend. Das von dem Herzog von Nassau am 15. Oktober (Geburtstag des Königs von Preußen) veranstaltete Feuerwerk und die magische Erleuchtung des Ehrenfels bezeichnete gleichzeitig die Eröffnung des Helenen-Bades, als dessen Arzt Dr. Schmitt, den die Großfürstin neben ihrem Leibarzt zur Konsultation gezogen, ernannt wurde.

Durch seinen Weinüberfluß bekannt, liegt Bingen in einer angenehmen Gegend, die noch malerischer sein würde, wenn der gegenüber ansteigende rüdesheimer Berg durch seine zahlreichen Terrassen, welche der Niederwald mit dem Tempel und der Rossel krönt, im Winter und Frühling nicht etwas einförmig wäre. In geschichtlicher Beziehung ist die Stadt merkwürdig durch ihre ehemalige Reichsburg Klopp, welche im Mittelalter für unüberwindlich gehalten wurde. In ihr wurde 1105 Kaiser Heinrich IV., der ein Jahr vorher der Gefangenschaft entronnen war, worin sein Sohn Heinrich V. im Saal zu Nieder-Ingelheim ihn gehalten, nach anscheinender Versöhnung zum zweitenmal niedergeworfen und eingekerkert. Die Veste hatte seitdem manchen Sturm, manche Belagerung zu erdulden. Im dreißigjährigen Kriege stand sie noch aufrecht und hatte wenig oder nichts von ihrer alten Stärke verloren. Auf Befehl des Marquis d'Hurelles wurde sie 1689 durch den Kommandanten de la Gousillière gesprengt. Entstanden aus den Ueberresten eines Römer-Kastells, hatte sie mit den ihr zunächst gelegenen Stadttheilen die Form eines solchen, nämlich die eines Vierecks, mit ziemlich weit vorspringenden halbrunden Thürmen. Die von schönen Garten-Anlagen umschlossene Ruine ist jetzt Eigenthum des russischen Grafen

von Mengden, der sie vom Notar Faber gekauft und im byzantinischen Styl wiederherzustellen beabsichtigt.

Die Schrift: „Das Helenenbad zu Bingen, nebst einem Anhange praktischer Bemerkungen und Erfahrungen über die Traubenkur," von Dr. J. B. Schmitt, praktischem Arzt zu Bingen, die, ausgestattet mit vier hübschen Stahlstichen, so eben erschienen ist, gibt über Bingen und seine Umgebung, wie über die Badanstalt, deren Einrichtung, die verschiedene Anwendung der Bäder und deren heilkräftige Wirkungen, endlich über die Traubenkur, ihre Anwendungsweise und deren Ergebnisse, ebenso einfache als im Allgemeinen befriedigende Andeutungen.

Von besonderem Interesse ist die geschichtliche und topographische Beschreibuug der Stadt, die, wie bereits gesagt, durch das auf Befehl des Drusus erbaute Kastell an der Nahe-Mündung entstand. Ein jetzt nicht mehr vorhandenes Thor wurde die Drays- oder Drusus-Pforte und eine starke Quelle, oberhalb der nach Mainz führenden Landstraße, welche noch jetzt den Marktbrunnen versorgt, der Drays- oder Drusus-Brunnen genannt. Schon im zehnten Jahrhundert gehörte Bingen zum Erzstift Mainz und wurde durch Willigis befestigt. Der Stadt gegenüber, am linken Ufer der Nahe, erbaute die heil. Hildegard 1148 das Rupertskloster, in welchem sie 1180 starb. Der Klopp, die oberhalb der Stadt auf der Stelle des Römer-Kastells im zehnten Jahrhundert erbaute Reichsburg, wurde nach ihrer Zerstörung durch die Franzosen zwar wieder aufgebaut, auf Befehl des Kurfürsten von Mainz jedoch 1713 abermals gesprengt, angeblich weil der Punkt als Veste nicht haltbar sei. In der Stiftskirche zu Bingen liegt der daselbst 1658 gestorbene Geisterseher und Wahrsager Bartholomäus Holzhauser begraben. In 560 Häusern hat die Stadt gegenwärtig 5412 Einwohner, wovon 4601 Katholiken, 332 Evangelische und 479 Juden.

Die Lage von Bingen ist so gesund, daß hier weder epidemische, noch endemische Krankheiten bekannt sind. Die Temperatur ist mild und die Luft sehr rein. Die der Stadt zunächst gelegnen Berge haben eine Höhe von 600 bis 1100 Fuß. In geognostischer, botanischer und entomologischer Beziehung bietet die Umgebung von Bingen manches sehr Beachtungswerthe.

Unter den von dem Verfasser der vorerwähnten Schrift (der die eben mitgetheilten Notizen entnommen sind) angedeuteten Spaziergängen und Ausflügen nach den in der Nähe befindlichen interessantesten Punkten verdienen besonders erwähnt zu werden: Der nach dem Rochus-Berge, dessen Gipfel mit einer 1666 erbauten, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zerstörten und 1814 wiederhergestellten Kapelle auf dem Punkte geschmückt ist, wo man eine der lohnendsten Aussichten in's Rheingau und über Rheinhessen hat. Am ersten Sonntag nach dem 16. August wird hier alljährlich das Rochusfest gefeiert, zu welchem sich viele Tausende aus der Nähe und Ferne einfinden.

Einen Genuß andrer Art bietet die Rheinfahrt nach Asmannshausen durch das einst so gefährliche, immer noch merkwürdige Bingerloch. Fast auf der Weghälfte läßt man die schöne Ruine der Burg Ehrenfels zur Rechten. Von Asmannshausen kehrt man über die Höhe des Niederwaldes und über Rüdesheim nach Bingen zurück, oder man steigt zu der dem Prinzen Friedrich von Preußen gehörigen Burg Rheinstein hinan, die der mittelalterlichen, römischen und andern Sehenswürdigkeiten so viele enthält, daß man darüber ein eignes Werk schreiben könnte. Noch höher liegt die Meierei Vogtsburg, auf welcher der Prinz ein schönes Schweizerhaus hat erbauen lassen, das im Innern ganz eigenthümlich eingerichtet und verziert ist. Auf dem Vorsprung des Berges, gegen das an schönen Felspartien so reiche Morgenbachthal, ist der Ueberrest eines Römer-Kastells, die alte Schanze genannt, von wo man über den Druben- oder Druidenberg, das Jägerhaus Heiligkreuz, das Stübchen, wo Prinz Karl von Preußen eine Villa erbauen wird, und die aussichtreiche Elisen-Höhe wieder nach Bingen kommt.

In entgegengesetzter Richtung ist eine Spazierfahrt nach dem Schlosse Johannisberg über Geisenheim ebenfalls sehr angenehm. In dem letzten dürfen die schönen Glasgemälde in dem Landhause des Freiherrn von Zwierlein nicht ungesehen bleiben. Das Innere des Schlosses Johannisberg ist einfach, aber geschmackvoll eingerichtet. Die Aussicht von seinem Altan gehört zu den schönsten in dieser Gegend.

Von dem 1632 zerstörten Ruperts-Kloster sind kaum noch einige Mauerüberreste, ein Kapellchen und ein Theil eines Nebengebäudes

vorhanden. Die in neuester Zeit wieder gefaßte Hildegardis-Quelle ist ein schöner Born, der an malerischer Stelle sprudelt, welche kein Freund der Natur und eines köstlichen Labetrunks unbesucht lassen darf.

Der zweite Abschnitt des Schriftchens von Dr. Schmitt betrifft den Bau der Badeanstalt, ihre Geschichte, ihre Lage und innere Einrichtung. Der Verfasser der Schrift über das Helenenbad ist auch Veranlasser dieser Anstalt. Die 165 hessische Fuß lange Hauptseite des Gebäudes ist gegen den Rhein und die entgegengesetzte Seite gegen eine hübsche Promenade gerichtet. Die Aussicht ist auf diesem Punkte ebenso umfassend, als verschiedenartig und schön.

Im dritten Abschnitt ist die Badeanstalt selbst nebst ihren einzelnen Bädern und deren heilkräftigen Wirkungen beschrieben. Den Hauptbedarf des Wassers bezieht das Helenenbad aus dem Rhein, der unmittelbar vor dem Gebäude eine starke Strömung hat. Doch ist die auf S. 72 angedeutete 1836 durch den Steuerkommissär Hirsch berechnete durchaus unannehmbar, indem sich nach derselben für die viertelstündige Strecke von Bingen bis zum Mausthurm ein flüssiger Hang von zehn Fuß, und für die dreiachtelstündige Strecke vom Mausthurm bis Asmannshausen ein solcher von nur neun Fuß ergibt. Daß binger Loch müßte also nach dieser Berechnung nicht unter, sondern über dem Mausthurm sein, und der Fall von fünfzehn Fuß, den Herr Hirsch von Rüdesheim bis zum Mausthurm angibt, würde den im Bingerloch um mehr als das Doppelte übertreffen.

Unabgesehen von diesem Irrthum, ist die Heilkräftigkeit der Rheinbäder allgemein anerkannt. Dieselben werden in der Badanstalt zu Bingen sowohl warm im Hause, als kalt im offenen Rhein, und durch Zusätze von Heilstoffen, Kräutern &c. in ihren Wirkungen erhöht genommen. Auch findet man hier Sool- oder Salzbäder, russische Dampfbäder, Staub-, Regen-, Tropf- und Sturzbäder, wie Spritz- oder Douchebäder.

In einem Anhange behandelt der Verfasser die Traubenkur, ihre Wirkung und Anwendungsweise. Er erörtert in medizinischer Beziehung den Einfluß, den der Zuckerstoff und die Pflanzensäure der Trauben auf die innern Werkzeuge des menschlichen Körpers ausüben, und

beweist, wie wohlthätig, oft wie entscheidend sie auf den Gesundheitszustand einwirken können. In Verbindung mit den Rheinbädern, wird der Einfluß der Traubenkur von ihm als ein sehr heilsamer bezeichnet, und es ist nicht zu bezweifeln, daß ein solches Verfahren, namentlich unter der persönlichen Leitung des Dr. Schmitt, die besten Folgen nach sich ziehen und die befriedigsten Ergebnisse bieten dürfte.

Tagsgeschichte.

Ueber die Bestrebungen des Judenthums, zur Erlangung vollkommener politischer und bürgerlicher Gleichstellung in den Staaten Deutschlands.

Alles Volk im Lande soll solches Hebopfer zum Fürsten in Israel bringen.

Hesekiel 45, 16.

Der talentkräftige Dr. F. W. Ghillany, Stadtbibliothekar zu Nürnberg, hat so eben, im Verlag von J. A. Stein in Nürnberg, eine Schrift veröffentlicht, betitelt: „Das Judenthum und die Kritik," welche Schrift er den Mitgliedern des rheinpreußischen Provinzial-Landtages vom Jahre 1843 gewidmet hat.

„Es weht ein erwärmender Hauch durch die zivilisirte Welt: der Geist der Humanität," sagt der Verfasser in seiner Zueignung. „Dieser Geist war es, der Sie auf dem letzten rheinischen Landtage für die Emanzipation eines lange Jahrhunderte zurückgesetzten Volkes kämpfen hieß. Aufmerksam ist Ihnen Deutschland gefolgt; es hat den Drang nach Abhülfe, der Sie leitete, es hat die theilnehmende Gesinnung für minder berechtigte Mitmenschen, die sich so offen und entschieden, sei es auch zum Theil nur vermeintlichen Vorurtheilen, gegenüberstellte, ehrend, wie es sich gebührte, anerkannt. Wohl ist es Zeit, daß unser Jahrhundert nach dreißig Friedens-Jahren auch endlich ernstlich

an die Verhältnisse eines Volkes denke, das über ein Jahrtausend unter den Europäern lebt und gleichwohl dem Abendlande fremd geblieben ist, das täglich für den Aufbau seines vorigen Reiches im Orient zu seinem Gotte fleht, aber trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen bis heute noch keine allgemeine friedliche und ernstliche Anstalt gemacht hat, dieses ersehnte Reich aus eigner Kraft zu gründen, das also, wie es scheint, noch ein Jahrtausend als fremdes gesondertes Element unter uns wohnen wird, wenn wir nicht selbst daran denken, entweder ihm zum Lande seiner Väter wieder zu verhelfen, oder es völlig mit uns zu verschmelzen.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß es für Europa bei weitem das beste wäre, wollten die Juden freundlich ausscheiden und dem Lande ihres Gebetes zuwandern; auch würde es bei dem gegenwärtigen Verfalle des osmanischen Reiches und bei den Reichthümern des jüdischen Volkes der heutigen Diplomatie gewiß keine Unmöglichkeit sein, ihnen das gelobte Land als unabhängiges Gebiet wieder zu verschaffen. Gerne würde sie der Geschichtsfreund als uralte Reliquie auf dem Boden ihrer Väter fortbestehen sehen, gerne würde er die europäische Bevölkerung von einer Vermischung frei gehalten wissen, die weder für die äußere Bildung noch für den nationalen Charakter, um mich gelinde auszudrücken, von Vortheil sein kann.

„Noch ein anderer Ausweg böte sich dar. Amerika hat menschenleere und fruchtbare Länderstrecken von einer Ausdehnung, welche die Grenzen des alten Palästinas vielfach überbietet. Wenn in einer Zeit, wo die menschliche Kraft keinen Werth mehr hat, wo man die Geburt eines neuen Bürgers fast für ein Unglück ansieht, wo es so schwer wird, sein Fortkommen zu finden, und einer dem andern den kaum errungenen Bissen sofort wieder aus dem Munde jagt: wenn in einer solchen Zeit hunderttausende von Deutschen das theure Vaterland verlassen, und unbekannte Länder jenseit des Meeres aufsuchen; sollte nicht schon dieser Umstand die Juden, als fremdes Element, auf den Gedanken führen, in Amerika ein eigenthümliches Vaterland, ein neues jüdisches Königthum zu gründen?

„Doch keine Spur von der einen oder der andern Absicht. So ge-

ring ist die moralische Kraft dieses Volkes [1]), daß es von einer unablässig und bis zur Schwärmerei gepflegten Idee sich nimmermehr zu einer Verwirklichung wagt, die einige materielle Opfer erheischte; ja gewiß, wollten die Juden einen solchen Gedanken ernstlich fassen, sie würden erschrecken vor einem Lande, wo es nur Juden gäbe, wo der Jude alles verrichten müßte, auch die schwerste und gefährlichste Handarbeit, und niemand sich darböte zum Geldgewinn als eben wieder nur Juden [2]).

„Und in Wahrheit, betrachtet man das jüdische Wesen, wie lange könnte solch' ein neuer jüdischer Staat dauern? Auf sich selbst beschränkt würden seine Bürger bei ihrer Gewinnsucht, bei dem vielfach fühlbaren Mangel an Ehrenhaftigkeit, bei ihrer Scheu vor anstrengender Handarbeit, alsbald an einander gerathen, und schon des Handels wegen

---

[1]) Man bemerkt, daß der Verfasser die Juden als ein besonderes, inmitten der europäischen Bevölkerung lebendes Volk bezeichnet. Die Nachkommen Jakobs werden sich darüber beschweren, wie es in ähnlichen Fällen schon mehrmals geschehen ist. Dergleichen Beschwerden verändern indeß den wirklichen Zustand der Dinge nicht. Denn es ist allbekannt, daß der in Deutschland, Polen, Rußland 2c. angesiedelte Jude sich nicht als Deutscher, Pole, Russe 2c. betrachtet, sondern immer nur als Jude, und daß er überall als solcher sich und seine in allen Ländern wohnenden Glaubens-Genossen bezeichnet. Er hat also in Europa nirgend ein wirkliches eigenthümliches Vaterland. Er erkennt weder Deutschland noch Polen, noch Holland oder Portugal als solches an, sondern bleibt überall seiner ihm angebornen jüdischen Nationalität mit Stolz getreu. Wie kann man aber von Jemand, der den Staat, in welchem er geboren und erzogen worden, worin er lebt und webt, nicht als sein Vaterland betrachtet, Vaterlandsliebe, Hingebung für den Staat erwarten, der ihm Schutz und Verdienst gewährt? Heißt das nicht das Unmögliche verlangen? Ohne angeborne, von Vater auf Sohn vererbte Anhänglichkeit und Liebe für das Land, dem man mittelbar Alles verdankt, kann man auch kein wirklicher Angehöriger dieses Landes, kein Staatsbürger sein.

[2]) „An dem Heiden (Christen) magst du wuchern," schreibt der Talmud den Juden vor, „an deinem Bruder aber sollst du nicht wuchern." Wie könnte aber ein Jude ohne Wucher leben? Deßhalb sehen wir auch lange vor der Zerstörung Jerusalems die Juden in den bedeutendsten Handelsstädten der alten Welt, und damals wie jetzt, wurde die Vorschrift, daß der Israelite keinerlei Pflichten habe gegen Andersglaubende, ja daß er Unrecht thue, wenn er Liebes-Pflichten gegen dieselben übe, von den Juden erfüllt.

sich wieder überall hin zerstreuen. Wir sollen sie also behalten, wir müssen sie behalten, wenn sie nicht freiwillig ein neues Vaterland suchen; denn sie sind unsre Mitmenschen und wohnen schon lange Jahrhunderte unter uns."

Der Verfasser gesteht mit Ueberzeugung, daß die Bestimmung der französischen Staatsurkunde von 1830: „Jeder bekennt sich zu seiner Religion mit gleicher Freiheit, und erhält für seinen Kultus den gleichen Schutz," eine schöne, der größern Reife des menschlichen Verstandes und der höhern Veredlung des menschlichen Herzens würdige Erklärung sei. Er gesteht mit Ueberzeugung, daß er in der ausgedehnten Verwirklichung dieses Grundsatzes der Charte eine Gewährleistung erblicke, welche die Ruhe der Gewissen, das Glück der Staaten und den allgemeinen wirklichen Fortschritt des Menschen-Geschlechts zu sichern vermöge. Nach diesem Ausspruch fährt er fort:

„Aber gleichwohl, meine Herrn, kann jener Ausspruch der französischen Charte, sowie das bekannte freisinnige Wort der großen Königs, „es müsse in einem Staate jedem erlaubt sein, nach seiner Façon selig zu werden," in der allgemeinsten Fassung und unbedingt wohl niemals in Anwendung kommen. Ein Staat kann unmöglich Alles dulden, was sich auf irgend eine beliebige Art als religiöse Ueberzeugung, als gottesdienstlicher Gebrauch ankündigt. Zwei Bedingungen sind es, die er einem Bekenntniß stellen muß. Zunächst wird er von einer Religion, die auf vollständiges Bürgerrecht Anspruch macht, zu verlangen haben, daß sie bezüglich ihrer Lehre und ihrer Gebräuche einen Grad von Vernunftgemäßheit einnehme, auf welchem sie der Bildung der Zeit, somit den Bürgern des Staates überhaupt, zum mindesten nicht lächerlich oder anstößig werde; er könnte z. B. keinen Fetischdienst, keine Mucker-Gesellschaften anerkennen. Sodann aber wird er sich ganz besonders die Bedingung stellen müssen, daß die Religion keine Grundsätze in sich schließe, durch welche ihre Bekenner zu andern Religions-Genossen in ein feindseliges Verhältniß gebracht werden; denn solches würde den Frieden im Innern und der Kraft des Staates gegen außen völlig zuwider sein; er wird verlangen müssen, daß sie ihre Bekenner nicht hindern, sich aufrichtig und innig an den Staat, an die Mitbürger

anzuschließen, die eigne Ehre, das eigne Wohlsein in der Ehre und dem Gedeihen des Vaterlandes zu finden.

„Es ist schon schlimm, meine Herrn, wenn eine Religions-Partei, wie es die christlichen Konfessionen thun, andern Bekennern die Anwartschaft auf eine jenseitige Seligkeit abspricht. Denn so wenig dieses Dogma auf den ersten Anschein mit dem diesseitigen Staatsleben zu thun hat, so wirkt es doch auf das Empfindlichste herüber, so wie es ernstlich für wahr gehalten werden soll. Wie sollten nicht auch die freundlichen Beziehungen des Erden-Lebens zu einem Menschen Noth leiden, den man als einen für alle Ewigkeit verdammten, wenn auch nicht verachten will, doch im besten Falle bemitleiden muß? Sie haben es an Ihrem schönen Rhein gesehen, wohin es führt, wenn diese Lehre einer finstern Zeit, die sich nicht blos im Katholizismus, sondern auch im alten Protestantismus findet, ernstlich durchgeführt werden will; und ich könnte Ihnen ein Land nennen, wo man täglich mit Augen sehen kann, wie selbst Dienstboten verschiedener Konfessionen nicht mehr neben einander aushalten, wie Ehegatten, wie Mitglieder derselben Familie sich gegenseitig mit Bedauern und stillem Kummer betrachten, wie Bürger in Städten, wo die Glaubens-Meinungen gemischt sind, sich feindselig von einander absondern, wie ganze Provinzen eine feindliche Stellung gegen einander einnehmen, seitdem die Regierung das Heil in der Rückkehr zur alten Orthodoxie sucht und die Geistlichen begünstigt, welche auf beiden Seiten dafür eifern. Es bedarf keines Beweises, daß ein Zusammenleben von Katholiken und Protestanten in demselben Staate peinlich, ja fast unmöglich würde, und die traurigsten Folgen nach sich ziehen müßte, wollte sich auch nur die Mehrzahl der Einwohner wieder mit der alten Strenge zu den ausschließenden, feindseligen Dogmen des sechszehnten Jahrhunderts bekennen.

„Um so mehr ist es zu wundern, daß auch Männer, welche an der Spitze gemischter Staaten stehen, die gesunde Vernunft des Jahrhunderts, die sich über dergleichen Vorurtheile hinwegsetzt, als Indifferentismus beklagen, und das Heil des Staates in der Rückkehr zum alten Glauben finden; zu wundern, daß sie mit Macht und Ernst nach einem Ziele hinwirken, auf welchem angekommen, sie in Wahrheit

nichts anders erreichen, als eine Absonderung und Störung in den freundlichen Beziehungen der einzelnen Einwohner und Ortschaften, eine Lockerung der Bande, welche die einst geschiedenen Provinzen an den gemeinsamen Thron ketten, eine Minderung der Anhänglichkeit an den Regenten, der nun eimal nur einer Konfession angehören kann, auf Seite derjenigen Religions-Partei, die es bei solchen Verhältnissen schmerzlich empfinden muß, ihn nicht zu den ihrigen zählen zu können, ihn an der Spitze erklärter Gegner zu sehen.

„Ein Geist, wie der des sechszehnten Jahrhunderts, hielt solche ausschließende Dogmen für nothwendig, er klammerte sich fest daran, er kämpfte auf Leben und Tod dafür; und als beide Parteien endlich matt waren, gestand man sich nothgedrungen im westfälischen Frieden gleiche politische Rechte zu, jedoch ohne die Dogmen selbst zu streichen, ohne zu bedenken, daß ihr konsequentes Festhalten ein friedliches Zusammenleben verschiedener Konfessionen in demselben Staate nicht gestatte. Dieses natürliche Verhältniß dauert bis heute. Wer müßte nicht wünschen, daß man damals sich auch über mildere Dogmen verglichen hätte? Denn der Feind ist nur leicht überdeckt, wird nur zurückgehalten durch den Geist der Zeit; im Grunde liegt er fest auf seinem religiösen Rechte und bei guter Gelegenheit kann ihn jeder Fanatiker wieder herauf beschwören.

„So vor zwei Jahrhunderten. Wenn nun aber heutzutage ein religiöses Bekenntniß, das bisher noch keine vollständigen bürgerlichen Rechte genoß, in das deutsche Bürgerthum eintreten will: wird es einer Staatsregierung zuzumuthen sein, bereitwillig ein drittes ausschließendes, allen übrigen feindliches Element zu gleichen bürgerlichen Rechten zu erheben? wird eine hellere Zeit nicht die Bedingung stellen müssen, daß zuvor alle die Humanität verletzenden, der Eintracht und der Kraft des Staates feindseligen Dogmen aufgegeben werden.

„Bei den Juden, meine Herrn, ist das Verhältniß zu andern Bekennern noch bei weitem anstößiger und gefährlicher, als jenes zwischen den christlichen Konfessionen; denn nicht nur, daß hier die ausschließenden Grundsätze weit schroffer, gehässiger und erniedrigender sind: die jüdische Religion ist noch außerdem von besondern politi-

schen Erwartungen völlig durchdrungen; die Spitze ihrer Hoffnungen und Tröstungen ist ein jüdisches Weltreich mit der Hauptstadt Jerusalem; ja man kann mit Recht sagen, diese politische Erwartung ist es allein, was die Juden unter allen Verfolgungen bei ihrem Glauben bis heute ausharren ließ.

„Das Christenthum weist seine Bekenner auf eine jenseitige Welt hin; dort erreicht der Christ seine Bestimmung, dort erwartet ihn Lohn und Strafe, ja es fordert seine Gläubigen sogar zur Geringschätzung irdischer Zustände auf; der ist der frömmste, welcher diese Erde für einen durch Sündenfall völlig verdorbenen, hinfälligen, der Werthhaltung unwürdigen Wohnort ansieht und seine Gedanken allein auf das Himmlische richtet. Anders das Judenthum. Dieses beschäftigt sich nur sehr wenig mit dem Jenseits; das alte Testament kennt bis auf die babylonische Gefangenschaft keine vergeltende Unsterblichkeit; erst jetzt dringt aus der Zendreligion dieser Glaube und die Vorstellung von einer Auferstehung der Todten in die jüdische Religion. Aber auch diese Lehre von der Besiegung des Bösen und der Wiedererneuerung aller Dinge im Systeme des Zoroaster haben die Juden in einer egoistischen nationalen Weise für sich ausgebeutet, und auch jetzt noch bleibt diese Erde der Ort, wo die neue Herrlichkeit sich aufthun soll. Ein Messias aus dem Stamme David's soll erscheinen, die gestorbenen Juden sämmtlich auferwecken, die noch lebenden um sich sammeln, mit ihnen Rache nehmen an den Völkern und sie unterjochen, in Jerusalem seinen Königssitz aufschlagen und diese Stadt zur ewigen Hauptstadt der Welt machen. Die Seligkeit in diesem Reiche besteht darin, daß die Juden fortan nichts weiter thun, als im mosaischen Gesetz studiren und den Tempel besuchen, dessen ganzer Dienst in aller Herrlichkeit wieder hergestellt wird. Die Arbeit des täglichen Lebens müssen die beknechteten Völker für die Juden verrichten . . . . ."

Nach weitern Erörterungen über denselben Gegenstand, namentlich über die gegen seine „Judenfrage" gerichteten Angriffe und Verdächtigungen, wobei auf Seiten seiner Gegner das Abläugnen und Verneinen von Dingen, welche für die ganze Welt erwiesen sind, bis zum Unglaublichen gehen, endet der Verfasser seine Zuschrift mit den Worten:

„Und nun, meine Herrn, kann ein Volk mit solchen gesonderten National-Interessen, vollständiges Bürgerrecht in einem europäischen Staate verlangen? Soll auch Deutschland durch jene Zwitterbildung verunstaltet werden, wie wir sie in Frankreich finden? Gibt es doch keine widerlichere Erscheinung in der neuesten Geschichte, als jene französischen Juden, die jetzt Franzosen, jetzt wieder Hebräer sind, die öffentlich groß thun mit der großen Nation, zu Hause aber und in der Synagoge für die Aufrichtung eines jüdischen Königreichs beten.

„Es kann dem deutschen Volke nicht zugemuthet werden, denjenigen gleiche Rechte zu geben, deren oberste Hoffnung die Beknechtung ihrer Mitmenschen ist. Es kann den Deutschen nicht zugemuthet werden, denen als Volksgenossen die Hand zu reichen, von welchen sie für unrein erklärt werden. Es kann ihnen nicht aufgebürdet werden, Leute bei der Führung ihrer öffentlichen Angelegenheiten zuzulassen, die einer religiös-politischen Partei mit ganz verschiedenen Interessen angehören, einer Partei, welche ihre gesonderte Sprache spricht, die durch die ganze Welt zusammenhängt, die gegen ihre Genossen höhere Verpflichtungen hat, als gegen nicht Angehörige, die kein deutsches Vaterland aufrichtig haben, noch weniger lieben kann, weil sie auch ein englisches, französisches, holländisches, russisches, türkisches hat, die nirgends sich aufrichtig einbürgern wird, weil sie ihr eigentliches Vaterland in Palästina erkennt und sucht. Nein, meine Herrn, wir können Leute nicht zu unsern Mitbürgern haben, die ihren Aufenthalt außer Judäa, und also auch ihr Verweilen in Deutschland, als eine Sündenstrafe, als eine Verbannung ansehen, und täglich um Erlösung, um Aufrichtung ihres alten Reiches flehen; denn damit ist unsre Bürgerpflicht nicht erfüllt, daß man von den Rechten Besitz nimmt und sie für seinen Privatvortheil möglichst ausbeutet; wir verlangen, daß derjenige, welcher ein deutscher Bürger sein will, sich auch aufrichtig und innig an das Vaterland anschließe, daß er nicht blos zu Anlehen, sondern auch zu Opfern für dieses sein großes Vaterland bereit sei.

„Und abgesehen hiervon: wie kann eine Religion, welche seit zwei Jahrtausenden keine Fortbildung und Verbesserung zugelassen hat,

welche noch Gebräuche in sich trägt, die sich aus der tiefsten Barbarei des orientalischen Alterthums herauf geerbt haben, wie kann sie hintreten vor den humanen und gebildeten Geist dieses Jahrhunderts und die Erklärung der Ebenbürtigkeit verlangen? Würden Sie es glauben, meine Herrn, daß der Jude noch heutzutage, mitten in den zivilisirtesten Ländern Europa's, für die Wiedereinführung der blutigen Opfer betet? [1]). Würden Sie es glauben, daß er nach seiner altorientalischen Geringschätzung des Weibes noch heutzutage in seinem Gebete Gott dankt, daß er ihn zum Manne und nicht zum Weibe erschaffen habe? [2]) Kann es einen unnützern und barbarischern Gebrauch geben als die Beschneidung? Sieht man sich nicht in die Zeiten der alten Menschenopfer zurückversetzt, wenn bei dieser Zeremonie der Rabbiner den Mund voll Wein nimmt und das warme Menschenblut aus der Wunde saugt?

„Nein, dreimal nein. Ohne eine aufrichtige und umfassende Reform des Judenthums, ohne ein völliges Aufgeben der jüdisch-nationalen Vorurtheile und Hoffnungen wäre die Einsetzung der Juden in den vollen Genuß der bürgerlichen Rechte unsrer christlichen Staaten ein unverzeihlicher Mißgriff, eine Versündigung an der deutschen Nation. Lassen wir uns nicht irre machen durch das Geschrei von Intoleranz und Vorurtheil, durch das Hinweisen auf die Staaten Frankreich und Holland: wir kämpfen nicht gegen Menschenrechte, sondern gegen Menschenhaß; es ist nicht unsre Schuld, daß sich die Emanzipation der Juden in Deutschland verzögert, sondern die ihrige, und zur

---

[1]) Zeige Wohlgefallen, o Gott, unser Herr, an deinem Volke Israel und dessen Gebet, führe den Opferdienst wieder ein in den Chor deines Tempels. (Israelitisches Gebetbuch, geordnet von Heidenheim. Fürth, 1840, S. 71.) — Einen neuen Altar wirst du einst in Zion aufrichten, worauf wir die Ganzopfer für jeden ersten Tag des Monats werden aufsteigen lassen, die Ziegenböcke wohlgefällig zubereiten.“ (Ebendas. S. 281.) In allen Gebeten werden heutzutage noch die Opferthiere aufgezählt, welche das mosaische Gesetz für diesen Tag des Gebetes vorschreibt.

[2]) „Gebenedeit seist du Gott, unser Herr, Weltregent, der mich nicht zum Weibe geschaffen.“ (Morgengebet, S. 9.)

Ehre rechnen wir es uns an, daß wir in dieser Sache gründlicher zu Werke gehen, als unsre Nachbarn.

„Wann aber wird die Zeit kommen, in welcher sich die Juden zu einer derartigen Reform entschließen? Sie haben es gelesen, meine Herrn, daß eines der ersten jüdischen Banquier-Häuser den Geschäfts-Verkehr mit einem Glaubens-Genossen abgebrochen hat, der für eine solche Reform in seiner Familie einen wichtigen Schritt unternahm. Wer hätte geglaubt, daß man in unsrer Zeit noch so etwas wagen, aus solchen Gründen gegen alle Rechte des Handels-Verkehrs einem Mann den Betrieb seines bürgerlichen Geschäftes zu erschweren beabsichtigen könnte. Und wenn nun dieses Haus mit einem Glaubens-Genossen, der sich dem Geiste des Jahrhunderts fügt, seine Handels-Verbindungen abbricht: sollten auf eine solche Demonstration hin nicht alle Denkenden Europas auch ihrerseits mit diesem Hause kein Geschäft mehr haben wollen? Sieht man doch überhaupt nicht ein, warum die Völker bei allen Staatsanlehen gleich von vornherein einige Prozente an die jüdische Geldaristokratie abgeben müssen, warum die Regierungen in dieser langen Friedenszeit, wo überall Geld auf Gelegenheit zur Anlage wartet, ihre Papiere nicht direkt ausgeben.

„Reichthum ist seit alten Zeiten in den Augen der Mehrheit der Juden die vortrefflichste Eigenschaft eines Menschen. Wer reich ist, ist „groß," sein Beispiel ist von mächtigem Einfluß. Wenn sich von Seiten der reichsten jüdischen Familien die Verfolgungssucht gegen religiöse Neuerungen heut zu Tage noch bis auf den bürgerlichen Verkehr erstreckt, so werden wohl noch Jahrhunderte vorübergehen, bis man auf einen gemeinsamen Schritt der Hebräer zu einer Reform des Judenthums rechnen dürfte. Nur eins bleibt den Denkenden dieses Volkes in unsern Tagen übrig: ein förmliches Ausscheiden von den starkgläubigen Alten, die Gründung einer reformirten Konfession, die aber auch den Namen des Judenthums, da er eine politische Scheidung kund gibt, nicht mehr tragen dürfte. Wahrlich, diese wenn auch wenigen wahren Freunde eines zeitgemäßen Fortschrittes, von den Alten gehaßt und verfolgt, in ihren Bestrebungen auf jede mögliche Weise gehemmt und selbst bei den Behörden verleumdet, sie verdienen die aufrichtigste

Theilnahme und Unterstützung aller Menschen, die es mit dem Fortschritte unsers Geschlechtes wohl meinen." —

In dem Vorworte zu der in Rede stehenden Schrift: „Das Judenthum und die Kritik," sagt der Verfasser, mit Bezug auf die gegen sein Werk: „Die Menschen-Opfer der alten Hebräer" gerichteten Rezensionen, namentlich die eines Rabbiners in dem zu Königsberg erscheinenden Literaturblatt:

„In einer eignen Lage ist man mit einem Buche, welches auf eine so empfindliche Weise das jüdische Wesen angreift, gegenüber den Juden. Unter fünf deutschen Tagsblättern sind gewiß drei entweder von Juden redigirt, oder mit jüdischen Geldkräften betrieben. Da wird nun dem Publikum Alles vorenthalten, was gegen die Juden spricht, dagegen bei jeder lobenswerthen Erscheinung tüchtig in die Posaune gestoßen. Von dem Vorfall in Damaskus z. B., der drei Welttheile in Bewegung setzte, hat man im „Korrespondenten von und für Deutschland," einem der gelesensten deutschen Blätter, nichts vernommen, bis Montefiore und Cremieux ihren Triumfzug antraten. Ja, diese Herrschaft der Juden in der Tagesliteratur geht heut zu Tage so weit, daß selbst Verleger ängstlich sind, Etwas gegen die Juden zu drucken, weil sie fürchten, die von jüdischen Kräften geleiteten Tagesblätter möchten ihren sämmtlichen Verlags-Artikeln den Krieg erklären. Entweder also hat ein Buch, welches gegen das Judenthum auftritt, ein völliges Stillschweigen über seine Existenz, oder im andern Falle herabwürdigende Beurtheilungen zu gewärtigen. Kaum sollte man es glauben, daß es unter den jüdischen Schriftstellern, die heut zu Tage so freisinnig thun, nur so wenige Männer gibt, die im Stande sind, sich aus ihrem jüdischen Standpunkte heraus, auf einen rein menschlichen, vernünftigen zu erheben und von da aus ihr eignes Wesen zu betrachten. So wie das Judenthum angegriffen wird, bildet Alles, was jüdisch ist, Partie gegen Nichtjuden; es wird Alles vertheidigt, selbst das Anstößigste; es wird nicht nur mit Gründen gekämpft, sondern auch mit der äußersten Keckheit abgeläugnet und die Verzweiflung, die das, was nun einmal offen am Tage ligt, nicht widerlegen kann, wendet sich zum Schimpfen, anstatt, wie es sich gebühren würde, zu gestehen: „Es ist dies allerdings

so; aber wir sind Leute einer helleren Zeit und wollen uns nicht mehr dazu bekennen!" Wer ein jüdisches Dogma angreift, der ist in Gefahr, aus der Region des Anstandes und der Würde des wissenschaftlichen Streites herabgerissen zu werden in ein Feld der Gemeinheit und des Schimpfens; der sieht sich plötzlich von einem Haufen Menschen angefallen, die nicht mehr mit Gründen fechten, sondern mit Koth werfen."

Zur eigentlichen und Hauptsache übergehend, beweist der Verfasser, daß das Judenthum für seinen unförmlichen Aberglauben und die schreienden Mißbräuche desselben, welche nicht allein mit dem Geiste unsrer Zeit, sondern auch mit dem gesunden Menschen-Verstande und den bessern Gefühlen des menschlichen Herzens im Widerspruch stehen, durchaus keinen wirklich religiösen oder moralischen, ja nicht einmal einen altehrwürdigen geschichtlichen Grund anzugeben vermag. Denn es ist durch überführende Beweise außer jeden Zweifel gestellt, sagt der Verfasser, daß die Bücher Mose, worin das jüdische Gesetz enthalten ist, nicht von Mose (wenn es einen religiösen Gesetzgeber dieses Namens gegeben) herrühren, weil in dieser Zusammentragung priesterlicher Vorschriften von Mose selbst gesagt ist (5. Mose, 34, 5. ff.), daß dieser Knecht Jehovahs im Lande Moab gestorben und von Jehova im Thale, Beth-Peor gegenüber, begraben worden, so daß kein Mensch wisse, bis auf diesen Tag (d. h. bis zu dem Tage, wo diese Geschichte geschrieben worden) wo sein Grab sei [1]).

Auch besteht zwischen dem ersten und zweiten Buche Mose gar keine Verbindung, fährt der Verfasser fort. Die leeren Geschlechts-Register der Genesis sind ohne alle geschichtliche Wichtigkeit; sie bieten nichts als Namen, welche der unerfahrendste Mensch eben so gut zusammenstellen konnte, während die allerwichtigsten Ereignisse, namentlich die des 400 jährigen Aufenthalts der Nachkommen Jakobs in Aegypten,

[1]) Der spätere Ursprung des Mose zugeschriebenen Pentateuch ergibt sich aus nachstehender Stelle im 2. Buche der Kronika, Kap. 34, V. 14 u. 15: „Und da sie das Geld herausnahmen, das zum Hause des Herrn eingelegt war, fand Hilkia, der Priester, das Buch des Gesetzes des Herrn, durch Mose gegeben. Und Hilkia antwortete und sprach zu Saphan, dem Schreiber: „Ich habe das Gesetzbuch gefunden im Hause des Herrn."

so gut als gar nicht angedeutet sind. Zudem sieht man es dem Wenigen an, was über die Geschichte dieses letzten Landes, die Sitten, die Religion, die Gebräuche und die ganze innere Lebensweise der Bewohner desselben gesagt ist, daß es nicht von jemand herrührt, der in diesem Lande geboren und erzogen worden, sondern vielmehr von einem viel später Lebenden, der von dem Allem nicht den mindesten Begriff hatte.

Das sogenannte „mosaische Gesetz" sei also, folgert der Verfasser, nicht als ein göttliches, sondern als ein einseitig priesterliches, allein die Vorurtheile, Neigungen und Interessen des jüdischen Priesterstandes vertretendes zu betrachten. Denn wie wäre es sonst möglich, daß in diesem Gesetze, welches in langen Kapiteln jede Schleife und jeden Hacken angibt, der in der Stiftshütte angebracht werden solle, und wieviel den Priestern täglich an Speise und Trank verabfolgt werden müsse, welche tiefe Ehrfurcht und Unterwürfigkeit man ihnen zu bezeigen habe, daneben die Vorschrift hätte aufgestellt werden können, daß die Eltern ihre Kinder als Leibeigne verkaufen dürften (Mich. mos. Recht II. S. 261.) und daß der Arme, der am Sabbath Holz aufläse, gesteinigt werden solle, während auf Meineid und Kindermord in demselben Gesetze gar keine Strafe verhängt war (Mich. mos. Recht VI. S. 143.). „Ist es nicht auffallend im höchsten Grade, daß keiner der Profeten, welche vor der babylonischen Gefangenschaft lebten, irgend einmal sich auf das Gesetz des Mose beruft?" fragt der Verfasser S. 9.

Ueberhaupt stellt er die meisten statistischen und geschichtlichen Angaben des Pentateuch in Zweifel. Die Uebertreibung derselben scheint ihm so arg, daß man bei gesundem Menschen-Verstande und alltäglicher Erfahrung dadurch unmöglich sich täuschen lassen könne. So sollen die Israeliten von dem kleinen Volke der Midianiten 72,000 Rinder, 675,000 Schafe, 61,000 Esel, 16,750 Seckel Gold und 32,000 Jungfrauen erbeutet haben. „Es wird wohl nicht zu viel sein, wenn man annimmt," sagt der Verf., „daß ein Volk, von dem man 32,000 Jungfrauen erbeuten kann die doppelte Zahl kampffähiger Männer, also 64,000, habe; doch nehmen wir auch nur die Hälfte: diese 32,000 Midianiten-Krieger sollen gegen die 12,000 Hebräer, die gegen sie

geführt wurden, sämmtlich auf dem Platze geblieben sein, dagegen fällt von den Israeliten auch nicht ein Mann (4. Mos. 31, 49.).

Aehnliche Unglaublichkeiten sind auch in vielen andern Angaben vorwaltend, namentlich in der von Davids Hinterlassenschaft. „Siehe," heißt es im ersten Buch der Kronika, Kap. 23 (sonst 22.), Vers 14, „ich habe in meiner Armuth verschaffet zum Hause des Herrn hundert tausend Zentner Gold und tausenmal tausend Zentner Silber; dazu Erz und Eisen ohne Zahl, denn es ist sein zu viel." Da nun, nach dem heutigen Werthe des Goldes, der kaum ein Viertel so groß ist, als der dieses edeln, in frühern Zeiten noch seltenern Metalls im Alterthum war, die vorangedeutete Goldmenge auf nicht weniger als ein mal hundert zehn tausend Millionen rhein. Gulden sich beläuft und jener der ebenfalls vorbemerkten Silber-Menge nicht unter 5555 Millionen rhein. Gulden, ebenfalls nach dem heutigen Silberwerth angeschlagen werden darf, ergibt sich, daß David in seiner Armuth 115,555 Millionen rhein. Gulden hinterlassen haben würde.

Es ist dasselbe auch mit den 1,160,000 Kriegern, welche im 2. Buch der Kron., Kap. 17, für die Stämme des jüdischen Volkes angegeben sind, obgleich nach dem Flächenraum des von diesen Stämmen, und zwar untermischt mit Philistern, Jebusiten, Edomiten, Midianiten, Amalekiten ꝛc. bewohnten Landes, welcher nicht ganz die Hälfte jenes des heutigen Großherzogthums Baden einnahm, dieser Flächenraum von wenig mehr als einer halben Millionen Seelen bevölkert sein konnte, während aus obiger Krieger-Menge eine ausschließend israelitische Bevölkerung von wenigsten zehn Millionen Individuen sich ergeben würde. Welchen vortheilhaften Handel muß Salomo mit Ophir betrieben haben, daß er, als Gegenfracht einer einzigen Schiffssendung, nach diesem Hafen 450 Zentner Gold, also, nach dem heutigen Werth dieses Metalls 75 Millionen fl. zurückerhalten konnte. Derselbe Salomo erhielt von Hiram ein kleines Geschenk von 120 Zentner Gold, oder 20 Millionen fl. und seine Einnahme von seinem Handels-Verkehr belief sich, in einem einzigen Jahre, auf 660 Zentner Gold, oder 112,200,000 fl. Was will, im Vergleich mit solchem Verkehr, der Welthandel der heutigen Briten mit allen fünf Erdtheilen bedeuten? . . . . .

Mit solchen Uebertreibungen und den Geschichten von Abrahams List, Jakobs Betrug, den Abenteuern Jakobs und seiner Mägde, deren Dinas, des Mordes zu Sichem, der Geschichte von Onan, von Juda und Thamar, von Josef und Potifar, Ruth und Boas ꝛc. ꝛc. sind die alten Geschichtsbücher der Juden angefüllt, während über die wichtigsten Ereignisse und Wandelungen ihres Volks- und Staatslebens sich entweder gar keine, oder doch nur sehr unvollkommene Andeutungen vorfinden. Welche geistig beschränkte und moralisch verdorbene Menschen müssen es gewesen sein, die so ruchlose Geschichtsbücher zu schreiben und dieselben einem entarteten Volke als unmittelbare Eingebungen des allweisen Gottes aufzudringen sich unterfingen? Die Abgötterei der Juden, ihre Menschen-Opfer, die Tödtung ihrer Erstgeburt und andere ebenso gräßliche als wahnsinnige Gebräuche sind das Einzige, was als wahr und geschichtlich begründet angenommen werden darf, sagt der Verfasser. Dann fährt er fort (S. 29.):

„Wir wollen endlich die Wahrheit erfahren, wir wollen den Dingen auf den Grund kommen; die Menschheit ist es müde, jüdische Beschränktheit für übernatürliche Weisheit zu nehmen. Die ausgezeichnesten Männer der alten jüdischen Geschichte, Gideon, David, Elia, selbst Salomo brachten ihre Opfer an berühmten heidnischen Opferstätten, sie unterschieden sich also in ihrem Kultus von den Heiden wenig oder nicht und der jüdische Nationalgott, den die Juden noch jetzt ausschließend verehren, und den sie im Innersten ihres Herzens für ein ganz anderes und höheres Wesen halten, als den Gott der Christen, konnte sie, durch den Mund der Profeten, nur durch die schrecklichsten Drohungen bewegen, ihm ebenso wohlriechende Opfer zu bringen, als sie dem Baal, dem Ascheva, dem Moloch ꝛc. mit absonderlicher Vorliebe brachten.“

Und man glaube nicht, daß dieser Zustand der Dinge in neuester Zeit eine vollkommne Umgestaltung erlitten habe. Die Hebräer beten immer noch einen Baal an, der in unsern Tagen Mammon genannt wird. Ihm bringen sie das Glück, die Ehre und das Leben zahlloser Christen-Familien zum Opfer. Gewiß ist es, daß es unter ihnen nur noch sehr wenige störrische Fanatiker gibt (wenn überhaupt solche noch existiren), welche glauben, daß himmelschreiende Sünden durch Men-

schenblut abgewaschen werden müssen, weshalb sie (wie der Volksglaube will) zu ihren Passah-Opfern von Zeit zu Zeit Christenblut verwenden. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der heutigen Juden begnügt sich, den verarmten Christen es zu überlassen, durch Selbstmord ihrem Dasein ein Ende zu machen. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo man Menschen, die man vorher um all ihr Eigenthum gebracht, zersägt, mit Keilen zerstückt und verbrennt, wie David allen Ammonitern thun ließ; man hat statt dessen die öffentlichen Anleihen, Loterien, Handels- und Börsen-Spekulationen, Aktien-Schwindel, den Geld- und Kornwucher 2c., ersonnen, welche auf andere Weise dasselbe Ergebniß herbeiführen, nämlich das der Vernichtung alles menschlichen Glückes, alles Genusses und aller Zufriedenheit außer Israel.

Unter den zahllosen Widersprüchen, welche das alte jüdische Gesetz zu einem Chaos der Vernunft und einem Gräuel des Herzens machen, hebt der Verfasser namentlich das Gebot, im 2. Buch Mose, Kap. 22, V. 29, hervor, worin es heißt: „Die Erstgeburt deiner Söhne sollst du mir geben," und weiterhin: „Ich gab ihnen Satzungen, die nicht gut waren, um sie zu verderben." Da nun das mosaische Gesetz, wie die Juden sagen, die Menschen-Opfer verbietet, durch obiges Gebot sie aber ausdrücklich befohlen sind, so ergibt sich aus dieser einfachen Zusammenstellung abermals, daß die Bücher Mose nicht von Mose sind, weil sie gebieten, was er verbietet und daß eine Gesetz-Gebung, die mit sich selbst in einem so grellen Widerspruche ist, unmöglich eine gute genannt werden kann.

„Was aber den heutigen Juden, welche, ohne in der That und aufrichtig unsre Mitbürger werden zu wollen, verlangen, daß der Staat ihnen gleiche Rechte mit den Christen, oder vielmehr über die Christen zugestehe, am meisten zur Schande gereicht, und sie als verfolgungssüchtige Menschen der christlichen Gesellschaft gegenüber stellt," fährt der Verfasser in seiner Erörterung fort, „ist ein Gebet, welches in ihren Synagogen zeitweise gesprochen wird und zu dessen Karakterisirung nachstehende Stellen hinlänglich sein werden:

„Die Völker, jene schändlichen Emäer, Kedarener und Edomiter (d. i. Christen) vertilge, vernichte sie in Ausrottung und Untergang.

Die Völker Gomer und Magog, die Deutschen (Aschkenas) und Türken verderbe, erwürge diese Abscheulichen und Verfluchten." — —

In einem andern Gebete heißt es: „Die Völker werden bei Dir für nichts geachtet, sie gelten für nichts; aber die Israliten sind Dein Eigenthum, sie scheiden sich von ihnen und werden nicht zu ihrer Zahl gerechnet [1])".

Die Juden betrachten sich als das auserwählte Volk Gottes, des Gottes ihrer Väter, Jehova, des obersten und höchsten Gottes, der nicht der Christen oder Heiden Gott ist, sondern ausschließend über den Samen Abrahams wacht und ihm irdisches wie ewiges Glück auf Kosten der andern Menschen zubereitet. Das ergibt sich aus ihren Gebeten. Ebenfalls ergibt sich aus denselben, daß sich die Juden nicht als Deutsche, Franzosen, Polen ꝛc. betrachten, sondern als ein einziges, unzertrennbares Volk, durch die ganze Erde und zwar als das mächtigste und höchste aller Völker, daß sie keinen andern König anerkennen, als Jehova; daß ihr gegenwärtiger Aufenthalt unter den von ihnen gehaßten und verachteten Völkern als eine fortdauernde Strafe für die Sünden ihrer Väter betrachtet wird, eine Strafe, die erst dann in Belohnung sich verwandeln soll, wenn sie über die Völker, unter denen sie leben, triumfiren, wenn sie dieselben geknechtet und die Stirn derselben, unter der Last der jüdischen Schätze und des jüdischen Einflusses unter ihre Ferse in den Staub gedrückt haben werden. Daß es bald dahin kommen werde, davon sind alle Juden überzeugt. Denn sind nicht alle übrigen Völker unrein, von Jehova gehaßt und verflucht und sind sie, die Juden, nicht verpflichtet, an diesen gehaßten und verfluchten Völkern sich zu rächen? Die Gebet-Auszüge, welche der Verfasser S. 69 u. ff. mittheilt, sprechen sich unverholen in solchem fast unglaublichen Sinne aus.

„Die Sehnsucht nach Wiedervereinigung sämmtlicher Juden zu einer selbstständigen Nation, zu einem weltlichen Königthum, dessen Hauptstadt Jerusalem ist, bildet den Grundton aller öffentlichen und Privatgebete der Juden," sagt der Verfasser. „Dieses weltliche Kö-

---

[1]) Vergl. Das Judenthum und die Kritik, S. 62 und 63.

nigthum, das sich über die ganze Erde erstrecken soll, wird durch den Messias begründet, dessen Ankunft täglich bevorsteht."

Indem wir in vorstehender Uebersicht der Schrift: „Das Judenthum und die Kritik," streng an den Inhalts-Faden derselben uns gehalten und besonders dasjenige hervorgehoben haben, was den Widerspruch bescheinigt, der zwischen dem Verlangen der Nachkommen Jakobs, hinsichtlich der unbedingten Gleichstellung aller bürgerlichen Rechte und Ansprüche mit der christlichen Bevölkerung, ohne Uebernahme deren vaterländischen, gesetzlichen und religiösen Verpflichtungen, und der Auflehnung ihrer alten und widerchristlichen Gesetze gegen unsre heutige staatliche und bürgerliche Gesetzgebung fortbesteht, ein Widerspruch, den sie auf keine Weise, selbst in Einzelheiten nicht, zu beseitigen gesonnen sind, wünschen wir von ganzem Herzen, daß es denjenigen Vorkämpfern des Judenthums, welche für eine zeit- und vernunftgemäße Umgestaltung desselben kräftig wirken [1]), gelingen möge, dieselbe recht bald, zum Heile ihrer Glaubensgenossen und der christlichen Staaten, in denen sie so bemerklich gedeihen, in thatsächliche Ausführung zu bringen. F. F.

---

[1]) Das israelitische General-Konsistorium in Paris hat, kraft seiner ihm zugesicherten Machtvollkommenheit, beschlossen, in Frankreich die Feier des Sabbaths vom Sonnabend auf den Sonntag zu verlegen. Von der außerordentlichen Wirkung, welche dieser Beschluß hervorrufen muß, der die Scheidewand, welche beide Konfessionen trennt, niederzureißen bestimmt ist, wird die Zukunft glänzende Beweise liefern. Frankreich hat die Bahn gebrochen und Deutschland einen Fingerzeig gegeben, auf einem neuen Wege die Ausgleichung der Differenz zwischen Juden und Christen zu versuchen. Der Anschluß an die große Mehrheit ist ein Grundbedingniß zur Erreichung aller bürgerlichen und sozialen Vortheile, deren die israelitischen Gemeinden sich würdig zu machen bestreben. Mehr als vor allen Reform-Bestrebungen der jüngsten Zeit, mehr als von der Abschaffung des Kol-Nidré-Gebets, welches die Rabbinen in Braunschweig beschlossen, erwarten wir von der Verlegung der Sabbaths-Feier auf den Sonntag; eine Frage, welche auch in Deutschland anzuregen an der Zeit sein dürfte, und für die unsere ausgezeichneten Geister ihr Veto abgeben sollten. (Frankf. Journal, Beilage No. 178, vom 29. Juni 1844, Mittheilung eines Israeliten.)

Länder- und Völker-Kunde.

Die vorzüglichsten christlich-gottesdienstlichen Gebäude am Rhein.

1. Der Dom zu Mainz.

Geschichte.

Unstreitig das merkwürdigste Gebäude der Stadt Mainz ist der Dom. Er wurde auf der Stelle eines früher hier gestandenen, vielleicht schon im achten Jahrhundert aufgeführten Gotteshauses, von dem ersten Kurfürsten von Mainz, Willigis, von 978 bis 1009 erbaut. Der alte gegen den Liebfrauenplatz gerichtete Chor dürfte vielleicht ein Ueberrest der frühern karolingischen Martins-Kirche sein [1]).

Am Tage seiner Einweihung abgebrannt, wurde der Dom bis 1038 zum zweitenmal aufgerichtet, stand jedoch nur 153 Jahre. Dann abermals vom Feuer verherrt, stellte man ihn bis 1239 wieder her. Nachdem eine dritte Feuersbrunst, ein Vierteljahrhundert später, ihn vernichtet, wurde er bis 1340, fast von Grund aus, in seiner gegenwärtigen Form aufgeführt. Außer diesen drei Hauptunglücksfällen wurde der Dom noch mehrmals von Brand und Zerstörung heimgesucht, namentlich in neuerer Zeit durch den Blitzstrahl am 22. Mai 1767 und durch die Beschießung in der Nacht vom 28. zum 29. Juni 1793.

[1]) Die runden Treppen- (Esels-) Thürme zu beiden Seiten des alten Chors und der über dasselbe sich erhebende Pfarrthurm sind, bis zu den obern Aufsätzen, erstere im Anfang des zwölften, letzter im fünfzehnten Jahrhundert hinzugefügt worden, gleichzeitig mit dem Mittel-Pfeiler, welcher den Pfarrthurm trägt und den Pfarr-Chor vom Mittelschiff der Kirche absondert.

Bis gegen Ende 1803 blieb der Dom, als Futter-Behälter, im Zustande der Verödung. Durch das kräftige Einschreiten des Bischofs Colmar wurde die Wiederherstellung jedoch so eifrig betrieben, daß die Kirche den 18. August 1804 wieder eingeweiht werden konnte. Alle erforderlichen Ausbesserungen sind jedoch heute noch nicht beendet. Die Verheerungen, welche die Einquartierung von 6000 Mann französischer Truppen im November 1813 in der Kirche (aus der man später ein Schlachthaus machte) angerichtet, sind so gut als möglich wieder ausgeglichen worden.

Bei einer 1075 im Dom gehaltenen Synode kam es, wegen der wiederholten Verkündigung des Zölibat-Gesetzes zu ärgerlichen Auftritten. Zwei Jahre nachher wurde Herzog Rudolf von Schwaben, Gegenkaiser Heinrichs V., in dieser Kathedrale gekrönt und 1080 Pabst Gregor VII. abgesetzt. Ihr Boden erhielt 1458 eine Erhöhung von zwei Fuß und 299 Jahre später eine zweite, fast eben so beträchtliche. Nach Beseitigung des hohen Eisengitters, welches den bischöflichen Chor von der Pfarrkirche schied, wurde der erste 1804 durch eine abermalige Aufschüttung fast um ein Viertel vergrößert.

Willigis- und Adalberts-Thüren.

Zu den größten Merkwürdigkeiten des Doms gehören die erzenen Thüren von Willigis, welche den Haupteingang auf der Nordwest-Seite schließen. Adalbert I., den die Bürger von Mainz aus der harten Gefangenschaft befreiten, in welcher Kaiser Heinrich V. ihn hielt, ertheilte ihnen aus Dankbarkeit einen Freiheitsbrief, dessen Inhalt auf die Thüren eingegraben ist. Sie gehörten früher zur Liebfrauen-Kirche und wurden 1804 bei Demolirung derselben abgenommen, wonach man sie an den vorbezeichneten Domeingang brachte, in welchen sie genau paßten. In seiner „Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz," theilt J. Wetter, S. 95 u. 96, eine wörtliche Uebersetzung dieser Inschrift mit. Sehr beachtungswerth ist auch das Portal des alten, von diesen Thüren geschlossenen Haupteingangs mit seinem schönen Steinbild (ein lehrender Christus in dem von zwei Engeln getragenen Weltring), der herrlichen Laubverzierung ringsum und den eigenthüm-

lichen Kapitälern. Die beiden schwarzen Marmorsäulen sind aus neuerer Zeit.

Denkmäler.

Erste Reihe. Zur Linken dieses Eingangs ist der Altar in der Bonifacius-Kapelle, ein Andenken Rodensteins, von 1652, mit einem Bilde nach Rubens. Die auf dem Altar stehenden Bildsäulen der Jungfrau Maria, des heil. Bonifaz und des heil. Martin sind aus Ebenholz geschnitzt und sollen von Albrecht Dürer (der mithin auch Bildhauer gewesen sein würde) von 1520 herrühren. Vor dem Altar ist eine schöne Holzgruppe von eilf Figuren aus einem Stück aufgestellt, die Auferweckung des Lazarus darstellend, ein Geschenk des Domherrn, Grafen von Kesselstadt. Daneben, in der Magnus-Kapelle, befindet sich das vortreffliche Denkmal Theodorichs Walbott v. Bassenheim von 1610, eine Grablegung. Der dahinter sich erhebende Altar ist mit hübschen Basreliefs und andern Skulpturen aus verschiedenen Jahrhunderten, auf Kosten des Domdekans Dr. Werner, geschmückt. In der Kapelle der heil. Barbara ist der Altar Heppenheims von 1657, mit einem guten Gemälde, und in der Viktors-Kapelle der Altar Rieds von 1622 mit guten aber stark beschädigten Bildhauereien.

Pfarr-Chor. Hier gewahrt man zuerst, unten an der Treppe, den Stein de Turri's von 1264, das zweitälteste Denkmal in der Kirche. Auf der Treppe, zur Linken, steht das Denkmal Arnolds von Buchholz von 1609. Im Chor selbst ist das des Generals von Lamberg (eine Figur, die den Sargdeckel emporzuheben sich bemüht) von 1680. Neben der schmalen Decke befindet sich der Denkstein der beiden Hoheneck von 1735, und daneben der Martins-Altar, von J. F. von Greifenklau, von 1677, und daneben das Czackys von Kerßtszeg von 1734. In der Mitte des Chors steht das zinnerne Taufbecken von 1328, mit Figuren in erhabener Arbeit, das sich bis 1804 in der Liebfrauenkirche befand und seitdem mit einem kupfernen Deckel versehen worden ist.

Zweite Reihe. Folgt man der nordwestlichen Reihe der Pfeiler, so gewahrt man am ersten das Denkmal Eichspalts, drei Könige krö-

nend, von 1320. Es ist das drittälteste im Dom. Am zweiten Pfeiler befindet sich das Christofs und Joh. Filipps von Stadion von 1742. Am dritten sind die Denkmäler des heil. Bonifaz von 1357, Johannes II. von Nassau von 1419, und Frankensteins von 1774. Der folgende Pfeiler zeigt die Denksteine des Bischofs Humann von 1835, und Heusenstamms von 1594. Am sechsten Pfeiler steht Diether von Isenburg, ein steinerner Heuchler, von 1482. Am siebenten sind zwei Denkmäler W. v. Dalberg's von 1601 und 1606, wovon das eine sehr schön ist. Am folgenden befindet sich der ganz vorzügliche Stein Adalberts von Sachsen von 1484, und L. Fr. von Metternichs, von 1675. Der achte Pfeiler zeigt die Denkmäler J. W. v. Metternichs von 1694, und Dan. Brendels von 1582. Der neunte Pfeiler (bei dem die Treppe gegen die bischöfliche Kirche ansteigt) ist mit Denksteinen Seb. Heusenstamms von 1555 (ziemlich gut), Uriels von Gemmingen von 1514, (ganz in Albr. Dürers Manier) und Bickens von 1604, geschmückt. An dem folgenden starken Pfeiler sind die beiden Denkmäler Alb. v. Brandenburg von 1540 und 1565, wovon das gegen das Seitenschiff gewendete, mit der Bildsäule des Kurfürsten, zu den ausgezeichnetsten im Dom gehört.

Dritte Reihe. Zur Maria-Kapelle übergehend, findet man in derselben den Altar Hundt's von Saulheim von 1675, mit guten Gemälden: das Urtheil des Pilatus nach L. Kranach, die Schmerzen-Mutter nach Albr. Dürer, und die Kreuzigung des Apostels Petrus von Frank. Ferner das Denkmal Brendels von Homburg und Marg. von Riedesel von 1653, das gesehen zu werden verdient. In der Vorkirche — aus der man in die verbaute ehemalige Gotthards-Kapelle [1]) gelangt, durch die ein Ausgang führt — sieht man den Bartholomäus-Altar, ein Denkmal Heinrichs und Filipps von Nassau von 1601, und die Steine Kesselstadts von 1738, Gymmichs (Marmor-Mosaik von Malta) von 1739, Breidenbachs (sehr gut) von 1497, und Gablenz's

---

[1]) Sie wurde 1135 und 1136 von Adalbert I. erbaut und gehörte ursprünglich zum Bischofshof. Der Urheber des Freiheitsbriefes an den erzenen Thüren liegt in ihr begraben. Diese Kapelle sollte wohl in ihrer ursprünglichen Form wieder hergestellt werden.

(ein schöner geharnischter Ritter) von 1592. Die Steinschrift von 1457 und die treffliche Laubverzierung (welche eine abhanden gekommene Metallplatte mit einem Kruzifix umschloß), dicht neben der kleinen Wendeltreppe, dürfen nicht unbeachtet bleiben. Alte Bronzeplatten und Wappen auf den liegenden Grabsteinen in dieser Vorkirche sind leider abgebrochen worden und verschwunden.

Hoch-Chor. Im bischöflichen Chor ist das schöne Denkmal J. Fil. von Schönborn von 1673, und das L. Frz. von Schönborn von 1729. Wenn gleich die in Mitte des vorigen Jahrhunderts unter diesen beiden Denkmälern aufgestellten hölzernen Chorstühle nebst den dazu gehörigen Figuren nicht als Meisterstücke zu bezeichnen sind und den schönen Chor sehr verengen, kann doch nicht unerwähnt bleiben, daß einige von den achtzehn Karyatiden und die Bildsäulen der Heiligen Martin, Kreszenz, Bonifaz, Willigis und Bardo nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. In der Mitte des Chors ist der Bischofsstuhl, auf welchem die Kurfürsten und die neuern Bischöfe während des gewöhnlichen Gottesdienstes Platz nahmen. Vorn, an den obern Stufen des Chors, stehen zwei Marmorbildsäulen von 1727 (eine Stiftung der Familie von Galen): auf der einen Seite die des Aaron und auf der andern die des Melchisedek, wovon die erste den Vorzug verdient. Das schöne gemalte Mittelfenster ist von den Gebrüdern Helmle in Freiburg von 1831. Es hat 1500 Gulden gekostet. Sehr zu wünschen wäre es, daß die beiden Nebenfenster auf eine ähnliche Weise geschmückt würden. Im Hoch-Chor ist eine kleine aber gute Orgel. Die Sakristei enthält einen kleinen Altar und zwei Gemälde von unbekannten Meistern, angeblich aus Lukas Kranach's Schule. In der zweiten Sakristei soll ein solches von Rubens sein. Jedenfalls eine recht gut gelungene Kopie.

Vierte Reihe. Längs der südöstlichen Pfeiler-Reihe des Mittelschiffs findet man zunächst das Denkmal Bertholds von Henneberg von 1504. Am zweiten Pfeiler stehen die G. Fr. von Greifenklau von 1629, Liebensteins (recht gut) von 1509, und Fechenbachs von 1573. Der dritte Pfeiler hat nur den Denkstein Dan. Hat. von der Leyen von 1675. Der folgende bietet deren zwei, die K. H. von Met-

ternichs von 1679, und Berth. von Henneberg von 1504, letzteres eines der schönsten Denkmäler im Dom. Am fünften Pfeiler ist das Wambolds von 1647. Vor dem sechsten steht die Kanzel. Sie wurde 1834 erneuert und mit gut gearbeiteten Figuren der Apostel von Jos. Scholl geschmückt. An den folgenden Pfeiler lehnt sich das treffliche Denkmal Dam. Hat. von der Leyen von 1678, und das Colmars, von 1834. An dem achten sind die Adolfs I. von Nassau, 1390, und das älteste Denkmal im Dom, zum Andenken Siegfrieds III., von 1249. Der neunte Pfeiler hat den Denkstein Ingelheims von 1695, und der letzte den Fil. K. von Elz von 1743. Auf der Treppe am Pfarr-Chor steht das Steinbild Bucheggs von 1328, das viertälteste in der Kirche, unter demselben das des Rheingrafen von Dhaun von 1434, und daneben das eines Isenburg von 1482. Die nahe Kirchthür, wodurch man auf den Liebfrauenplatz gelangt, ist verziert mit Säulen, deren eigenthümliche Kapitäler aus Thieren rc. bestehen. Ueber der Thüre ist ein beachtungswerthes Steinbild.

Fünfte Reihe. Im südöstlichen Seitenschiff befindet sich in der Allerheiligen-Kapelle das als Altar dienende Denkmal Scharfensteins von 1604, und in der Thomas-Kapelle die gute Bildsäule des heil. Dyonisius von 1320, des heil. Thomas von 1520, und das Marmor-Brustbild J. Fil. von Kesselstadt von 1828. In der Johannis-Kapelle ist der Altar Fürstenberg's von 1608, und in der Margarethen-Kapelle das Denkmal desselben, ebenfalls von 1608. Die Andreas-Kapelle enthält ein altdeutsches Klappbild mit zwei Flügeln. Die Gemälde und bunten Basreliefs desselben sind nicht ohne Werth. Der Altar in der Laurentin-Kapelle hat ein gutes Blatt und ist ein Denkmal Dam. Hat. von der Leyen von 1676. Der in der Michaels-Kapelle ist das G. Fr. von Greifenklau von 1662, mit recht guten Basreliefs. Hier ist auch der Denkstein von Lindenfels und von Walbrun von 1673.

Fastrada-Tafel. Eine der beachtungswerthesten Steinschriften im Dom ist auf der Marmor-Tafel zur Linken des Eingangs in die Memorie. Sie ist angeblich von 794, von Kaiser Karl d. Gr. zum Andenken seiner Gemahlin Fastradana gestiftet, und befand sich früher in der Kirche des Albans-Ritterstiftes, nach deren Zerstörung im J. 1552

sie 25 Jahre später an ihre jetzige Stelle versetzt wurde. Die Jahrzahl in arabisch-gothischen Zahlen gehört indeß nicht dem achten Jahrhundert an.

Sechste Reihe. Auf der andern Seite der Thür ist das Steindenkmal Raus von Holzhausen von 1587, eine trefflich gearbeitete Grablegung. Die Vorkirche gegen den Leihhof enthält fünf sehr bemerkenswerthe Denkmäler, wovon drei aus neuerer Zeit, das prunkende H. Ferd. von der Leyen von 1714, das Joh. Phil. von Ostein von 1763 und das K. Em. von Breidenbach (mit dem herrlichen Saturnskopfe) von 1743, und zwei ältere, das bunte Schönenburgs von 1595 und das ausgezeichnete Weinsbergs von 1396. In dem jetzt nicht mehr gebrauchten Weihwasserstein an der Thür, neben dem vorletzten Denkmal, soll Gustav Adolf von Schweden, als er in den Dom geritten, sein Pferd getränkt haben. Außerhalb über dieser Leihhofsthür bemerkt man fünf sehr alte Figuren aus dem eilften oder zwölften Jahrhundert. Beachtungswerth ist auch die alte, mit acht Säulen geschmückte Rundbogenthür in dieser Vorkirche, als ältester Eingang des Hoch-Chors. Bardo's Krypta oder unterirdische Krypte im Mittelschiff ist nicht mehr zugänglich.

Memorie.

In diesem zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Kapitel-Saal befindet sich der alte Bischofsstuhl und die Denkmäler Frankensteins von 1703, Ravensburgs (eine Himmelfahrt) von 1558, Liebensteins (eine Auferstehung) von 1536; Heusenstamms (eine Kreuzigung) von 1550; ein uraltes Steinbild (ein Christuskopf) in byzantinischem Style, vor der Thür der Niklaus-Kapelle, auf dem Boden, und der Stein Vulperts von Ders von 1478; ferner viele andere auf dem Boden liegende, wovon noch 15 (unter andern ein solches eines Gensfleisch von Sorgenloch, der zweite vom Eingang) noch ziemlich gut erhalten sind, und wohl verdienen, im Kreuzgang aufgestellt zu werden. In der zur Memorie gehörigen Aegidius-Kapelle ist ein Altar mit drei guten Figuren, und diesem gegenüber eine doppelte Wendeltreppe.

Kreuzgang.

Südwest-Seite. Aus dem Kapitel-Saale tritt man rechts in die wiederhergestellte Niklaus-Kapelle mit schönen Chorstühlen aus der Hofkapelle, und links in den von 1397 bis 1412 erbauten Kreuzgang, wo bald fast alle Spuren der letzten Verwüstung verwischt sein werden. Neben der zum ehemaligen Dombibliothek-Saal führenden Thür (über welcher die schöne Bildsäule des Vizedoms Seebold von 1578 steht) ist Schwanthalers Denkmal zur Erinnerung Frauenlobs aufgestellt: eine schöne weibliche Gestalt aus weißem Marmor, die einen Kranz auf des Meistersängers Sarg legt. Ueber dem Rundbogen des Denkmals sieht man Frauenlob's Brustbild.

Südost-Seite. Hier sind mehre Denkmäler aus dem fünfzehnten, sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert. Die vorzüglichsten davon sind die von Konrad Rau von Holzhausen von 1464 und von Ehrenburg von 1497 (beide früher in der Memorie), eine mater dolorosa mit dem Leichnam von 1518 und ein heil. Martinus von 1400, über dem Eingang zum alten Kapitel-Saal, wo bisher die Erzbischöfe und Bischöfe gewählt wurden.

Nordost-Seite. Im Winkel steht ein sehr altes Steinbild, ohne künstlerischen Werth, der bekannte Atzmann. Es war früher in dem Kloster auf dem Jakobs-Berge. Daneben ist ein Stein in Form eines Spitzbogens mit vielen lachenden und weinenden Figuren, letztere mit Ketten umschlungen. Er war ehemals im Kapuziner-Kloster und wurde errichtet zum Andenken des Bürger-Aufstandes am 24. Juni 1160, wobei Kurfürst Arnold umgebracht und mehre Klöster zerstört und eingeäschert wurden. Einige Schritte weiterhin ist der 1783 nach dem Muster eines älteren Steines errichtete, zum Andenken Heinrichs von Meissen, genannt Frauenlob. Dieser Meistersänger starb 1318. Sein Grab ist näher am Eingange vom Liebfrauenplatz, wo auch der alte 1774 zerschlagene Stein war. Auf dem neueren, ebenfalls stark beschädigten, sieht man Frauenlob's Brustbild und unten seine Beerdigung. Der mit drei Kronen bedeckte Sarg wird von acht Frauen getragen. Das Denkmal des Henne Neffe, ge-

nannt Witzhenne, der dem Steinbilde nach ein kurfürstlicher Hofnarr gewesen sein mag, ist von 1467. An der ehemaligen Schulthür ist die 26 Jahre ältere Gedenktafel des Dombaumeisters Joh. Weckerlin und seiner Gattin. Vor der Domthür liegen zwei alte Grabsteine, wovon auf dem links eine und auf dem rechts zwei Figuren sich befinden. In dem von dem Kreuzgang und der Kirche umschlossenen Garten sind in einem Winkel ebenfalls zwei sehr alte Familien-Steinbilder, nebst den Statuen eines Apostels und einer Maria.

Dombibliothek und Domschatz.

Raubsucht und Vandalismus haben beide verheert. Von der ersten ist nur noch wenig, von dem letzten nichts mehr vorhanden. Die vielen alten Handschriften sind vernichtet. Zwei alte Evangelien-Bücher aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, schön geschrieben, verdienen auch wegen der mit metallenen Bildwerken und gothischen Verzierungen geschmückten Decken gesehen zu werden. Sie waren früher in der Stefanskirche, ebenso auch zwei goldne Kelche, die von Willigis herrühren sollen. Der eine scheint dem zehnten Jahrhundert anzugehören und ist sehr kunstreich gearbeitet, gleich dem größern Kelche und der dazu gehörigen Patene. Der Domschatz war vor der französischen Revolution, schon im eilften Jahrhundert, unermeßlich reich, namentlich an zahllosen kostbaren Tapeten, goldenen und silbernen Gefäßen, prachtvollen Gewändern, silbernen Kruzifixen, Arm- und Kronleuchtern, mit Juwelen besetzten Evangelien-Büchern, Kelchen, Räucher-Gefäßen, Wasserbecken von gediegenem Silber rc. rc.

Domthürme.

Ueber der alten Memoriethür sieht man innerhalb ein Steinbild des heil. Martin aus dem dreizehnten Jahrhundert, welches den Willigis-Dom, von der Nordost-Seite gesehen, in der rechten Hand trägt. Er bestand nach dieser Abbildung aus dem Rundbau des alten Pfarr-Chors, den beiden Flügeln mit niedrigen Dächern und einem ebenfalls viereckigen Mittelthurm über dem Chor. Die drei Thürme sind gleich hoch, und überragen wenig das Dach der Kirche. Im zwölften

Jahrhundert wurden die beiden Treppenthürme angebaut, später erhöht und mit schlanken Spitzen versehen. Das geschah ohne Zweifel zur Zeit der Erbauung des südwestlichen Chors des ihn überragenden Hauptthurms und der beiden kleinen Hinterthürme, von 1239 bis 1260. Ihre heutige Gestalt erhielten diese letzten Thürme nach dem Brande von 1767 und die ersten (wovon die beiden Treppenthürme noch unvollendet) nach der Einschließung von 1793.

Die Ersteigung der Domthürme ist nicht ermüdend. Auf der östlichen hellen Wendeltreppe gelangt man auf den Kirchboden und auf die Gallerie des 190 Fuß hohen Pfarrthurms, wo sich vor einigen Jahren ein Mann hinabgestürzt. Die jetzige von Dr. **Moller** entworfene Eisenkuppel dieses Thurmes wurde 1828 aufgesetzt. Sie ist 43 Fuß hoch und mißt ebensoviel im Durchmesser. Ihr Gewicht beträgt 26,571 Pfund. Ueber den Boden des Mittelschiffes der Kirche gelangt man zum Hauptthurm, der seit dem Brande von 1776 ganz von Stein erbaut ist, und eine Höhe von 283 rhein. Fuß über dem Speisemarkte hat. Bemerkenswerth sind darin die Glocken und die schöne Schlaguhr von Maiborn. Von den ersten ist nur eine alt, die vom Feuer verschont geblieben. In der Uhrkammer ist eine Oeffnung, durch die man den tief unten befindlichen bischöflichen Hochaltar erblickt. Die Aussicht vom Hauptthurm des Doms auf die Stadt und ihre Umgebung bis zu einer Entfernung von vier bis fünf Stunden ist sehr befriedigend.

Allgemeines.

Die Länge des Doms beträgt 356 und seine Breite 140 rhein. Fuß. Ohne den Kreuzgang nimmt er einen Flächenraum von 56,090 Quadratfuß ein [1]). Die Kirche ist auf 56 Pfeiler gestützt und in Form eines Kreuzes gebaut. Es gehören dazu zwanzig Kapellen, zwei Sakristeien und vierzehn (früher zweiunddreißig) Altäre. Ehrfurchtgebietend ist der älteste Theil des Domes, gegen den Liebfrauenplatz, zier-

---

[1]) Der Flächenraum des Doms in Köln wird auf 69,400, der dessen in Speier auf 69,330, jener der Kathedrale in Paris zu 59,252 und der des Münsters in Straßburg zu 48,052 Quadratfuß berechnet.

licher und prachtvoller der Bau auf der hinteren Seite gegen den Leichhof, die Leichhofstraße und das Höfchen. Sehr zu bedauern ist es, daß er gerade hier durch die vorgebauten Häuser verborgen wird. Am besten sieht man ihn noch auf dem Leichhof und dem kleinen Raum hinter den Häusern B. 12 und 14. Man findet in und an diesem Gebäude den Baustyl aller Zeiten vom neunten bis neunzehnten Jahrhundert vereinigt.

2. Die Johannis-Kirche.

Auf der Stelle dieses schon an sich ziemlich alten gottesdienstlichen Gebäudes soll die älteste Taufkirche der Stadt (der alte Dom) gestanden haben. Der Tradition zufolge wurde sie, nach Einigen um das Jahr 540 unter dem Bischof Sidonius, von einer Prinzessin Berthoara erbaut, nach Andern von einer Theolinde, der Gemahlin eines Longobarden-Königs, oder von dem Franken-König Dagobert, im J. 525. Erwiesen ist es, daß sie im 8. Jahrhundert stand. In ihrer jetzigen Gestalt ward sie erst im 17. Jahrhundert hergestellt. Sie hing früher durch einen bedeckten Gang, das Paradies genannt (worin verschiedene Kaufladen waren), mit dem Dom zusammen, und zwar auf der Stelle der heutigen Leichhofsthür. Unter der französischen Verwaltung wurde die Johannis-Kirche als militärisches Bettmagazin gebraucht. Erst 1820 ward sie der evangelischen Gemeinde überlassen, bis 1830 wieder hergestellt, und am 7. November desselben Jahres eingeweiht.

3. Die Stefans-Kirche.

Dies merkwürdige Gebäude befindet sich in schöner, freier Lage auf einem der höchsten Punkte der Stadt, etwa 100 Fuß über dem mittleren Wasserstande des Rheins. Es wurde unter Erzbischof Willigis, im Jahre 990, anfänglich von Holz, dann in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts von Stein aufgeführt, bis gegen Mitte des 13. Jahrhunderts war es jedoch schon so baufällig geworden, daß es durchaus neu errichtet werden mußte. Die Kirche ist ein schönes und kühnes gothisches Bauwerk, und ihr achteckiger, 220 rhein. Fuß hoher Thurm ist die herrlichste Warte zur Uebersicht der Stadt Mainz und ihrer rei-

zenden Umgegend, wobei vorzugsweise die Gegend, wo die alte Kriegsstadt Moguntiacum stand, nächstdem der weithin sich spiegelnde Rhein, mit dem Schlosse zu Biebrich, die Festung Kastel und viele andre Orte an seinen Ufern, der bräunliche Main, das Taunus-Gebirge, an dessen Fuß Wiesbaden liegt, die Gipfel des Feldbergs und des Altkönigs, der Odenwald mit dem Melibokus und seinem weißen Thurm, der runde Donnersberg, die langgedehnte Häuser-Reihe von Darmstadt, Schloß Frankenstein, Großgerau und viele andre Orte die Blicke anziehen. In der Laterne des Thurms war während der letzten Zeit der französischen Herrschaft ein Telegraf angebracht. Das Innere der Kirche schmückt das einfache Grabmal ihres Erbauers, über welchem sein Schädel und das von ihm herrührende seidne Meßgewand aufbewahrt werden; ferner schöne Steinskulpturen und Messing-Säulen, einige altdeutsche Gemälde, worunter eins von oder nach Lukas Kranach, ein merkwürdiger alter Stufen-Altar, mit einem schönen eisernen Gitter, durch einen neuern Vorbau verborgen, das Grabmal eines Grafen von Eppstein und andere interessante Gegenstände. In dem ebenfalls sehenswerthen Kreuzgange befindet sich ein sich selbst tragendes Doppel-Gewölbe, und neben vielen andern bereits ausgetretenen Grabsteinen der eines Mitgliedes der Familie Gensfleisch, rechts, nahe an dem vordern Eingang. Die übertünchten Fresko-Malereien unter den Kirchen-Fenstern, auf der Nordseite, treten immer deutlicher hervor und verdienen aufgefrischt zu werden.

Balneografische Skizzen.

Neueste Nachrichten über die mineralische Badquelle zu Asmannshausen.

Es sind bereits anderthalb Jahre verflossen, seit diese vortreffliche Heilquelle wieder aufgefunden und neu gefaßt worden, während welcher Zeit ihre wohlthätige Kraft sich so vielfach bestätigt hat, daß sie von

der großen Zahl derjenigen, welche ihr Wasser innerlich wie äußerlich bisher angewendet, hoch gepriesen und fleißig benutzt wird. Die Wirkungen ihres Mineral-Wassers gaben sich bis jetzt vorzüglich darin zu erkennen, daß chronische Brustbeschwerden, Schleimhusten, Lungenschwindsucht, Verschleimung des Magens mit Säurebildung und Erbrechen, Verschleimung der Harnwerkzeuge, Neigung zu Griesbildung, Magenschwäche, Gicht ꝛc. dadurch gehoben worden sind.

Man versendet das asmannshauser Wasser bereits in Krügen, worin es sich lange aufbewahren läßt, ohne an seiner Wirkungskraft wesentlich zu verlieren. Anfänglich bezweifelten dies Viele, weil der Geschmack an sich das Pikante anderer Mineral-Wasser nicht hat, und glaubten, jenes sei abgestanden. Erfahrung lehrte jedoch das Gegentheil. Ebenso meinten auch Manche, der Wärmegrad von 26 Grad Réaum. sei nicht bedeutend genug; erfahrne Aerzte hingegen rühmten gerade dies als eine Haupttugend, und zwar mit Recht; denn ein wärmeres Wasser müßte man erst noch eine Weile sich abkühlen lassen, bevor man Gebrauch davon machen könnte, und kälterem müßte man wärmeres hinzufügen, auf welche beide Weisen ein solches Wasser für Badende nichts gewinnt.

Man sollte nun wohl denken, daß der Bau des projektirten Kurhauses rasch vor sich gehen und die neue Anstalt in Kurzem von Besuchern wimmeln würde, um so mehr, da die herrliche Gegend, die äußerst günstige Lage der Quelle selbst, an dem vielbefahrenen Rheinstrom, und Asmannshausens treffliches Gewächs, sein berühmter Rothwein, Vorzüge sind, wie man sie selten beisammen findet. An Plänen zu Kurhäusern fehlte es auch nicht. — Unter denselben befand sich einer, dessen Ausführung seiner Zierlichkeit und seines Umfanges wegen sich auf 200,000 fl. belaufen würde. Einen solchen Bau wünschte man wenigstens stückweise in Ausführung zu bringen; allein — es fehlen die Mittel dazu. Reiche Städte in der Nähe, deren Bewohner große Vortheile aus dieser Anstalt ziehen könnten und von deren Beiträgen gegen Aktien, jede zu hundert Gulden, man sich eine nicht unbedeutende Mitwirkung versprochen hatte, wollten keinen Antheil nehmen.

Die Unternehmer waren daher außer Stand, etwas Großes zu beginnen. Denn nach der bereits gehabten Auslage von 14,000 fl. sind jetzt auf's neue wieder 6000 fl. zum Verbauen gesichert. Statt des Kurhauses sehen wir einstweilen blos eine Badhütte mit zwei Badzimmerchen errichten. Dagegen baut der Sohn des Direktors der Gesellschaft ein schönes Gasthaus im Orte selbst, wo einstweilen Kurgäste (deren schon gegenwärtig sich eingefunden haben) unterkommen können. Es scheint also der asmannshäuser Quelle die Ehre zugedacht, daß man einst von ihr sagen könne: „sie habe sich durch ihre eigene Kraft gehoben." So viel ist gewiß, daß, sobald Kurgäste untergebracht werden können, sich auch der Ruf des trefflichen Wassers vermehren und dadurch die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahr sich vermehren wird. Schön wäre es freilich gewesen, wenn, was auf diesem Wege erst nach mehren Jahren geschehen wird, unverweilt hätte ausgeführt werden können. Eine Aussicht zu Letzterm ist übrigens noch vorhanden. Es ist nämlich ein auswärtiger Baumeister aufgetreten, welcher ebenfalls einen einfachern und weit billigern Kurhausplan vorgelegt und sich erboten hat, einstweilen den Hauptheil desselben auf eigene Kosten aufzuführen, und mit den Zinsen des Kapitals so lange vorlieb zu nehmen, bis die Gesellschaft im Stande sei, das Ganze abzutragen; wogegen man ihm zu gestatten hätte, ein eignes Haus mit Badstuben zu errichten und von der Quelle unentgeldlich Gebrauch zu machen, bis besagter Theil des Kurhauses fertig wäre. So steht jetzt die Sache; daß sie zur Ausführung gelange, ist keinem Zweifel unterworfen, nur fragt es sich, ob es rasch oder langsam geschehen werde. Die asmannshäuser Bade-Gesellschaft hat indeß nicht versäumt, eine zweite Analyse der Quelle durch zwei Assistenten am chemischen Laboratorium in Giessen, die Herren Dr. R. Fresenius und Dr. H. Will, unter der Leitung des berühmten Chemikers, Herrn Justus Liebig, vornehmen zu lassen. Obgleich, des hohen Wasserstandes wegen die Quelle nicht ganz von Rheinwasser frei war (denn zu dieser Zeit war das Mauerwerk der Quelle noch nicht vollendet), fiel die Analyse doch so günstig aus, daß man sie sogleich veröffentlichte. Hr. Liebig setzte selbst folgende Worte voran: „Die Untersuchung des Wassers dieser neuentdeckten

Quelle, die in ihrem Vorkommen so viel Interessantes und Bemerkenswerthes darbietet, ist von meinen Assistenten mit ihrer bekannten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit unter meinen Augen in dem hiesigen Universitäts-Laboratorium ausgeführt worden."

Gebiet der Reisen.

Gesandtschaftsreise des Majors Harris nach Abyssinien.

1. Hinreise.

„Alles verkündet," sagte de Maistre schon zu Anfang unsers Jahrhunderts, „daß wir einer großen Einheit entgegenschreiten, deren Erscheinen wir schon von ferne begrüßen können." Die Weissagung des französischen Filosofen geht von Tag zu Tage mehr in Erfüllung. Schon hat die Dampfschifffahrt Europa's äußeres Ansehn wesentlich verändert; die Eisenbahnen werden binnen einigen Jahren die Umgestaltung ganz vollenden. Von einem gemeinsamen Bande umschlungen, werden die verschiednen Völker, welche sich jetzt noch um die Oberherrschaft der Erde und des Meeres streiten, bald nur eine Familie bilden, welche einer allgemeinen Sprache sich bedienen, denselben Gesetzen gehorchen und in einem gemeinsamen Interesse demselben Ziele, ohne ferneren gewaltsamen Anstoß, zustreben werden.

Wenn aber auch dies Endergebniß nicht so nahe ist, als gewisse britische Filosofen es sich träumen, kann man doch annehmen, daß es nicht mehr in das Bereich schöner Träume gehört, welche sich nie verwirklichen werden. Bevor aber Europa sich in einen einzigen National-Körper verschmilzt, bemüht es sich, die wilden Völker anderer Erdtheile mehr und mehr sich ähnlich zu machen. In dieser Beziehung hat vorzüglich England eine sehr thätige Rolle übernommen und dieselbe nicht ohne Erfolg bisher gespielt. Die Gesandtschaft des Majors

W. Cornwallis Harris nach dem äthiopischen Hochlande, zum König von Schoa, bietet dazu den besten Beleg.

Die Gesandtschaft, an deren Spitze der eben Genannte stand und die aus einigen Ingenieuren, mehren Topografen und Naturforschern, dem Hauptmann Douglas Graham, zwei Unteroffizieren und fünfzehn Soldaten vom sechsten Infanterie-Regiment und der Artillerie von Bombay zusammengesetzt war, brach von dieser letzten Stadt im April 1841 auf. Die Witterung war sehr heiß, aber das Dampfboot „Auckland" arbeitete so kräftig, daß man schon am neunten Tage im Angesicht von Aden, 1680 englische (336 deutsche) Meilen von Bombay sich befand.

Das letzterwähnte Vorgebirg wird von den Eingebornen Dgebel Schemschan genannt, und erhebt sich bis auf wenigstens 1800 Fuß über die Oberfläche des Meeres. Sein Gipfel ist fast immer mit Wolken umlagert, dabei sehr zerklüftet und außerordentlich wild. Dieser Felsen ist einer jener natürlichen Leuchtthürme, welche den Seefahrern fast immer ein inneres Meer andeuten. Auf der Rückseite des Vorgebirgs lag das britische Geschwader des rothen Meeres vor Anker. Die Reisenden auf dem Auckland wurden von ihren Landsleuten, die hier fast in halber Verbannung leben, mit lautem Jubel begrüßt. Freigewordene Neger von der Küste von Zanzibar dienen hier als Kohlenträger. Unter dem Gerassel einer kleinen Schellen-Trommel verrichten sie ihre Arbeit mit so vielem Eifer, daß die Einladung von hundert Tonnen Steinkohlen wenigstens einem Menschen das Leben kostet, der, übermäßig betrunken und unter der zu großen Anstrengung in der glühenden Hitze erliegend, hinstürzt, ohne sich wieder erheben zu können.

Wie überlegen ist auch in dieser Beziehung das britische Flegma der unbesonnenen Arbeitswuth dieser Neger! Die Kohlenträger an der Themse arbeiten gewiß eben so viel als diese, auch sind sie eben so schwarz und so schlecht gekleidet, trinken wahrscheinlich noch mehr, und dennoch stirbt keiner unter seiner Last, wobei freilich nicht unbeachtet bleiben darf, daß die größte Hitze in England mit der gewöhnlichen Tageswärme am südlichen Ende des rothen Meeres sich nicht vergleichen läßt.

Die Küste von Arabien hat durchaus nichts Malerisches; ihre Reize sind, wie bei der Auster, unter einer sehr rauhen Schale verborgen. Auf den ersten Blick hat sie Aehnlichkeit mit den Aschehaufen vor Glashütten, deren Wärmestand überhaupt der dieses schrecklichen Landes gleich kommt. Demungeachtet wohnt hier ein britischer Präsident, Hauptmann Haynes, der mit Niemand Umgang haben kann, als mit seinen von Zeit zu Zeit hier anlegenden Landsleuten, und der, wie jeder seiner Nachfolger, vorausbestimmt ist, bei lebendigem Leibe zur Mumie auszutrocknen, insofern er nicht von den wilden Eingebornen gespießt und anderweitig gebraten wird.

Das Vorgebirg ist augenscheinlich vulkanischen Ursprungs. Darf man einer arabischen Inschrift aus dem zehnten Jahrhundert Glauben beimessen, so hätte um jene Zeit die Erhebung während eines Erdbebens sich ereignet. Das Geräusch, welches man dabei vernahm, war stärker als der Donner und weithin vernehmbar, während die Erde glühende Steine, Feuer und heiße Lava ausspie. Obgleich die Zeit, welche selbst die Alpen und den Apennin nicht verschont, auch das Vorgebirg von Aden wesentlich verändert hat, läßt sich der erloschene Krater des Vulkans doch leicht noch erkennen. Jedenfalls darf die Angabe der arabischen Inschrift in Zweifel gezogen werden, weil seit der geschichtlichen Aera so bedeutende Veränderungen, wie die eben bemerkte, auf der Erdoberfläche sich nicht ereignet haben.

Anderseit ist der Vorwurf der Unfruchtbarkeit, den man der Umgegend von Aden macht, nicht neu. Denn schon Ben Batuta, von Tanger, beschreibt vor fünfhundert Jahren diese Stadt zwar als groß, aber umschlossen von einem Lande ohne alle Kultur, ohne Wasser und Bäume. Nach den alten Festungswerken und den Thürmen auf den hohen Felsen längs der Küste zu schließen, scheint das Kupfer, welches hier in Menge vorhanden ist, von je her die Habgier der Menschen gereizt zu haben, und die britischen Kanonen, welche jetzt alle Felsrücken und Schluchten bestreichen, beweisen, daß unser Jahrhundert dieselben Neigungen und Leidenschaften hat, wie die ihm vorangegangenen. Die Einbildungskraft der Araber hat nichts desto weniger dies schreckliche Land mit vielfachen Wundern bereichert. Ihnen zufolge sind die Affen,

welche sich auf den höchsten Gipfeln aufhalten, die in Thiere verwandelten Nachkommen des einst so mächtigen Stammes Ad, welcher sich das Mißfallen des Himmels dadurch zugezogen, daß sein mächtiger König Scheddad, der in der Geschichte des Morgenlandes einen so großen Ruf sich erworben, die Kühnheit gehabt, einen Garten anzulegen, der dem Paradies gleich kommen sollte. Vergebens warnte ihn der Profet Hud; da alles nichts half, wurde er nebst all den Seinigen in Affen verwandelt.

Die Uebertragung geht noch weiter. Sie berichtet, daß der Bostan al Irem oder Paradies-Garten in der Einöde von Aden noch bestehe, daß man ihn jedoch nicht finden könne, weil er auf allen Seiten von dicken Wolken umschlossen sei, die ihn unzugänglich machen. Im Meerbusen von Aden liegt auch die Insel Sira, auf welche Kain sich begab, nachdem er seinen Bruder Abel erschlagen. Der vulkanische Boden dieses Eilandes ist nackt und unfruchtbar, und scheint eben so gut als die Felsen des Kaukasus geeignet, zur Zufluchtsstätte des ersten Bruder-Mörders zu dienen. Das alles umgestaltende England wird auch hier bald wesentliche Veränderungen herbeiführen. Ehe zehn Jahre vergehen, wird eine Eisenbahn Nutrib's Träumereien verscheuchen, eine Baumwollen-Spinnerei wird Rauchwolken an den blauen Himmelsdom zeichnen, der Erfinder lieblicher Mährchen wird sich in einen Polizei-Diener verwandeln, wie der Scheik in einen Friedensrichter. Herumziehende Professoren der Staatswirthschaft werden die Beduinen mit den Grundsätzen der Staatsrente und der Abgaben vertraut machen. Die Stadt wird einen schwarzen Lordmajor und schwarze Stadträthe haben. Der erloschene Feuerberg wird sich mit Landhäusern bedecken und die Entfernungen durch den Sand der Einöde werden sich nach der Zahl der Zollhäuser berechnen lassen. Eine Speise-Wirthschaft wird auf dem Gipfel des Dgebel Schemschan entstehen, und Aden wird nur in der Beziehung von Liverpool verschieden sein, daß es 200 Meilen weiter von dem Rauch, dem Nebel und dem Gewühl der Hauptstadt Englands entfernt ist.

Die Araber bilden noch jetzt die Mehrzahl der eingebornen Bevölkerung dieser Gegend. Ihre von der Sonne noch mehr geschwärzte

Hautfarbe ist bronzeartig. Lange schwarze Haarflechten umflattern ihr Gesicht. Der Körper ist mager, aber kraftvoll. Gang und Benehmen drücken Entschlossenheit und Muth aus. Ein um den Kopf gewickeltes Tuch und ein Stück blauer Kattun, das sie willkührlich um sich schlagen, bildet ihre ganze Kleidung. Auf den ersten Blick erkennt man in dem Araber den Beherrscher der Wüste. Dieselben Gebräuche, welche im Alterthume herrschten und die wir bei den keltischen Volksstämmen bemerken, sind hier noch vorwaltend.

Will man einen benachbarten Stamm bekriegen, so bricht ein Priester einen Zweig von dem Baume Nebek, hält ihn in's Feuer, läßt seine Spitze verkohlen, taucht ihn sodann in das Blut eines frisch geschlachteten Widders und schickt dies Zeichen, welches als förmliche Kriegserklärung gilt, dem zu befehdenden Stamme. Handelt es sich um Widerstand gegen einen Angriff von Außen, so wimmelt die bis dahin verödete und menschenleere Wüste in Kurzem von zahllosen Streitern. Während Ibrahim Pascha's Einfall in Arabien brachte ein einziger Stamm mehr als 16,000 Berittene zusammen, welche das egyptische Lager in der Nacht überfielen und darin ein solches Gemetzel anrichteten, daß der Pascha nur durch einen schleunigen Rückzug sich zu retten vermochte.

Es giebt noch viele Juden in Arabien, und alle einträglichen Gewerbe befinden sich in ihren Händen. Bisher unterdrückt und verfolgt, beginnen sie unter dem ihnen zu Theil gewordenen britischen Schutze freier zu athmen. Viele von ihnen, die reich geworden, wagten es nicht, ihr Vermögen zu genießen, weil sie besorgen mußten, die Habgier der Eingebornen zu erregen und als Opfer derselben zu fallen. Jetzt geben sie ihr lange erspartes Geld für britische Stoffe, Waffen und andre Gegenstände aus, und verrichten ihren Gottesdienst öffentlich. Ihre Begräbnißplätze sind, wie in Europa, mit Grabsteinen bedeckt. Sie haben Kinder-Schulen für Knaben und Mädchen, und putzen sich an ihrem Sabbath auf's schönste.

Der Unfruchtbarkeit des Bodens in der Umgegend von Aden ungeachtet, vermehrt sich die Bevölkerung der Stadt von Tag zu Tage. Zahlreiche Einwanderer treffen unaufhörlich von beiden Seiten des

rothen Meeres hier ein, und während der letzten drei Jahre ist die Bevölkerung bis über 20,000 Seelen gestiegen. Auf allen Seiten erheben sich schöne und zierliche Häuser. In allen benachbarten Häfen wimmelt es von Fahrzeugen, die gewiß nirgend anders als in Aden anlegen werden, wenn England dies letzte in eine starke Festung verwandelt und dadurch den unwiederruflichen Entschluß ausgesprochen haben wird, sich hier zu behaupten. Nach Harris Meinung würde Aden als Freihafen bald eine große Wichtigkeit erlangen, und binnen Kurzem die Beherrscherin der benachbarten Meere und eine der wichtigsten Kolonien Großbritanniens werden.

Der eben Genannte verließ Aden den 15. Mai, nachdem er sich mit Lebensmitteln und Pferden für seine weitere Reise versorgt hatte. Als die Küste vor seinen Blicken verschwunden war, legten er und seine Begleiter das Gelübde ab, ihren Bart bis zu ihrer Rückkehr wachsen zu lassen. Sie bemerkten am 17. die Stadt Tajura über eine weite bläuliche Seefläche hervorschimmernd, auf welcher eine Menge Katimaranen mit Fischfang beschäftigt waren. Der Lotse, den die Briten mit sich genommen, war ein unermüdlicher Spaßmacher, dessen Aufschneidereien hinter denen des Freiherrn von Münchhausen wenig zurückstanden, obschon er selbst daran zu glauben schien. So erzählte er unter andern, daß er mit eignen Augen gesehen, wie man ein todtes Kameel über Bord geworfen, welches ein Haifisch sogleich verschlungen habe. Unglücklicherweise geriethen ihm die beiden Hinterbeine in die Kiefern, weßhalb er den Rachen aufbehielt und sich abmühete, die hinderlichen Beine zu beseitigen. Indeß kam ein anderer viel größerer Haifisch, der seinen Kollegen sammt dem Kameel und den Beinen desselben im Nu verschlang.

Major Harris gab sich das Ansehen, als bezweifle er die Wahrheit dieser Angabe nicht im mindesten. „Ich bin Zeuge eines noch erstaunlicheren Ereignisses gewesen,“ sagte er. „Zwei Katzen von Kilkenny überfielen sich nämlich einst in meiner Gegenwart mit so großer Wuth und verbissen sich so sehr in einander, daß von beiden nichts übrig blieb, als die Schwänze und einige Haare.“ Der Lotse riß die Augen gewaltig auf und schüttelte bedenklich den Kopf. „Wie ist es möglich,“

sagte er, „daß von **beiden** nur die Schwänze übrig geblieben? Von einer würde ich es mir gefallen lassen, aber von beiden ..... Da muß etwas dazwischen gekommen sein. Auf jeden Fall können Sie glauben, daß die Geschichte mit den beiden Haifischen sich wirklich zugetragen hat."

— Und die mit den beiden Katzen auch, sagte Harris.

Tajura ist ein armseliger Hafen, dessen alleiniger Handel in dem mit Sklaven besteht. Der Sultan der Stadt schien nicht in der besten Laune, doch nahm er die Geschenke der Briten an, welche sich von hier nach Schoa zu Lande auf den Weg machten. Bei'm Aufladen des Gepäcks beschwerten sich die Kameel-Treiber über die zu großen Lasten, welche man ihren Thieren aufbürden wollte. Mit vieler Mühe wurde endlich alles aufgebracht. Es blieben nur noch einige Waffen und eine kleine Orgel übrig. Ein Mann wollte die ersten tragen, sie jedoch, um sie bequemer fortzubringen, in der Mitte zerbrechen. Darauf sagte der alte Lotse zu ihm: „Freund, du bist zu groß, man muß dir die Beine abhauen."

— O, thut das nicht, rief jener erschrocken, Ihr würdet mir dadurch das Leben nehmen.

„Nun, Sohn einer Eselin, siehst Du denn nicht, daß, wenn Du die Waffen zerbrichst, sie zu nichts mehr tauglich sind?" ....

Gleich außerhalb Tajura erhebt sich der Weg gegen ein mächtiges Basalt-Gebirg, wo die Sonnenhitze so unausstehlich ist, daß Europäer, welche nie in Afrika gewesen, sich davon keinen Begriff machen können. Zuerst kommt man zu öden Hügeln, die mit Lava-Bruchstücken bedeckt sind. Von Zeit zu Zeit sieht man Säulen von über einander gehäuften Steinblöcken, zur Erinnerung eines an dieser Stelle verübten Verbrechens. Endlich zeigt sich in der Ferne der hohe, zuckerhutförmige Dgebel Siaro, an dessen Fuße sich der Assad-See ausbreitet, wo die Luftspiegelung sehr häufig ist. Wie merkwürdig dies Fänomen auch sei, so hat es auf den ersten Blick doch nichts Angenehmes. Ein eirundes Wasserbecken, von 7 engl. (1½ deutschen) Meilen Durchmesser, ist mit bläulichem stehendem Wasser angefüllt und zur Hälfte mit schneeweißem Salz bedeckt. Auf drei Seiten erheben sich hohe, nackte

Felsen, auf der vierten thürmen sich zerklüftete Lava-Wände über einander. Man vernimmt in dieser brennenden Wüste nicht das mindeste Geräusch; keine Wasserfalte durchfurcht die unbewegliche Oberfläche des Sees, der einem ungeheuren Stahlspiegel nicht unähnlich ist, während die Sonne von dem wolkenlosen Himmel mit einer Macht auf den Boden brennt, welche diesen in Staub verwandlen zu sollen scheint.

Darf man sich noch wundern, daß ein abergläubiges Volk in eine so entsetzliche Gegend die Wohnstätten schadenfroher und verderblicher Wesen versetzt? Die tiefe und geheimnißvolle Höhle Adyli, am Ende einer diesen traurigen Hochebenen, soll den Dginen und Afriten, deren Stimmen man während der Nacht hört, und die des Reisenden sich bemächtigen, um ihn zu zerreißen, als beständige Zufluchtsstätte dienen.

Nach der Beschreibung des Major Harris kann man diese glühende Wüste als unbewohnbar betrachten. Der erstickende Geruch, welcher sich aus den stehenden Salzteichen erhob, verhinderte die Reisenden fast, Athem zu schöpfen, und die drückende Hitze wurde eher noch vermehrt als vermindert durch die heftigen Windstöße aus Nordwest, welche den ganzen Tag hindurch dauerten. Dabei verbreitete das Salz, welches die benachbarten Kreide-Hügel bedeckte, einen so stechenden Glanz, daß ihn das Auge kaum zu ertragen vermochte. Die Luft selbst schien zu brennen, und der vom Winde erhobene Sand bildete beträchtlich hohe Säulen, welche sich mehrmals durchkreuzten und die Reisenden zu ersticken drohten. Eine Menge Pferde, Maulthiere und Kameele, durch die Stiche der Bremsen außer sich gebracht, eilten dem einzigen Baume zu, den man am Gesichtskreise bemerkte, und bemühten sich gegenseitig, sich aus dessen Schatten zu verdrängen. Harris und seine Begleiter mußten Zuflucht in kleinen vulkanischen Höhlen suchen, worin sie sich nur unvollkommen zu schützen vermochten. Die Hitze in diesen Schlupfwinkeln ließ sich mit der eines Ziegel-Ofens vergleichen. Im Schatten der aufgespannten Regen-Schirme und der darüber gelegten Mäntel erhob sie sich noch bis auf 126 Grad. Es ist unbegreiflich, wie Menschen eine solche Hitze zu ertragen vermochten. Gibt es keinen andern Weg nach Abyssinien als diesen, so dürfte England von dem letzten

keine wesentlichen Vortheile gewinnen, weil es ihm unmöglich sein würde, mit ihm in nähern Verkehr zu treten.

Um zu begreifen, welchen Genuß ein Glas frischen Wassers gewährt, braucht mun nur eine Reise nach Inner-Afrika zu machen. Auf dem Schiffe war das Wasser schon schlecht genug. Man fand es nicht besser in Aden, noch schlimmer in Tajura, und in der Wüste, jenseit dieses Ortes, hätte man unserm gewöhnlichen Sumpfwasser vor der warmen, schmutzigen Jauche, welche hier in Bockshäuten geschöpft wurde, die auf beiden Seiten mit Unschlitt und Lohe bedeckt waren, bei weitem den Vorzug gegeben.

Aber die Reisenden hatten noch mit andern, bei weitem größern Leiden zu kämpfen. Sie überstiegen um Mitternacht die vulkanische Felsen-Kette, welche den See auf der Südostseite umschließt. Der Nordostwind wehte fast noch eben so heftig als am Tage und die davon erhobenen Sandwirbel stürzten sich in das große Salzwasser-Becken, welches, beleuchtet vom Mondschein, ein ungeheurer Silberschild zu sein schien. Auf jeden Windstoß folgte jene schreckliche Stille, welche ein Hochwetter andeutet, und zwar ein Hochwetter zwischen den Wendekreisen, von dessen Entsetzen sich Niemand einen Begriff machen kann, der ein solches nicht gesehen.

Der Pfad selbst, auf dem man fortschritt, hatte etwas Furchtbares. Er schlängelte sich hin auf dem schmalen Grate des Gebirgs und war kaum breit genug für den Tritt eines Kameels. Große Lavablöcke verengten ihn noch mehr. „Die Schrecken einer solchen Nacht," sagt Major Harris, „lassen sich nicht beschreiben. Obgleich die nächste Quelle noch sechszehn Meilen entfernt war, belebte doch die Hoffnung, Wasser zu finden, unsere Kräfte auf's neue; doch reichten wir damit nicht bis zu Ende aus. Die Hitze war so erstickend, Hunger und Durst hatten uns so sehr erschöpft, daß die schwächsten meiner Begleiter bald zurückblieben. Die glühenden Stöße des Sirokko trugen uns noch einige Zeit ihren Ruf nach Wasser zu, es war jedoch unmöglich, ein so vielfaches Bedürfniß zu befriedigen. Unser ganzer Vorrath, aus etwa sechs Maas Wasser bestehend, dem wir etwas Weinessig beigemischt, war bald erschöpft. Die Linderung, welche den Armen dadurch zu Theil

geworden, war von kurzer Dauer. Sie stürzten nieder mit dem Ausruf, daß ihre letzte Stunde gekommen sei und sie sich nicht mehr Mühe geben wollten, ihr armseliges Dasein zu fristen. Die Hunde streckten sich aus und blieben unbeweglich, Pferde und Maulthiere waren nicht mehr vom Fleck zu bringen, und man sah sich genöthigt, diese Thiere zu verlassen. Selbst der Soldat, der in mehr als einer Schlacht dem Tode die Stirn geboten, erwartete ihn jetzt, unfähig, noch einen Schritt zu thun, als einen Retter von den furchtbarsten Qualen, die er je erduldet. Als endlich der Tag wieder anbrach und die ungeheure rothe Sonnenscheibe von neuem über den See sich erhob, bemächtigte sich aller derjenigen, welche bisher noch einigen Muth bewahrt, die größte Verzweiflung. Denn so weit ihr Auge reichte, erblickte es nichts als das Entsetzen der Wüste, und der Trost der Führer, bald Wasser zu finden, vermochte Niemand mehr zu erheben."

In einer so überaus traurigen Lage befanden sich die Reisenden, als sie in der Ferne einen Beduinen erblickten, der ihnen einen großen Schlauch voll schlammigen Wassers brachte. Die Hülfe kam zur rechten Zeit. Sie verlieh den Verschmachtenden neue Kräfte, und hatte die Folge, daß am Abend desselben Tages die Reisenden, wenn auch sehr leidend, doch alle auf einem gemeinsamen Lagerplatze versammelt waren.

Nach Durchreisung dieser schrecklichen Wüste, die in der Breite nicht unter fünfzig englischen (zehn deutschen) Meilen mißt, und die dem Handel immer ein großes Hinderniß entgegenstellen wird, hatten die Reisenden noch eine lange und beschwerliche Strecke durch ein ödes Land zurückzulegen, das nur von Räubern bevölkert scheint und wo die Bosheit und Habgier der Eingebornen ihnen zahlreiche Hindernisse entgegenstellte, bevor sie die Grenze Abyssiniens erreichten. Es war bisher unbekannt, daß dieser Theil Afrika's früher viele Vulkane gehabt. Die ganze Strecke vom rothen Meere bis in das Innere Abyssiniens ist augenscheinlich vulkanischen Ursprungs. Ueberall bemerkt man die Ueberreste alter Feuerberge und die Spuren der von ihren jetzt erloschenen Kratern angestellten Verheerungen. Von einer der seltenen Oasen, welche die Reisenden auf ihrem Wege berührten und die den Namen Sultelli hat, entwirft Harris nachstehendes Bild:

„Eine Ebene, mit vulkanischen Spitzhügeln überdeckt, die vor kurzem erst dem Boden entstiegen zu sein scheinen und die ein breites Band von schwarzer verglaster Lava umschlingt, befindet sich auf drei Seiten des kleinen grünen Geländes. Darüber erhebt sich der wenigstens dreitausend Fuß hohe Abida-Berg, dessen Gipfel fast immer mit Wolken bedeckt ist, und der einen Durchmesser von dritthalb Meilen hat. Hinter diesem Berge ist der Krater des noch höhern Ajullu, die alte Grenzscheide des ehemaligen Aethiopiens und am bläulichen Saume des Gesichtskreises bemerkt man das hohe abyssinische Gebirg."

Es gibt der Flüsse so wenige in Afrika, daß die Reisenden immer mit der größten Ungeduld dem Augenblick entgegensehen, wo sie hoffen dürfen, auch nur einen an sich unbedeutenden Bach zu überschreiten. Um so größer war also, wie man sich leicht denken kann, die Freude des Major Harris und seiner Gefährten, als sie auf einmal auf dem Gipfel eines Hügels zu ihren Füßen den Hawasch erblickten, der die natürliche Grenze des Königreichs Schoa bildet. Das von diesem Flusse bewässerte düstere und einsame Thalgelände gewährte den Reisenden einen Anblick, den sie in Afrika kaum wieder zu sehen hoffen durften, nämlich üppiges Grün und schöne Baumpartien, die den schlängelnden Lauf des Hawasch bezeichneten, so weit das Auge ihn zu verfolgen vermochte. Er schien von einem hohen Gebirg herabzukommen, über das sich ein von Wolken umlagerter Bergkoloß erhob, an dessen Fuße die Hauptstadt des Landes gewesen war. Wie entfernt dies Ziel auch noch sein mochte, gewährte sein alleiniger Anblick den Reisenden doch schon vielen Trost, und keiner von ihnen ahnte, wie lange es noch dauern würde, bis sie den Boden von Ankober betreten würden. Die Hitze war den ganzen Tag erstickend gewesen. Am Abende regnete es ziemlich stark, und da man kurz vor Sonnen-Untergang die Zelte zusammengelegt und aufgepackt hatte, wurde die Karavane bis auf die Haut durchnäßt. Es war nun vor allem darum zu thun, über den zweitgrößten Strom Abyssiniens zu gelangen, was keine leichte Aufgabe genannt werden durfte, da weder eine Brücke noch Kähne vorhanden waren und die seichten Stellen, wo er durchwadet werden konnte, den Reisenden unbekannt waren.

„Der Hawasch," sagt Major Harris, „entspringt im Mittelpunkte Aethiopiens, in einer Höhe von 8300 Fuß über dem Meere. Wenig verstärkt durch einige schwachen Bäche, welche von den hohen Bergen von Schoa und Efat herabkommen, bewässert er die traurigen Ebenen Adajels, die nur in seiner Nähe grün und bebüscht sind, und verliert sich endlich in den Lagunen von Aussa. Das dichte und schwere Gewölk, welches die bläulichen Gipfel der Berge seines Ursprungs umzog, ließ eine nahe Ueberschwemmung befürchten."

Unten im Thale genossen die Reisenden, nach langer Entbehrung, zum erstenmal wieder das Vergnügen, reines Wasser zu trinken, und im Schatten zu ruhen.

Ungeachtet der Thalgrund eine fette, üppige Wiese war, bemerkte man anfänglich doch wenig Vieh auf derselben, weil die benachbarten Raubstämme zu häufig sich einfinden, um es zu entführen. Ein kleines Wäldchen von Akazien und Fruchtbäumen war von welschen Hühnern belebt, und die zerbrochenen Zweige mehrer großen Bäume deuteten an, daß das größte aller Säugethiere sich hier aufgehalten. Mit Mühe gelang es den Reisenden, sich einen Weg durch dies Dickicht bis zum Flusse zu bahnen. Sein erdiges Wasser war mit schwimmendem Holz bedeckt und floß mit einer Geschwindigkeit von drei englischen Meilen in einer Stunde, zwischen zwei etwa fünfundzwanzig Fuß hohen Erdwänden dahin. Er mochte an der Stelle, wo man sich befand, etwa sechzig Klafter breit sein. Der Wasserstand war niedrig; die Breite vermehrt sich also in demselben Maße, als jener steigt. Die herbei geschwemmten Holzstücke, welche zwischen den Zweigen der Weidenbäume am Ufer staken, bewiesen, daß der Fluß vor kurzem erst eine bedeutende Höhe erreicht. Auf dieser Stelle befand man sich 2200 Fuß über dem Meere.

Am Abend schoß Harris nach einem Nilpferd und traf es an der Stirn; es tauchte unter und verschwand. Die Führer erklärten zwar, daß die Wunde nicht tödtlich sei, wurden jedoch bald eines andern belehrt, als nach einer Viertelstunde der gewaltige Leichnam des Thieres wieder sichtbar wurde. Man zog ihn an's Ufer, und mehre Eingeborne, welche sich indeß eingefunden, theilten sich sein Fleisch, ohne sich im

Mindesten um die Europäer zu kümmern, denen sie diese Beute verdankten. Mit derselben schwer beladen entfernten sie sich, gefolgt von ihren ebenfalls belasteten Weibern und Eseln, ohne einen Blick oder ein Wort des Dankes.

Je weiter man am Ufer hinzog, um so sumpfiger und um so bevölkerter von Thieren der verschiedensten Art wurde es. Zahllose Schwärme wilder Gänse und Enten, Reiher und andrer Vögel belebten den Ado oder das Weißwasser, einen See von zwei englischen Meilen im Durchmesser, den man eine Strecke weit zur Seite hatte. Mehre Weiber, welchen man hier begegnete, benachrichtigten die Reisenden, daß kurz vorher ein Rudel Elefanten im See sich gebadet, und wirklich bemerkte man die Fußstapfen dieser Thiere im Sande. Ganze Wolken von Mücken, deren Stiche sehr schmerzlich waren, lagerten sich auf Menschen und Vieh und verursachten ihnen unausstehliche Qualen. In größerer Höhe bemerkte man lange Striche von Heuschrecken, die von der Küste nach Abyssinien zogen.

Wie um das gräßliche Gebrüll der Krokodile, der Nilpferde und anderer Thiere zu beschwichtigen, das man bei jedem Schritte vernahm brach am Abend ein furchtbares Gewitter aus, wie Harris nie ein ähnliches erlebt zu haben sich erinnerte. Der Regen rauschte stromweise herab, die Bäume stöhnten und krachten, der Donner rollte so schwer, daß die Erde erzitterte. Die ganze Natur schien sich in einer Krisis zu befinden, deren Ende eben so vernichtend als wohlthätig sein konnte. Der Major versichert, daß der Hagel, welcher auf sein Zelt niederprasselte, ein größeres Geräusch verursacht habe, als wenn man mit Kartätschen gegen ein Thor geschossen hätte. Auf den blendendsten Sonnenschein, den man kaum zu ertragen vermochte, folgte fast unmittelbar die schwärzeste Nacht. Der Boden, auf den man die Zelte gebaut, und der so ausgetrocknet war, daß er bei der leisesten Berührung sich in Staub verwandelte, wurde ein fast unergründlicher Sumpf. Das geringe Obdach, welches man anfänglich unter den Zelten gefunden, blieb nicht andauernd, des gewaltigen Sturmes wegen, der alles über den Haufen warf. Man mußte deßhalb, um nicht selbst fortgerissen zu werden, sich auf dem schwimmenden Boden fest zusammendrücken, den

Regen über sich herabrauschen lassen und geduldig das Ende des Gewitters erwarten. So unerträglich heiß der Tag gewesen, so schneidend kalt wurde die Nacht, und es ist zu verwundern, daß bei einer solchen Prüfung die ganze Expedition nicht vom Fieber befallen wurde.

Nach einem fünfunddreißigtägigen Marsche erreichten die Reisenden endlich die Stadt Furri. Unter einer Bedeckung von dreihundert Mann, die mit Lunten=Flinten bewaffnet waren, hielten sie ihren Einzug in diese Grenzstadt des Königreichs Efat, unter Schießen und Musik, wobei die Krieger ihre Köpfe mit weißen Federn geschmückt hatten. Einzelne Häuser=Gruppen mit zugespitzten Dächern, welche die Abhänge von zwei neben einander befindlichen Hügeln bedeckten, zeigten sich den erfreuten Britten. Es waren die ersten festen Wohnungen, welche sie seit ihrem Aufbruch von Tajura gesehen. Obgleich dieselben nichts Anziehendes hatten, betrachtete man sie doch mit dem größten Vergnügen, weil man dadurch die Ueberzeugung erlangte, daß man aus der unbewohnbaren Wüste endlich in eine bevölkerte Gegend gelangt sei.

Die Afrikaner haben eine überwiegende Vorliebe für den Diebstahl; die Einwohner von Furri konnten deßhalb die Kisten und Ballen der Reisenden nicht sehen, ohne den Wunsch zu verspüren, einen Theil davon sich zuzueignen. Die Minister des Königs und seine Hofleute schienen am meisten dies Verlangen zu spüren und die größte Mühe zu haben, wenigstens einigermaßen es zu verbergen. Es traf ein besondrer Beauftragter des Negus (Königs) mit einem Pferde und einem Maulthier aus dem königlichen Marstall ein. Beide Thiere waren schön und nicht ohne Geschmack aufgezäumt, was das Erstaunen der Menge erregte. Frauen und Mädchen, mit blutrothen Hemden bekleidet, stießen ein betäubendes Geschrei aus, in welches eine Menge alter Weiber, mit Kapuzen über den Köpfen, aus Kräften einstimmten, indem sie sich die Ohren zuhielten, während die Männer, welche den Fremden zur Bedeckung geschickt worden, und die Kameeltreiber in ein wieherndes Gelächter ohne Ende ausbrachen. Um das zusammengelaufene Volk auseinander zu treiben, ließ der Anführer einen Stier unter dasselbe treiben. Fünfzig Neger verfolgten ihn so lange mit ihren in der Sonne

blitzenden Krisen oder Degen, bis es einem gelang, ihm die Sehnen an beiden Vorderfüßen zu durchschneiden. Das Thier stürzte brüllend zu Boden, wonach eine Menge Hunde losgelassen wurden, welche es zerrissen. Die benachbarten Völker sprechen von den Bewohnern dieser Provinz nur mit Verachtung. Ihnen zufolge öffnen sie den Mund nie, ohne eine Lüge auszusprechen, sie greifen mit ihren langen Armen nie um sich, ohne etwas zu stehlen, und setzen ihre Beine nur in Bewegung, um davonzulaufen.

Die Reisenden kamen nun durch eine Gegend, welche vielleicht die schönste dieses Erdtheils ist. In Afrika berühren sich die Extreme, und man geht unmittelbar aus einer leblosen Wüste in die belebteste und herrlichste Oase über. „Die Szene verändert sich," sagt Harris, „wie durch Zauberei. Statt des vulkanischen Bodens, auf dem wir bisher gewandert waren, befanden wir uns inmitten schöner Wiesen und mit den verschiedenartigsten Früchten überladener Felder. Unser Gepäck wird von sechshundert Muselmännern getragen, weil die steilen Abhänge, welche wir zu ersteigen haben, nicht zulassen, daß man sich der Kameele bedient. Unsere Träger aber scheinen ziemlich übel gelaunt, und nehmen eine Linie von mehr als einer englischen Meile ein, wie sehr wir uns auch bemühen, sie zusammenzuhalten. Am 17. Morgens begannen wir auf solche Weise die abyssinischen Alpen zu ersteigen. Die Flötenspieler schritten voran und die wilden Krieger ließen ihre Gesänge erschallen."

„Der Morgen war frisch und lieblich. Ein stärkender Windzug umwehte uns, obgleich wir kaum zehn Grad vom Aequator entfernt waren. Die Gewächse, welche wir erblickten, schienen einer nordischen Zone anzugehören. Bald hatten wir einen steilen Hügel zu erklimmen, auf dessen Rücken der Pfad kaum zu erkennen war, bald versenkten wir uns wieder in ein Thal, dessen schöne Bäume und herrliches Grün zwischen zwei Blumen-Hecken uns erquickten. Mächtige Rosen-Sträuche, Farrenkraut und Geisblatt bedeckten die gegen die Höhen ansteigenden Staffeln der Berge, auf deren Gipfeln man Häuser mit spitzen Strohdächern bemerkte, die von dichten Hecken umschlossen und unter hohen Bäumen mehr oder weniger verborgen waren. Zogen wir an einem

solchen Weiler vorüber, so strömten die Bewohner desselben herbei und betrachteten uns mit Verwunderung, die wir uns dadurch erklärten, daß unser Anblick ihnen ganz neu war. Die Weiber begrüßten uns mit einem Zirolit oder Freude-Geschrei, wobei sie den Instrumenten, welche sie mitgebracht, schneidende Töne entlockten. Selbst die Vögel, von denen es auf den Bäumen und in den Gesträuchen wimmelte, stimmten in diese Freudenbezeugungen mit ein. Bald bemerkten wir das erste christliche Dorf auf einer mäßigen Höhe. Dann überschritten wir nacheinander drei Hügel-Reihen. Auf der letztern sahen wir das hübsch bewaldete Land Ankober, von hohen Bergen in Hufeisenform umschlossen, in Gestalt eines prächtigen Amfitheaters von zehn englischen Meilen im Durchmesser. Ueberall zeigte sich uns die reichste Vegetation in ihrer üppigsten Mannigfaltigkeit."

Auf diesem Punkte mußten die Reisenden so lange verweilen, bis ihnen aus der Hauptstadt die Erlaubniß zukam, nach dieser letzten sich zu begeben. Eine etwa dreitausend Fuß höher als Furri gelegene Stadt diente ihnen als Aufenthaltsort. Bei ihrem Einzug in dieselbe schossen ihre Begleiter und tanzten neben ihnen her, um zu beweisen, daß die Fremdlinge ihnen Freude machten und sie dieselben ehren wollten. Der Balletmeister des kriegerischen Tanzes war ein schon etwas bejahrter Mann, der ein bloßes Schwert zwischen die Zähne nahm und die seltsamsten Sprünge machte. Die Einwohner ihrerseit stimmten in den Gesang ein, den die Krieger begonnen hatten. Da die Stadt auf einem der zahllosen Spitzberge gelegen ist, welche sich über die Hochebene erheben, hat man eine weite Aussicht über dieselbe, und überzeugt sich auf den ersten Blick, daß das Land sehr bevölkert ist, da ein Dorf sich gewissermaßen an das andere reiht. Ueberall, wo der Boden nur irgend ertragsfähig ist, sieht man ihn mit allen möglichen Getreide-Gattungen, wie mit Erbsen, Bohnen, Baumwolle rc. bepflanzt. Die Häuser und ihre nächsten Zugehörungen sind durch Hecken von einander geschieden. Sie erheben sich stufenweise über einander bis zu einer Höhe von mehr als dreitausend Fuß. Noch höher soll es deren ebenfalls viele geben; allein das Auge vermag sie nicht mehr zu unterscheiden, und da Harris keinen dieser Berge erstieg, konnte er sich nicht überzeugen, ob die ihm

zu theil gewordene Angabe auf Wahrheit begründet sei oder nicht. Dies so stark bevölkerte Gebirg ist eins der Natur-Wunder Abyssiniens. Dichtes Gewölk umlagert fast immer seinen Gipfel, der sich bis auf vierzehntausend Fuß über die Meeres-Fläche erhebt. Weiter unten ist dunkler Wald. In ihm werden die Schätze aufbewahrt, welche die abyssinischen Könige seit der Wiederherstellung ihres Reiches, mithin seit hundertundfünfzig Jahren gesammelt haben.

Die Gesandtschaft war schon ziemlich lange auf dem Marktplatz gelagert, als der Statthalter sich einfand, und ihr ein nicht großes, einer alten muselmännischen Frau gehöriges Haus zur Nachtherberge anwies, Die drei Töchter dieser Verehrerin des Profeten hießen Dämmerung, süße Zitrone und Sonnenstrahl. Uebrigens war ihr Haus nichts weniger als angenehm, vielmehr niedrig und überaus schmutzig. Da es überdem an Lebens-Mitteln fehlte, brachten die Reisenden darin eine fast ebenso traurige Nacht zu, als inmitten der Wüste. Wie nahe man auch dem Aequator sich befand, war die Nacht doch empfindlich kalt und der in Menge strömende Regen drang durch hundert Oeffnungen herein. Selbst das Feuer mußte man wieder auslöschen, weil kein Rauchfang vorhanden war und man fast erstickte. Nächstdem war das Ungeziefer in so großer Menge in dieser Hütte, daß man sich dessen nicht erwehren konnte.

Am nächsten Morgen wurde dem Gesandten die betrübende Nachricht, daß der König jetzt nicht nach seiner Hauptstadt sich begeben könne, und daß wenn er ihm seine Aufwartung machen wollte, er entweder zu ihm in's Gebirg kommen, oder an dem Orte, wo er sich befand, warten müsse. Harris schrieb diesen Zwischenfall der zufälligen Zerbrechung einer der Kisten zu, worin sich die für den König bestimmten Geschenke befanden. Dieser war so neugierig zu wissen, was man ihm bringe, daß er ohne jenen Zufall gewiß augenblicklich herbeigeeilt sein würde. Er hoffte besonders, viel Geld zu erhalten, da aber in jener Kiste nichts als lederne Eimer waren, und der Anblick derselben selbst den gemeinen Leuten auffallend war, schien es dem Könige der Etikette gemäß, die Gesandtschaft recht lange auf die Ehre einer Audienz harren zu lassen.

Die regnerische Jahreszeit begann, und die Lage der Reisenden ver-

schlimmerte sich von Tag zu Tag. Auf alle Briefe, welche der Major an den König schrieb, erhielt er keine andern als ausweichende Antworten. Auch hoffte der Statthalter auf ein ansehnliches Geschenk und der Beherrscher von Abyssinien glaubte seinen Unterthanen wahrscheinlich einen recht großen Begriff von seiner Macht zu geben, wenn er die brittische Gesandtschaft mit merklicher Nichtachtung behandle.

Indeß bot dieser gezwungene Aufenthalt des Major Harris zu Alio Amba demselben Gelegenheit, eine Menge interessanter Bemerkungen über die Sitten und den Handel der Bewohner dieser Gegend zu sammeln. Ihr vorzüglichster Handel besteht in Sklaven; doch wird auch viel Kaffee von Hurrna ausgeführt, und jährlich gehen drei große Karawanen nach Zeyla und Barbara mit Elfenbein, Straußenfedern, Safran, Gummi und Myrthe, wogegen sie blaue und weiße Baumwollen-Zeuge, indische Kattune, Seiden-Zeuge, Schwals, Glaswaaren, Weihrauch, Messingdraht und Zink zurückbringen.

Moralische Statistik.

Verschiedenes aus und über London.

Der Pfarrsprengel Mary le Bone, einer der ausgedehntesten der ungeheuern Zusammenhäufung, welche die Hauptstadt Englands bildet, hat eine Bevölkerung von 137,955 Seelen und verwendete 1841 für die Unterhaltung seiner Kirchen und Wohlthätigkeits-Anstalten, seines Straßenpflasters und dessen Reinigung, deren Erleuchtung, der Polizei, der Unterhaltung der Gefängnisse, der Irrenhäuser rc., die Summe von 1,150,000 fl. Die City von London, deren Bevölkerung sich nur auf 129,251 Seelen belief, verwendete zu demselben Zweck die Jahres-Summe von zwölf Millionen Gulden. Der Rath der Alderman besteht aus 26 Mitgliedern. Neunzehn derselben werden von 6177 Häusern ernannt und die sieben übrigen Alderman von 10,299

Häusern. Die Freemen oder Freimänner allein besitzen das Wahlrecht, und es gibt Stadtviertel, worin nur ein Drittel der Hauseigenthümer oder der Hauptmiether Freemen sind. Es gibt dieser letzten zweierlei Art, nämlich solche, welche im Genusse der Freiheit der City sind, und Kleinhandel ohne Hinderniß betreiben können, oder solche, welche die Freiheit irgend einer Gesellschaft genießen und Theil haben an dem ausschließlichen Vorrechte oder Monopol, welches diese Gesellschaft besitzt. Läßt Jemand sich in der City nieder, und betreibt er irgend einen Kleinhandel, so muß er vor Allem 140 fl. entrichten, was sehr viel ist für einen Gemüsehändler oder irgend einen andern Krämer, dessen ganze Betriebs-Summe vielleicht nicht 200 fl. übersteigt, früher war die zu entrichtende Summe noch viel beträchtlicher und belief sich auf nahe an 500 fl. Der berühmte Watt, der Erfinder der Dampfmaschine mußte London verlassen, weil er diese Summe nicht aufzubringen vermochte. Ueber die Verwendung der durch diese Freiheits-Ertheilung eingehenden Gelder wird öffentlich keine Rechenschaft abgelegt. Die Zünfte bestehen noch mit allen ihren alten Verstößen, Anmaßlichkeiten und Beschränkungen. Die der Lastträger besteht aus etwa 1200 Individuen. Die Gastwirthe der City versuchten es 1833 von dem durch diese Zunft aufgebürdeten Joche dadurch sich zu befreien, daß sie ihre eigenen Wagen durch ihre Fuhrleute abladen ließen, was, wie sie voraussetzten, niemand ihnen verweigern könne. Der Common Council belehrte sie jedoch eines andern, indem er ihr Verfahren als eine Anmaßung der Rechte der Lastträgerzunft qualifizirte. Auch die 4000 bis 5000 Themse-Schiffer bilden eine eigene Zunft, welche gleich den Lastträgern das ausschließende Recht hat, Güter auf dem Flusse fortzuschaffen, Personen überzusetzen ꝛc.

Es gibt fast keinen Gegenstand, von dem in London nicht eine besondere Abgabe erhoben wird. So belief sich 1841 die von den Steinkohlen allein auf 1,600,000 fl. Die Polizei kostet ungeheure Summen. Die des Pfarrsprengels Mary le Bone erforderte 1841 nicht weniger als 270,000 fl. und die der City nahe an 600,000 fl., wobei nicht vergessen werden darf, daß dieß Korps aus 4,394 Mann besteht. Die städtischen Beamten sind sehr gut bezahlt; der Stadtschreiber allein er-

hält jährlich 42,000 fl., wofür er sich einige Unterschreiber halten muß. Der Lordmajor kostet der Stadt jahraus jahrein nicht weniger als 240,000 fl. Bei der Einsetzung des letzten Lordmajors beliefen sich die Kosten des trocknen Mittagessens auf etwas mehr als 12,000 fl. Dazu kamen noch 42 Dutzend Flaschen Portwein mit 1900 fl., 23 Dutzend Flaschen Xeres mit 880 fl., 10½ Dutzend Flaschen Madera mit 340 fl., 16 Dutzend Flaschen Rheinwein mit 720 fl., 21½ Dutzend Flaschen Bordeaux mit 1200 fl. und 63 Dutzend Flaschen Champagner mit 2800 fl. Angenommen, daß bei diesem Gastmahl 500 Personen betheiligt waren, was jedenfalls die größte Zahl ist, welche angenommen werden kann, so kommen auf jeden Kopf 4½ Flaschen Wein, was einen guten Begriff von der Trinkfähigkeit der Hauptpersonen der Stadt London gibt.

Literarische Korrespondenz.

Aufruf und Bitte an die Christen aller Bekenntnisse, aller Länder und Stände.

Wer ein menschlich fühlendes Herz in sich trägt für fremdes Elend und in wessen Brust noch ein Funke der mitleidigen Liebe glimmt, die da weinet mit den Weinenden, der muß sich im tiefsten Inneren ergriffen und erschüttert fühlen durch die Kunde von den Gräuelthaten, deren blutiger Schauplatz neuerdings wieder das Morgenland geworden ist. Und wer sind die unter diesen Gräuelthaten Seufzenden? Es sind Christen, durch das große, heilige Band des Glaubens an denselben Herrn und Heiland mit uns verbundene Brüder! — Kein Christenherz kann und darf gleichgültig und gefühllos bleiben bei solchem Christenelende, jedes muß den Drang in sich fühlen zum Versuche der Hülfe!

Schon vor Jahren ist daher von Darmstadt aus an alle Regierungen und einflußreiche Männer unserer Zeit ein Aufruf und eine Bitte ergangen, die aber leider! ohne den gewünschten Erfolg blieb.

Ein neuer Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung der unglücklichen Christen im Morgenlande dringt zu unseren Ohren und Herzen. Gräßlich und herzzerreißend sind die Nachrichten von den Verfolgungen und Ausschweifungen, welchen nach Tagesblättern und Briefen die muselmännische Bevölkerung und Soldateska gegen die Christen in Adrianopel, Latakiah, Jerusalem, Aleppo, Diarbekir und an anderen Orten sich hingegeben hat; schauderhaft sind die namenlosen Gräuel des Mordes, des Brandes, der Frauen= und Mädchenschändung, welche diese Unmenschen gegen unsere Christenbrüder verüben, deren einzige Schuld der heilige Christenname ist, den sie gemeinschaftlich mit uns tragen. Völlig schutz= und hülfelos sind sie bei der Ohnmacht der türkischen Regierung ihren grausamen Peinigern preisgegeben, und können — ein ganzes christliches Dorf in Albanien soll nur dadurch seine Rettung erkauft haben — nur durch Verläugnung ihres Christennamens, nur durch den Abfall vom Christenthume gegen solche Gräuel sich schützen.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die ganze christliche Welt gegen diese Unglücklichen eine heilige Pflicht hat, fühlen sich die Unterzeichnetem in ihrem Glauben, in ihrem Herzen und Gewissen genöthigt, jenen Hülferuf zu erneuern und alle Christen zu thätiger Theilnahme, zu möglichster Hülfe für unsere unglücklichen Brüder laut und dringend aufzufordern.

Menschenfreunde, Christen aller Bekenntnisse und Kirchen, aller Länder und Stände, tretet zusammen zu einem großen Hülfsvereine und laßt nicht ab, auf alle gesetzliche und vor Gott und den Menschen erlaubte Weise zu reden und zu handeln, bis es gelungen ist, jenen Gräueln und Schandthaten ein Ziel zu setzen und unseren Christenbrüdern im Morgenlande Ruhe und Friede und dadurch ein erträglicheres Loos zu bereiten. Sagt nicht, daß die beschränkten Mittel der Einzelen dazu nicht ausreichen. Sie werden ausreichen, wenn ihr selbst nur ernstlich wollt; unsere erleuchteten Regierungen werden uns unterstützen und wir sie, und der Allmächtige wird seinen Segen geben.

Der beabsichtigte Verein will sich — was ihm auch gar nicht zukommen könnte — keineswegs einmischen in Staatsverhältnisse. Sein Zweck sei nur: die Theilnahme für die Unglücklichen immer allgemeiner

zu erregen und durch die Macht der Rede und der Bitte, überhaupt durch Aufsuchung und Anwendung aller erlaubten Mittel darauf hinzuwirken, daß dem gränzenlosen Elende der Christen im Morgenlande ein bleibendes Ziel gesetzt und ihnen dazu geholfen werde, ihren Glauben frei und ungehindert bekennen und ausüben zu dürfen. Der Hülferuf der Unglücklichen ergeht an uns! Ueberhören wir ihn, überlassen wir sie ihrem Elende, ohne auf Hülfe gedacht zu haben, unser innerer Richter würde uns vor uns selbst, und sie würden uns vor dem ewigen Richter verklagen!

Diesem allgemeinen Aufrufe fügen die Unterzeichneten zur näheren Bezeichnung der Vereinszwecke einen kurzen Entwurf von Statuten bei, deren Berathung und Annahme von den Beschlüssen der Gesellschaft und von der Genehmigung der Staatsregierung abhängt. Allgemein freudiger Theilnahme und baldiger Beitritts-Erklärung von Hohen und Niederen sehen sie zuversichtlich entgegen. Die öffentlichen Blätter aber werden gebeten, den vorstehenden Aufruf zu verbreiten und der heiligen Angelegenheit auf alle mögliche Weise förderlich zu sein.

Statuten-Entwurf.

§. 1. Vereinszweck.

Der Zweck des Vereins ist die Erweckung der Theilnahme an dem namenlosen Elende der Christen jedes Bekenntnisses im Morgenlande. Der Verein will unter dem Schutze und mit Hülfe der christlichen Regierungen alle die gesetzlichen Mittel und Wege aufsuchen und anwenden, durch welche und auf welchen diesem Elende für die Dauer gesteuert werden kann.

§. 2. Vertrauen des Vereins.

Der Verein vertraut für seine christliche Absicht der Allmacht und Gnade dessen, der auch geringe Kräfte zu segnen weiß; er vertraut dem Mitgefühle der ganzen Christenwelt; er vertraut den erleuchteten christlichen Regierungen, die in seinem Streben nur einen Ausdruck der Menschlichkeit und der christlichen Bruderliebe erkennen und die Vereinszwecke gern und freudig fördern werden.

§. 3. Vereinswirksamkeit.

Der Verein wirkt für seinen Zweck

1) durch allgemeine Anregung des Mitgefühls für das Elend der Christen im Morgenlande auf dem Wege öfterer öffentlicher Mittheilungen;
2) durch Vorstellungen und Bitten bei den christlichen Regierungen;
3) durch Anknüpfung von Verbindungen mit den einflußreichsten Männern unserer Zeit; und endlich
4) soweit dies jemals möglich und nöthig werden sollte, durch etwaige Geldunterstützungen.

§. 4. Umfang des Vereins.

Der Verein will seine Mitglieder sich sammeln unter den Bekennern aller christlichen Kirchen, unter den Bewohnern aller christlichen Länder, unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

§. 5. Dauer des Vereins.

Der Verein dauert so lange, bis der Grund des Uebels gehoben und den Christen im Oriente ein beruhigter Zustand und ein genügender Schutz gegen die Wiederkehr unmenschlicher Gräuel auf die Dauer gesichert ist.

§. 6. Leitung des Vereins.

Den Verein leitet und seine Geschäfte besorgt ein Ausschuß von 25 Männern, die sich der Regel nach einmal monatlich versammeln. Aus diesen 25 wird Einem der Vorsitz, einem Anderen das Sekretariat übertragen. Der Präsident hat die Versammlungen zu leiten, der Sekretär die Korrespondenz 2c. zu führen, unter Kontrole des Vorsitzenden. Der Verein ernennt unter jenen 25 Einen zum Kassier, einen Anderen zum Kontroleur und einen Dritten zum Herausgeber eines Monats-Berichtes.

§. 7. Oeffentliche Berichte.

Wo möglich jeden Monat, oder doch so oft, als Stoff vorliegt, veröffentlicht der Verein einen Bericht, der unentgeltlich verbreitet wird

und Nachrichten über den Zustand der Christen im Morgenlande und über den Stand und die Wirksamkeit des Vereins enthält.

§. 8. Jahresversammlungen.

Alle Jahre findet eine Vereins-Versammlung statt, in welcher Rechnung abgelegt und die Vereins-Angelegenheit öffentlich besprochen wird. Jedes Vereinsmitglied hat Zutritt.

§. 9. Mittelpunkt des Vereins.

Der Vereins-Mittelpunkt ist vor der Hand Darmstadt. Sobald sich anderwärts auch Vereine bilden, wird eine Verständigung mit denselben zur Anerkennung des besonders geeigneten Mittelpunktes des ganzen Vereines führen.

§. 10. Mitgliederschaft.

Mitglied ist Jeder, der seinen Beitritt bestimmt erklärt und sich zu einer jährlichen Gabe verpflichtet.

§. 11. Geldbeiträge.

Zur Bestreitung der nöthigen Kosten bestimmt jedes Mitglied eine, wenn auch noch so geringe jährliche Liebesgabe, deren Betrag jedoch einen Gulden nicht übersteigen darf. Höhere Gaben werden mit Dank angenommen und als Geschenke betrachtet.

§. 12. Stellung des Vereins zu den Regierungen.

Die Genehmigung des Vereins durch die großh. hessische Staats-Regierung, sowie die Genehmigung der Regierungen anderer Länder, in denen sich Vereine bilden, bleibt ausdrücklich vorbehalten und der Verein tritt erst durch diese Genehmigung in's Leben.

Darmstadt im April 1844.

Beck, Geheimer Regierungsrath. F. Bender, Hofdiakonus. Dr. Eduard Duller. A. Emmerling I., Hofgerichts-Advokat. Fresenius, Obristlieutenant. Görz, Ober-Finanzrath. Hähnle, Kammersänger. E. E. Hoffmann, Gemeinderath. W. Hoffmann, Au-

diteur und Hofgerichts-Advokat. Jonghaus, Hofbuchhändler. Kahlert, Kaufmann und erster Beigeordneter. Keim, Oberkonsistorialrath und Stadtpfarrer. Dr. Köhler, Prälat. Dr. Künzel, Lehrer der Gewerbschule. Dr. Leidhecker, Medizinalrath. Dr. Ludwig, Oberkonsistorialrath und Stadtpfarrer. Neidhardt, Oberkonsistorialrath. Petsch, Polizei-Inspektor. Pfnor, Hofkammer-Sekretär. Reuling, Regierungsrath. Rink, Garnisons-Prediger. Fr. Ritsert, Frei-Prediger. Seederer, Kassier der Staats-Schulden-Tilgungs-Kasse. Städel, Regierungsrath. Stegmayer, Geheimer Medizinalrath und Leibarzt Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen. Stücker, Stadtpfarrer. Wenk, Kaufmann und Gemeinderath. Dr. K. Zimmermann, Hofprediger.

Bettina über Ebel.

In dem so eben erschienenen von Frau Bettina v. Arnim besorgten Frühlingskranze des Clemens Brentano, wird auch des berühmten (1830 in Zürich verstorbenen) Dr. Ebel in einer Art erwähnt, die alle, welche den Dr. Ebel nur etwas zu kennen und zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, gar sehr verwundern muß. Denn wie in Ebel's Denken und Thun die höchste sittliche Reinheit vorherrschend und jeder unsaubere Cynismus ihm gänzlich zuwider war; so trug auch sein äußeres Wesen den Stempel der größtmöglichsten Reinlichkeit, was sogar Manchen als Pedanterie erscheinen mochte, dem wackeren Dr. Ebel aber ganz naturgemäß sich anfügte. Einer bloßen Zufälligkeit so unzart nun zu gedenken, wie es in jenem Frühlingskranze geschieht, ist nicht löblich; und was würde denn Frau Bettina v. Arnim wohl dazu sagen, wenn die vielen gar seltsamen Aeußerungen und Behauptungen gedruckt erschienen, die in Bezug auf ihre weibliche Reinheit und Reinlichkeit mündlich und schriftlich im Umlauf sind? Dergleichen dürften aber zu keinem schönen Kranze sich verflechten.

Koblenz, Juli 1844. * * *

Literatur.

32. Skizzen aus dem Norden.

Der erste Band dieser an neuen Bemerkungen und Angaben reichen Reise durch Skandinavien, von Theodor Mügge, ist so eben im Verlag von C. F. Kius in Hannover erschienen. Mit Recht sagt der Verfasser, daß Norwegen bisher fast nur von Natur-Forschern bereist und beschrieben worden, für die Volk und Staat Nebensache waren und die deshalb nur einige, gewissermaßen zufällige Bemerkungen in ihren Schriften darüber haben fallen lassen. Das Werk des französischen Reisenden Ampère selbst, dessen Herr Mügge nicht erwähnt, ist im Ganzen genommen viel zu oberflächlich, als daß man etwas Befriedigendes über den wirklichen gesellschaftlichen und politischen Zustand Skandinaviens daraus entnehmen könnte.

Wenn auch die Skizzen aus dem Norden, wie schon ihr Titel besagt, kein in der eben angedeuteten Beziehung erschöpfendes Werk sind und sein sollen, enthalten sie doch so viele interessante Mittheilungen, so viele treffliche Beobachtungen, ein so richtiges Eingehen in die innern Zustände und Verhältnisse, der von dem Verfasser bereisten Länder, daß man nicht allein mit gespannter Aufmerksamkeit und mit Vergnügen, sondern auch mit wirklichem Nutzen seine Mittheilungen und Schilderungen liest. Sie enthalten Vieles für Viele und mancher, der für gute Lehren sonst nicht zugänglich sein dürfte, könnte sich daraus ganz unbemerkt den einen oder den andern Fingerzeig entnehmen, der nicht ohne Rückwirkung auf das öffentliche Wohlergehen bleiben

würde. Ist es betrübend zu sehen, wie gering selbst in unsern Tagen der Verkehr zwischen den deutschen Häfen an der Ostsee und den skandinavischen Reichen ist, so liegt die Schuld dieses Mißbeständnisses vielleicht weniger an den ersten als an den drückenden Zöllen, welche jenseit der baltischen See noch bestehen und namentlich in dem beträchtlichen Sundzoll dem Ostsee-Handel eine immer unerträglicher werdende Last aufbürden. Kopenhagen erschien dem Reisenden als der ungeheure Kopf eines Zwerges, den dessen gebrechlicher Körper nicht ohne eine Anstrengung zu tragen vermag, die mehr und mehr seine Kräfte erschöpft. Die hochgesteigerte Vergnügungssucht der Bewohner von Kopenhagen ist ebenfalls kein gutes Zeichen und versinnlicht den Zustand eines Menschen, der systematisch alle Grillen zu verscheuchen sich bemüht, wäre es auch auf eine Weise, die sein Vermögen untergraben und ihn endlich zu Grunde richten müßte.

Nach einigen See-Erlebnissen landete der Verfasser in Norwegen. Dieses Königreichs Hauptstadt, Christiania, bot ihm eine Bevölkerung, die keinesweges den Kern der norwegischen Bevölkerung vertritt, deren Lebens-Sitten und Gewohnheiten vielmehr eine Nachahmung des abgeschliffenen, eigenthümlichkeitslosen Wesens der größern Städte Englands, Frankreichs und Deutschlands sind. Verfeinerungssucht, aristokratisches Streben und Ueberhebung persönlicher Wichtigkeit, die man vorzüglich den Beamten in Christiania nachsagt, stehen freilich in einem auffallenden Gegensatz zu dem derben, wenn auch keineswegs unhöflichen Benehmen der Gebirgs-Bewohner. Die vorwaltende Neigung Norwegens zur Demokratie wird von dem Verfasser richtig erkannt und beleuchtet. Mit Unparteilichkeit spricht er über die Staatsverfassung dieses Landes, die Organe der Oeffentlichkeit und die ausgezeichnetsten Männer der demokratischen wie der Regierungs-Partei. Dadurch, daß den größern Grundbesitzern, den Proprietaires, wie man sie nennt, ein unbestreitbares Uebergewicht in den Staatsangelegenheiten zugestanden worden, ist auf diese selbst eine gewisse Einseitigkeit übergegangen, die oft hemmend eingreift, wenn es um einen wirklichen Vorschritt zu thun ist. Das Bauernthum ist überhaupt nur freisinnig in allem, was auf seinen eigenen Vortheil hinzielt, dagegen störrisch und unliberal in al-

lem übrigen, besonders in dem, dessen positiven Nutzen für sich selbst es nicht begreift.

Mügge's Streifereien durch das norwegische Hochgebirg sind nicht allein anziehend als Schilderung, sondern ebenso wie die im Flachlande beachtungswerth durch die treffenden Karakter- und Sittenzeichnungen, welche er überall einzustreuen weiß. Darum wiederholen wir auch zum Schluß, was wir gleich anfänglich gesagt, daß seine Skizzen aus dem Norden eine besonders anziehende Kraft haben, welche die Aufmerksamkeit des Geistes und die Theilnahme des Herzens lebhaft beschäftigen, mithin für die größte Leserzahl befriedigend sind.

33. Oesterreichisches Morgenblatt.

Mit Anfang 1844 hat diese von Joh. Nep. **Vogl** redigirte Zeitschrift ihren 9. Jahrgang begonnen. Jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend erscheint von derselben ein halber Bogen in größtem Quartformat, auf schönem Velin-Papier, mit Original-Beigaben. Der Jahrgang kostet in Wien 10 fl. K.-M., auswärts durch alle Postämter und gute Buchhandlungen 8 Thlr. Der Inhalt ist eben so mannigfach als belehrend. Er umfaßt nicht allein die verschiedenen Zweige der schönen Literatur und Kunst; er bietet auch interessante Sitten-Gemälde und Eigenthümlichkeiten des In- und Auslandes, kurze Abhandlungen aus der Länder- und Völkerkunde, Reisebilder, Erzählungen, Anekdoten, Kuriositäten ꝛc., enthält einen Literatur-Salon, Theater-Kritiken, eine Eisenbahn-Zeitung, einen Omnibusdienst für die verschiedenartigsten Gegenstände; ferner Schnurren und Schnacken, einen künstlerischen Wegweiser, eine bunte Revüe, überhaupt des Abwechselnden und mannigfach Interessanten viel.

34. Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst.

Von dieser Literatur- und Kunstzeitung der österreichischen Monarchie, welche in Wien von Dr. A. Adolf **Schmidl** herausgegeben und redigirt wird, erscheinen wöchentlich zwei Nummern (Mittwoch und Sonnabend), jede von einem Bogen, gr. 4. Die uns vorliegenden Blätter enthalten mehre wichtige Abhandlungen, auch statistische Ta-

bellen zur Literatur-Geschichte Oesterreichs von Schmidl; eine Uebersicht von der neuesten Geschichts-Literatur Kärntens von Chmel; eine Uebersicht der polnischen periodischen Presse im Jahre 1843 von Emil; einen Aufsatz über die prager Universitäts-Bibliothek, von Spirk; einen Prospekt der deutschen Forstliteratur, von ihrem Beginne bis zum Jahre 1830, von Weeber; allgemeine Bemerkungen über topografische Karten, von Steinhauser, einen Magyaren-Spiegel, von Csaplovics und viele andere nicht minder interessante Aufsätze. Jeden Monat erscheinen zwei Beiblätter zu dieser Zeitung, ebenfalls jedesmal ein Bogen in 4., Mittheilungen zur Geschichte, Geografie, Statistik und Naturkunde bietend. Preis 7 fl. K.-M. halbjährlich.

35. Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig.

Der unter diesem Titel aktenmäßig und urkundlich belegte Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprozesses und der politischen Zustände Deutschlands, welcher zu Ende des vorigen Jahres im Verlag des literarischen Komptors in Zürich und Winterthur veröffentlicht worden, hat nicht geringes Aufsehn erregt. Wie konnte es auch anders sein? Die darin in Rede gestellte Sache ist von zu durchgreifender Wichtigkeit, als daß sie nicht allgemein und ernstlich hätte beachtet werden sollen. Indem wir uns jedes Ausspruches über dieselbe enthalten, da ein Urtheil in einer so schrecklichen Angelegenheit, welche wir nicht der vollen Wahrheit gemäß zu ergründen vermögen, unsere Befugniß überschreitet, begnügen wir uns zu sagen, daß diese Sache mehr oder weniger aktenmäßig in den Nummern 3, 4 und 5 der „Zeitinteressen" in Erörterung gestellt worden, und daß bei Durchlesung dieser furchtbaren Abhandlung uns ein Schauder ergriffen hat. Möge es, zum Heil der Staaten selbst, recht bald möglich werden, das bisherige geheime Strafprozeß-Verfahren durch ein öffentliches zu ersetzen.

36. Die Dorfgerichte in Preußen.

37. Ueber den Einfluß der Fabriken und Manufakturen in Schlesien.

Diese beiden kleinen Schriftchen von Treumund Welp, das erste

ein Bruchstück aus den Memoiren eines schlesischen Bauern, veröffentlicht durch Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig, das letzte in Kommission des literarischen Museums zu Leipzig, geben einen neuen Beweis, sowohl von der Total-Eigenthümlichkeit als von der Fehdelust des rastlos wirkenden Verfassers, der sich bei seinem zweiten Briefe, das „Polemische" enthaltend, das Motto gewählt:

> Es will die Welt befehdet sein,
> Soll sich das Leben finden;
> D'rum werd' ich auch mit Groß und Klein,
> In Worten keck anbinden!

Mit solchem voraus bedungenen Streben dürfte der Verfasser der Sache, welcher er dienen will, vielleicht mehr Hindernisse als Beförderung zuwenden. Denn wie manches Treffende, Wahre und Beachtungswerthe in seiner Schrift über die Dorfgerichte er auch gesagt, von welcher Theilnahme und Gemeinnützigkeit sein zweites vorgedachtes Schriftchen auch zeugt, besorgen wir doch sehr, daß beide weder für ihn, noch für andere lohnende Früchte tragen werden.

38. Franz Freiherrn Gaudy's sämmtliche Werke.

Die beiden ersten Bändchen der von Arthur Müller angekündigten und von ihm zu besorgenden Herausgabe der „sämmtlichen Werke Gaudy's," sind im Verlage von Karl J. Klemann, in Berlin, erschienen. Dieselben enthalten, nächst dem Vorwort des Herausgebers, von demselben eine Lebens-Beschreibung Franz Freiherrn Gaudy's, worin zwar sehr gedrängt (der Herausgeber behält sich vor, die Biografie Gaudy's umständlicher zu bearbeiten und dieselbe in einer besondern Schrift zu veröffentlichen) doch möglichst vollständig die Lebens-Wandelungen des Betreffenden gegeben sind, der den 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. O. geboren wurde und den 5. Februar 1840 starb. Die zweite Hälfte des ersten Bandes füllen des Verblichenen Lieder. Der zweite Band enthält seine Terzinen und die köstliche Humoreske: „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen." Der dritte und vierte Band wird die größern erzählenden Dichtungen enthalten: „Der Liebe Loos" und „Pauline," sowie die beiden Humoresken: „Das

fünfzigjährige Jubiläum" und „die allerneusten Schicksale des Hundes Berganza." Der fünfte und sechste Band werden zum erstenmal die „Portogalli," Reise- und Lebensbilder aus Italien, bringen. Der siebente Band wird die „Kaiserlieder," und der achte die Novellen „Desengaño" und „die Lebensüberdrüssigen" enthalten. Die „Romanzen und Balladen" werden den Inhalt des neunten Bandes, die „Venezianischen Novellen" den der drei folgenden Bände bilden. Die noch übrigen Bände werden enthalten: „Lyrische Gedichte, Kopien des Laien, Wanderers Schreibtafel, erzählende Dichtungen, Elegien und Epigramme, vermischte Gedichte, Nachbildungen, Novellen und Erzählungen, Dramatisches, mein Römerzug, Wasserrosen, Genrebilder und Humoresken."

Ausländische Literatur.

Statistik der ungarischen Literatur.

Im vergangenen Jahre 1843 sind, so viel sich's ausmitteln läßt, im vereinigten Ungarn und Siebenbürgen mit Ausnahme der Zeitungen, insgesammt Zweihundert und einundvierzig Schriften, darunter einige in mehreren Heften oder Bänden aus der Presse hevorgegangen. Darunter sind:

	ungar.	fremde Sprachen.	zusammen.
Religionswissenschaft aus	16	3	19
Filosofische Staats- und Rechtswissenschaft	26	10	36
Filologische	17	8	25
Geografie	4	7	11
Geschichte	9	4	13
Oekonomische	4	7	11
Jugendschriften	37	1	38
Belletristisches	34	9	43
Miszellen	21	10	31
	168	59	227

Nach Angabe dieser kleinen Tabelle übersteigt die Zahl der magyarischen Werke jene der übrigen beinahe um das dreifache. Zu bemerken ist jedoch, daß hier unter den fremden Sprachen blos die deutsche und lateinische verstanden wird, da mir über Erscheinungen in serbischer, slavischer und andern Sprachen keine Daten vorliegen. Diese Ziffern geben in Betreff der ungarischen Literatur ein erfreuliches Ergebniß, besonders wenn wir in Betracht ziehen, daß vor kaum fünfzehn Jahren ein fleißiger Leser Alles, was es da an ungarischen Büchern gab, mit leichter Mühe durchlesen konnte. Daß die Jugendschriften in so hübscher Anzahl dastehen, ist ein gutes Zeichen; denn das sind wahre Fortschritte im Interesse der Erziehung. Die Zahl der belletristischen Werke möchten wir zu niedrig finden, da die schöne Literatur schon für sich eine Nummer ansprechen dürfte, wie solche sonst kaum drei der fruchtbarsten Fächer der ersten Wissenschaften, — mithin so viele als die Jugendschriften, Staats-, Rechts- und Sprach-Wissenschaften zusammen — aufweisen können, wo hingegen jetzt die Zahl der belletristischen Werke kaum um einige Einheiten jene der Jugendschriften übertrifft. Dies behaupten wir aus dem Grunde, weil die schöne Literatur ein Gemeingut ist, ja derselben auch der ernste Gelehrte nicht völlig entrathen kann und darf, sintemal sie den Wissenschaften selbst mehr Reiz verleiht. Wir erlauben uns daher aus dem Umstande, daß der Absatz der ungarischen belletristischen Bücher selbst bei dieser ihrer geringen Anzahl nicht eben bedeutend ist, den Schluß zu folgern, daß einige patriotisch gesinnte Damen, und einige hundert Schulzöglinge oder für die Schriftstellerbahn sich vorbereitende Jünglinge unser ganzes belletristisches Publikum ausmachen, denn daß ein Publikum mehr Ernstes als Ergötzendes vertragen könnte, würde ich, selbst wenn ich es glauben müßte, ungern sehn, besonders wenn, wie in der vorigjährigen Belletristik, so belebt klingende Namen und Werke vorkommen.

Bei Betrachtung der Bewegung der vorjährigen Presse, dürfen wir die Zeitungen nicht vergessen, welche besonders im verflossenen Jahre eine solche Kraft entwickelten, wie solches noch nicht vorher in irgend einem Jahre geschehen. Nehmen wir wöchentlich nicht mehr als zwei und dreißig Bogen an, so beträgt die ganze Zeitungsmenge in

einem Jahre 1664 Bogen, welche in beiläufig 20,000 Exemplaren nach allen Richtungen des Landes sich zerstreuen.

Hierher dürfte man noch die landtäglichen Akten und Diarien zählen, welche ebenfalls in der Literatur einen großen Platz behaupten, und viele Hände und Talente beschäftigen.

Man kann annehmen, daß von jedem ungarischen Buche im Durchschnitte 300 Exemplare abgesetzt werden — wonach der gesammte Bücher-Absatz sich auf 72,000 Exemplare beläuft, und jedes Exemplar durchschnittlich zu 1 fl. K. M. berechnet, 72,000 fl. C. M. resultiren. Die Zeitungen, für ein Exemplar blos 5 fl. K. M. gerechnet, und unter 20,000 nur 10,000 bezahlte Exemplare angenommen, laufen auf eine Summe von 50,000 fl. K. M. hinaus, und somit verausgabt der Ungar für geistige Nahrung 122,300 fl. K. M. Welche Summen strömen dann noch überdieß ins Ausland hinaus für Bücher. Gebe Gott, wir könnten noch größere Summen für Bücher verwenden; denn wahr ist es, schwerlich dürften wir weder früher noch später in Besitz eines solchen Kapitals gelangen, welches so reichliche Zinsen trüge als Bildung und Zivilisation! Bis dahin jedoch — gebe Gott dem Zweigroschen-Entwurf seinen Segen. „Regélo."

Statistik.

18. Einwohnerzahl von Brüssel.

Von den 113,207 Einwohnern, welche Brüssel 1842 hatte, bedienten sich 42,591 der französischen und 68,804 der flämischen Sprache. Von der Gesammtzahl waren 110,000 Katholiken; der Ueberrest bestand aus Bekennern verschiedener Glaubens-Meinungen. Männlichen Geschlechts waren 52,538 und weiblichen 60,669 Individuen. Die Zahl der letzten war also jener der ersten um 5131 überlegen.

19. Bevölkerungs-Bewegung in Darmstadt.

Auf eine Bevölkerung von 29,726 Seelen (die militärische Besatzung und Bessungen mit inbegriffen) wurden in sämmtlichen Stadtgemeinden zu Darmstadt, im Laufe des Jahres 1843 geboren 616 Kinder (männl. 293, weibl. 323) wovon 90 uneheliche (47 männl., 43 weibl.). Die Zahl der Todtgebornen belief sich auf 34, welche in obiger Summe nicht mit inbegriffen sind. Zwillinge waren neun Paare. Konfirmirt wurden 346 Individuen (188 Knaben, 158 Mädchen). Zum Abendmahl waren 2204 Personen gegangen. Es starben in demselben Jahre (die Todtgebornen mit inbegriffen) 550 Individuen (276 männl. 274 weibl.). Die Bevölkerungs-Vermehrung betrug also 66 Seelen. Das jüngste Kind, ein Mädchen, lebte 45 Minuten, die älteste Person, ein Mann, 92 Jahre. Von den zwischen 70 und 92 Jahr Verstorbenen waren 26 Männer und 31 Weiber, zusammen 57.

Eisenbahnen.

10. Eisenbahn zwischen Karlsruhe und Dos.

Die Preise auf der badischen Eisenbahn zwischen Karlsruhe und Dos, welche den 1. Mai eröffnet worden, sind folgendermaßen festgestellt:

	1. Kl.		2. Kl.		3. Kl.	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
von Karlsruhe bis Ettlingen	—	21	—	12	—	9
„ „ „ Muggensturm . . .	—	51	—	39	—	27
„ „ „ Rastadt	1	6	—	45	—	33
„ „ „ Dos	1	30	1	—	—	45

Man findet allgemein, daß diese Preise zu hoch gestellt sind, da man selbst in den bisherigen Omnibus für die Fahrt von Karlsruhe

nach Baden nur 1 fl. 12 kr. bezahlt und ein Platz im Eilwagen zwischen den beiden Städten 1 fl. 36 kr. kostete, so daß man selbst in diesem letzten noch wohlfeiler fährt, als in der ersten Wagen-Klasse auf der Eisenbahn, indem man von Dos bis Baden noch 15 bis 18 kr. zu bezahlen hat. Auf der andern Seite bezahlt man von Karlsruhe bis Bruchsal, das eben so weit von dem ersten entfernt ist als Rastadt, in der ersten Wagen-Klasse 57 kr., in der zweiten 35 kr. und in der dritten 24 kr.

11. Eisenbahn-Brücke von Venedig.

Die Brücke, auf welcher die Eisenbahn von Mestre nach Venedig führt, hat eine Länge von 11,416 Fuß und kostet 4½ Millionen ital. Lire (1,200,000 Thlr. oder 2,100,000 fl.)

12. Eisenbahn zwischen Berlin und Frankfurt a. O.

Vom 1. Mai dieses Jahres sind die Fahrten auf der Berlin-frankfurter Eisenbahn folgendermaßen festgestellt: Bei den Personen-Zügen dauert die Fahrt auf der ganzen Strecke bei Tage 2 Stunden 20 Minuten und zwar:

von Berlin bis Köpenick .	1½ M.	oder	2½	Wegst.	in	18 Min.
Aufenthalt .	.	.	.	.	.	5 „
„ Köpenick bis Erkner .	1¾ „	„	3	„	„	22 „
Aufenthalt .	.	.	.	.	.	5 „
„ Erkner bis Fürstenwalde	3 „	„	5	„	„	38 „
Aufenthalt .	.	.	.	.	.	10 „
„ Fürstenwalde bis Briesen	2 „	„	3⅓	„	„	24 „
Aufenthalt .	.	.	.	.	.	2 „
„ Briesen bis Frankfurt .	2½ „	„	4⅙	„	„	36 „
Zusammen . .	10¾ M.	od.	18	Wegst.	in	2 St. 40 M.

wovon 2 Stunden 18 Minuten auf die Fahrt und 22 Minuten auf das Verweilen an den Zwischen-Staaten kommen. Durchschnittlich werden also auf dieser Eisenbahn, wie auf der Taunus- und der Bonn-kölner Bahn 8 Wegminuten in 1 Zeitminute zurückgelegt. Bei Abend dauert die Fahrt 3 Stunden 10 Minuten und zwar: von Berlin bis

Köpenick 23 Minuten (Aufenthalt 5 M.), von Köpenick bis Erkner 27 M. (Aufenthalt 5 M.), von Erkner bis Fürstenwalde 45 M. (Aufenthalt 10 M.), von Fürstenwalde bis Briesen 30 M. (Aufenthalt 5 M.), von Briesen bis Frankfurt 40 M. Also kommen auf die Fahrt 2 Stunden 45 Minuten und auf den Aufenthalt 25 Minuten. Die Fahrpreise sind nach den Wagen-Klassen festgestellt wie folgt:

von Berlin bis	1. Klasse.		2. Klasse.		3. Klasse.	
	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.
Köpenick	—	15	—	7½	—	4
Erkner	1	—	—	17½	—	10
Fürstenwalde	1	22½	1	7½	—	22½
Briesen	2	10	1	20	1	—
Frankfurt	3	—	2	5	1	7½
Von Frankfurt bis						
Briesen	—	20	—	15	—	7½
Fürstenwalde	1	7½	—	27½	—	15
Erkner	2	—	1	17½	—	27½
Köpenick	2	15	1	27½	1	3½
Berlin	3	—	2	5	1	7½

Kinder unter fünf Jahren, die ihren Platz auf dem der Angehörigen finden, zahlen nichts. Für ältere Kinder sind Billete zu nehmen; doch können zwei Kinder unter zehn Jahren auf ein Billet mitgenommen werden. Jeder Reisende hat 50 Pfund Gepäck frei; von 51 bis 60 Pfund werden 2½ Sgr., für 61 bis 100 Pfund 5 Sgr., für 101 bis 200 Pfund 22½ Sgr., für 201 bis 300 Pfund 37½ Sgr. und für jede 100 Pfund Mehrgewicht 15 Sgr. bezahlt.

Die Güterzüge dauern 3 Stunden 47 Minuten, und zwar von Berlin bis

Köpenick	25	Minuten.
Aufenthalt in Rummelsburg . .	2	"
" " Köpenick	5	"
" " Friedrichshagen . .	2	"
Erkner	28	"
Transport	1 St. 2 Min.	

	Transport	1 St. 2 Minuten.
	Aufenthalt in Erkner	5 "
	" " Hangelsberg	2 "
Fürstenwalde		48 "
	Aufenthalt in Fürstenwalde	10 "
	" " Berkenbrück	2 "
Briesen		32 "
	Aufenthalt in Briesen	10 "
	" " Jakobsdorf	2 "
	" " Pilgram	2 "
	" " Rosengarten	2 "
	" " den Ruhnen	2 "
Frankfurt		48 "
		3 St. 47 Min.

wovon 3 St. 1 Min. auf die Fahrt und 46 Min. auf den Aufenthalt kommen. Mit den Güterzügen werden auch Personen der zweiten und dritten Wagenklasse befördert.

Mannigfaltigkeiten.

20. Der Viti-Archipel.

Die Inselgruppe Viti ist eine der bedeutendsten im Ozean. Sie besteht aus vielen größeren und kleineren Inseln, besonders aber aus Klippen, welche jene auf allen Seiten umschließen. Dieser Archipel wurde 1643 von dem Holländer Tasmann entdeckt. Ein Jahrhundert nachher besuchte ihn Cook, später Bligh, Barber, Wilson, d'Urville u. a. Seine beiden Hauptinseln sind Viti-Lebu und Vanona-Lebu. Diese sowohl, als alle übrigen Eilande, sind gebirgig, mittelmäßig bewaldet und sehr fruchtbar. Alle sind plutonischen Ursprungs, aber ihre Feuer-Berge sind seit langem erloschen, doch findet man auf ihnen noch

sehr viele heiße Quellen. Sie sind stark bevölkert und ihre Bewohner ebenso streitsüchtig als grausam. An häufigen Kriegen fehlt es bei solcher vorwaltenden Neigung nicht. Die Gefangenen werden geschlachtet und verzehrt. Ein alter Glaube, wonach jeder unmittelbar stirbt, welcher vor vollendetem achtzehnten Jahre sich der Liebe überläßt, ist Ursache, daß die Bevölkerung der Viti-Inseln zu den schönsten auf der Erde gehört. Die Ehen sind durchgehend glücklich und kinderreich. Unfruchtbarkeit derselben wird als ein großes Unglück und als eine Strafe des Himmels betrachtet; übrigens ist sie auch äußerst selten. Für die Todten haben ihre Nachkommen eine große Ehrfurcht, doch ist es verboten über ihren Leichnamen zu beten. Wird jemand so alt, daß er sich nicht mehr zu erhalten oder zu bewegen vermag, so wird von seinen Angehörigen eine Grube gegraben, man versenkt ihn in dieselbe und der Henker streckt ihn durch einen gewaltigen Keulenschlag todt nieder.

21. Einiges aus den neuesten britischen Zeitschriften.

In einem Aufsatze über die deutschen Frauen, welchen das neueste Heft der britischen Vierteljahrschrift enthält, macht sich der Verfasser über die „romantische Schwermuth" der berühmten Rachel Varnhagen von Ense lustig, nicht minder auch über Bettina von Arnim und ihr: „Dies Buch gehört dem Könige." Viel nachsichtiger zeigt er sich für die „eheliche Aufopferung" der Frau Scharlotte Stieglitz. Die Revue von Edinburg bringt eine Erörterung der Romane der Gräfin Hahn Hahn, worin es an pikanten Stellen nicht fehlt.

In dem neuesten Heft des neuen Monat-Magazins ist ein Auszug gegeben aus dem Tagebuche der Mauquise von Londonderry, worin fast dieselben Gegenstände erzählt werden, welche der Marquis, ihr Gemahl, mitgetheilt hat und wovon wir das wesentlichste gegeben haben. Das einzige Karakteristische und wirklich Beachtungswerthe, was sich darin findet, ist eine Unterhaltung in französischer Sprache, welche die Marquise mit dem Fürsten von Metternich gehabt. Man entnimmt daraus zwar ohne Befremden (weil diese Erscheinung leider zu den Alltäglichkeiten gehört) aber doch nicht ohne einen leisen Anflug bedauernden Gefühls, daß die höchstgestellten Machtvollkommenheiten durchgehend

mehr Werth auf mechanisch eingelernte Fähigkeiten, wie Tänzerinnen-Sprünge, harmonisch ausgestoßene Kehlen-Laute und überraschendes Getrommel auf Flügel-Tasten ꝛc. legen, als auf überlegene Geistes-Fähigkeiten, vorzüglich aber auf eifriges, rastloses, selbstopferndes Streben zum Besten der resp. Staaten.

Der Diplomatenfürst äußerte sich ziemlich unverholen über diesen „Penchant," der unserer Zeit so eigenthümlich ist. Mancher Mächtige, dessen Beispiel viel tiefer einwirkend ist, als er vielleicht glaubt, läßt sich so weit herab, den Arm des erstbesten Virtuosen zu ergreifen und die eitle Harmonie-Maschine in seinen nähern Umgang zu ziehen, während das wirkliche Verdienst um Fürst und Vaterland kaum die Schwelle des Vorzimmers zu überschreiten vermag.

„Es gibt keine Etikette mehr in Petersburg, Wien und Berlin für einen Rubini und eine Taglioni," sagte der Fürst. „Ein guter Tenor und ein leichter Fuß werden an die Tafel der Kaiser, Könige und Prinzen gezogen. Als ich 1806 als Gesandter nach Paris kam, wurde ich, beim Eintritt in meine Loge von einem gepuderten Greise en ailes-de-pigeon, mit einer tiefen Verbeugung begrüßt. Auf die Frage, was das bedeuten solle? erhielt ich die Antwort: „es sei der alte Vestris, welcher den Gesandten im Theater die Honneurs mache." Der Fürst äußerte sich auch über Thalberg und Lißt. „Der letzte spielt mit Unmöglichkeiten," sagte er, „und ist durchaus romantisch; Thalberg dagegen bleibt immer klassisch."

22. Oeffentliche Mordanstalten.

Raumer nennt die Findelhäuser in seinem „Italien" privilegirte Mordanstalten, und führt an, daß in Neapel jährlich im Durchschnitt an 2000 Kinder ins Findelhaus aufgenommen werden, von denen gewöhnlich 14—1500 sterben, also 75 von 100.

23. Freisinnige Durchschimmerungs-Kunst.

In Berlin will Herr von Leithner eine Monatsschrift herausgeben, in der er, der düsseldorfer Zeitung zufolge, „eine entschieden liberale Tendenz, so weit es erlaubt ist, durchschimmern zu lassen

gedenkt. So wird das Entschiedene, um erlaubt zu werden, zum Durchschimmernden. Kann es etwas Bezeichnenderes für die moderne Preßhaftigkeit geben? Herr von Leithner scheint Anlage zur unbewußten Satire zu haben. (Mainzer Unterhaltungs-Blätter, 1844, Nr. 41, S. 164.)

24. Wege über Panama und um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Schina.

Aus einer von der Revue von Edinburg angestellten genauen Berechnung ergibt sich, daß für die Seefahrt von Europa nach Schina, durch den Kanal, welcher die Landenge von Panama durchschneiden soll, gar nichts gewonnen wird, weder an Zeit noch an Kosten. Man braucht nämlich:

	Seemeilen.	Segelschiffe.	Dampfschiffe.
von Portsmouth bis Chagres	4836	43 Tage	27 Tage
„ Chagres bis Sandwich-Ins.	4540	40 „	25 „
„ Sandw.-Ins. bis Hong-Kong	5160	46 „	29 „
Zusammen	14536	129 Tage.	81 Tage.

Der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung hat aber nicht einmal dieselbe Länge, sondern ist noch um 200 Meilen kürzer, und kann, bei einer Schnelligkeit von fünf Meilen in jeder Stunde, in 121 Tagen, oft in noch weniger, zurückgelegt werden.

25. Nur langsam voran, 2c.

In Balingen wurde am 2. Februar 1844 ein Maskenball gehalten, und da dies ein Ereigniß für den Ort war, so ward darüber im Schwäb. Merkur getreulichst Bericht erstattet. Als das Erfreulichste bei dem Balle wird herausgehoben „die schöne Eintracht zwischen Honoratioren und Bürgern.“ Honoratioren und Bürger, schon dieser Gegensatz ist ächt deutsch; daß es aber zwischen beiden nicht zu blutigen Kämpfen kam, setzt dem Ganzen die Krone auf, und verdient allerdings der Unsterblichkeit übergeben zu werden; denn viele deutschen Kleinstädter sind zur Zeit noch nicht einmal so weit, wie die in Balingen. (M. Unt. Blätter, 1844, Nr. 41, S. 164.)

26. Der Krug geht nicht länger zu Wasser, als bis er bricht.

Als ein schlagendes Beispiel, wohin das würtembergische Gesetz über die so strenge Bestrafung der Amtsehre führe, berichtet der „Stuttgarter Beobachter" einen Fall aus L* im Oberamte T*, wo der Schultheiß zwei Bauern eine Strafe von vier und zwanzig und beziehungsweise sechsunddreißigstündiger Thurmstrafe ankündigte, „weil sie vor ihm im Begegnen auf der Straße die Lederkappe nicht abgezogen hätten!" Die Bauern, sich darauf stützend, „daß sie den Schultheiß nicht gesehen hätten," haben eine Beschwerdeschrift beim Oberamtmann eingereicht. (M. Unt. Blätter, 1844, Nr. 40, S. 159.)

27. Auch nicht übel.

Als der berühmte Filosof Montesquieu in London war, besuchte er unter andern auch den Minister Walpole, und eröffnete, gegen die Gewohnheit der Franzosen, die sonst bei jedem Fremden Geläufigkeit in ihrer Sprache voraussetzen, die Unterredung englisch. Walpole hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, schien aber auf die Idee des Galliers nicht einzugehen; denn ungeachtet mehrer Ruhepunkte und Pausen konnte dieser keine Antwort oder Entgegnung erhalten. Endlich sprach der Minister in gebrochenem Französisch: „Monsieur, ich verstehe zwar französisch, allein ich bin an den mündlichen Verkehr so wenig gewohnt, daß ich Sie bitten muß, englisch mit mir zu sprechen."

Literarische Korrespondenz.

Verwahrung gegen ein Mißverständniß, betreffend den Aufstand in Fürth.

Der Verfasser des im diesjährigen Aprilhefte der neuesten Weltkunde veröffentlichten Aufsatzes: „Der Aufstand in Fürth, am 31. Dezember 1843 und 1. Januar 1844," ist in dem in dieser Stadt erscheinenden

„Tagblatte," in den Nummern 66 und 90, auf eine die Verfasser dieser Artikel genugsam bezeichnende Weise angegriffen worden.

Wie es einem wohlwollenden Könige im vollen Sinne Ernst sein muß, daß seine auf das geistige und körperliche Beste seiner Landeskinder gerichteten Bemühungen erkannt und die mit der Ausführung jener Anordnungen betrauten Beamten deshalb nicht angefeindet werden, so liegt es auch in den Pflichten eines ärztlichen Beamten, daß er die Folgen der Genußsucht — hier in Specie des Wirthshauslebens — seinen Mitbürgern vor die Augen des Geistes lege; und er kann mit diesem Bewußtsein in seinem Herzen beruhigt sein, wenn er leidenschaftlich angegriffen und bald „ein zu belächelnder Eiferer, ein Verläumder, bald ein für Geld schreibender Pasquillant —" genannt wird; Aeußerungen, die man nur anzuführen braucht, um ihre Natur und die egoistische Quelle, aus der sie fließen, kennbar zu machen. Beweise, daß der Aufstand lediglich das Werk einiger Raufbolde im trunkenen Muthe gewesen, welche die neun Mann starke Polizeiwache und die Gendarmerie überwältigt, die Fenster zertrümmert, hinter denen der erste Bürgermeister in Gefahr war, und daß nur diese Wenigen die Lärmtrommeln unwirksam gemacht haben; Beweise, daß hinlängliche, rechtzeitige, allseitige Hülfe von Seiten der Landwehr den Tumult unterdrückt haben, sind noch nicht beigebracht worden.

Wenn in der Nro. 90 die Wohlthätigkeit und der Fleiß der Bewohner Fürths mit vollem Recht gerühmt werden, so muß man um so mehr bedauern, daß unter so industriösen Menschen eine Reaktion gegen eine wohlthätige Polizeiverordnung entstehen und von so traurigen Folgen begleitet sein konnte. Möchten die dortigen Vereine ihre Bemühungen zur Ausbildung eines tüchtigen Handwerkerstandes unermüdet fortsetzen und wir niemals mehr von so wilden, das sittliche Gefühl beleidigenden Ereignissen zu berichten haben!

Theorie und Praxis der Staatspolitik.

Das Staats- und Gemeinde-Bürgerrecht und dessen sorgsamere und strengere Berücksichtigung im wahren Interesse der eignen, längst angesessenen und eingebürgerten Familien.

Geschrieben 1824, aber auch jetzt noch in vielen Beziehungen und an vielen Orten als nicht überflüssig wohl zu erwägen.

Das Gemeinde- und Provinzialstände-Wesen scheint überall die tüchtigen, weiter hinaussehenden und ehrlich am Vaterlande und an Ruhe und Ordnung haltenden Fürsten und Staatsbürger immer mehr zu beschäftigen, und dieses vernünftige Hinneigen zur Wiederaufbauung und Verbesserung des Jedem zunächst liegenden eigenen Hauswesens dürfte den Staaten, wie den einzelnen Bürgern, mehr Freude, Wohlstand und Sicherheit bringen, als manche andere hochausposaunte und angepriesene Modegeburt, bei welcher die Mehrzahl der Landesbewohner, und gerade der tüchtigste Theil, die Besitzer des unbeweglichen Eigenthums, nur zu oft in ihrem sie zunächst begränzenden Kreise stimmlose und blos zur Beischaffung der Mittel befehligte und angetriebene Knechte bleiben, und wo von einem eigentlichen Werthe eines Staats-, noch weniger aber eines Gemeinde-Bürgerrechts gar keine Rede sein kann, da der erste beste zugelaufene und Gott weiß auf welchem Wege zur Empfehlung gelangte, wie ein deus ex machina in die Mitte der Bürger geschleuderte Fremdling zum Befehlen und Obenanstehen kann

erkoren, und so die die höchsten Ehren, Würden und Vortheile den längst eingesessenen ausgezeichnetsten Geschlechtern zu ihren und des Landes größten Nachtheilen entzogen werden.

Die Engländer, besonders auch die Schweizer, verstehen ihren Vortheil besser, und hüten sich wohl, den Neueingewanderten gleich über ihre eigenen älteren Mitbürger zu erheben und deren Selbstachtung und Selbstgewinn zu kränken; und nur dadurch erhalten sich dort die Geschlechter weit länger in Wohlstand und Ansehen, und die Bürgerrechte haben dort einen weit höheren ökonomischen und politischen Werth, und erwecken mehr Nationalstolz und Heimaths=, und durch diese Vaterlandsliebe, als in den meisten übrigen monarchischen Staaten die höchsten Staatsämter und Ehrenzeichen [1]).

---

[1]) Der in der Schweiz häufig viel zu weit getriebenen, jeder edlern und geistigern Entwickelung der Mehrzahl der Bürger dort nur zu oft höchst verderblichen oligarchischen Herrschaft der sogenannten regimentsfähigen, aber der wahren Bildung nach nicht immer fähigsten Familien soll übrigens hiermit keineswegs das Wort gesprochen werden. — Sogar die zu Lehr= oder sonstigen öffentlichen Stellen in die Schweiz berufenen Fremden erwerben daselbst durch ihre Berufung keinerlei Bürgerrecht, noch irgend einen Anspruch auf die ökonomischen oder politischen Vortheile der dortigen Gemeinde= und Kantonsbürger, sondern werden fortwährend als bloß vorübergehend für gewisse Dienste bezahlte ausländische Söldlinge betrachtet, die jeden Augenblick können entlassen und ihrem ursprünglichen Vaterlande wieder zugewiesen werden. Selbst ihre von Schweizer=Eltern abstammenden, in der Schweiz verehelichten Weiber verlieren ihr Heimathsrecht, und werden mit ihren in der Schweiz erzeugten und während der Anstellung des Familienvaters daselbst gebornen Kindern, sobald jener stirbt und es den Schweizerbehörden und Gemeinwesen vortheilhaft erscheint, in die längst verlassene, den Hinterbliebenen völlig unbekannte ursprüngliche Heimath des Verstorbenen zurückgeschickt, um dort die weitere Unterstützung und Versorgung in Anspruch zu nehmen.

Gegen solchen, jedes edlere Billigkeits= und Rechtsgefühl gänzlich unberücksichtigt lassenden, übertriebenen Eigennutz und habsüchtigen Rechnersinn der Schweizer=Gemeinden, durch welchen so häufig die Gräuelgeschichten der unglücklichen Heimathlosen sind hervorgerufen worden, sollten die Nachbarländer im wahren Interesse ihrer eignen Staatsangehörigen die nachdrücklichsten Gegenmaßregeln ergreifen, und am wenigsten zu einer öffentlichen Dienst= oder sonstigen Ehrenstelle einen schweizer Bürger bei sich gelangen lassen, wenn er nicht schon längst bei ihnen ansässig und eingebürgert ist.

Auch das Fürstenthum Neuenburg (Neufchatel) in der Schweiz macht selbst

So lange jener Uebelstand nicht anders, ernster und den gerechten Ansprüchen eines vernünftigen Bürgerthums gemäßer von oben herab berücksichtiget und gewürdiget wird, so lange sind alle hochtrabende Reden in den Ständeversammlungen nur ein leeres Geschrei und Geschwätz und ein kostspieliges Aufbauen hoher Häuser, in welchen keine Stockwerke noch Treppen vorhanden sind.

Als die nöthigste und sicherste Unterlage der Staaten werden vorzüglich mit deren politische Festigkeit und Stätigkeit betrachtet. Diese aber haben ihren Ursprung, wie ihre beste Bürgschaft, in der richtigen Gestaltung und Erhaltung der einzelnen Familien und der aus diesen bestehenden einzelnen Gemeinden.

Dieser Grundsatz, gegen dessen tief begründete Wahrheit alle Trugschlüsse und Halbwisserei der staatswirthschaftlichen Plusmacher nichts vermögen, der früher überall im deutschen Haushalte sich aussprach und beurkundete, der fortwährend in den obengenannten Ländern und in vielen Beziehungen mit gutem Erfolge ist gehandhabt worden, — dieser Grundsatz wurde seit den letzten Jahrhunderten fast in allen deutschen Staaten, besonders den größeren, gänzlich übersehen; und so lange er nicht wieder zu Ehren kömmt und ins Leben tritt, so lange wird auch nun und nimmer etwas Tüchtiges aus unserem Gemeindewesen und der politischen und rechtlichen Stellung des einzelnen Bürgers werden; dieser wird nach wie vor ein bloßes Erwerbsmittel für den Staat, der Staat selbst aber eine Maschine bleiben, und nie ein geistiges organisches Leben bezwecken und beurkunden,

---

in Bezug auf königl. preußische Unterthanen hierin keine Ausnahme, und die Niederlassung derselben wird dort außerordentlich erschwert; sie haben dort keine politischen noch sonstigen Gemeinde-Vortheile in Anspruch zu nehmen, und gelangen erst nach langer Einbürgerung und wenn ihre Vermögens- oder übrigen Verhältnisse es als vortheilhaft für die dortigen Gemeindewesen empfehlen, zu einiger politischen Beachtung und zu einigem Ansehen und Einfluß. Nur der eingeborne neuenburger Bürger kann dort ein öffentliches Amt bekleiden und um ein solches sich bewerben, und dadurch sichern sich die dort eingesessenen Familien am leichtesten ihre Existenz, und bewahren sich vor fremden Uebersiedelungen, die ihnen unbequem oder nachtheilig werden könnten.

und Alles nur auf das Gewinnen, unbekümmert um das Benutzen und Anwenden des Gewonnenen, berechnet sein.

Der Mensch umarmt die Menschheit nur in ihren einzelnen Theilen, und das Wohl der Staaten, und durch diese der Welttheile, gehen von einem gesunden Zustande der einzelnen Haus- und Gemeinde-Wesen aus; wo diese sich auflösen und verkümmern, und nicht edel und kräftig und mit ehrendem Selbstgefühl sich entwickeln und gedeihen, da neigen sich allmählig die Staaten zum Untergange, auch wenn sie äußerlich noch so groß und beseelt scheinen. Nur der wahre, treue Hausvater und Gemeindebürger hat ein Vaterland und ist ein Staatsbürger und ein Freund der gesammten Menschheit; denn nur was er von Gott und Rechts wegen thun und fordern darf, erzielt er für sich, sein Haus und sein Volk, und gönnt jedem Andern das Gleiche. Die sogenannten Weltbürger sind Selbstlinge und Heimathlose, die nirgends etwas Tüchtiges leisten. Sie gehören der ganzen Welt an, um überall möglichst steuer- und dienstfrei zu sein.

Nur das Wohl, die Kraft und die Ehre der einzelnen Hauswesen verbürgen, sichern und heben jene des Gesammtvaterlandes; deshalb muß vor Allem dahin gewirkt werden, daß Jeder, der sich Bürger dieses oder jenes Staates nennen und begründete Ansprüche auf dessen Vortheile haben will, erst einer bestimmten Gemeinde im Staate einen gewissen Zeitraum angehört, und durch Leistungen in derselben und für dieselbe eine wahre Heimath sich gewonnen habe; daß er dann in dieser, so lange er den Ruf eines redlichen Mannes bewahrt, sich freier, selbstständiger und geehrter als sonst wo fühle; daß er ohne seine und seiner Mitbürger Einwilligung keinen Fremdling sich vorgezogen und vorgesetzt, und nicht, was er und seine Vorfahren haben herbeischaffen, verbessern und erhalten helfen, nun jenen Schmarotzerpflanzen zum Emporwuchern überlassen sehe. Der seit zwei und drei Geschlechtsfolgen auf seinem Erbe ehrlich und redlich hausende und in Noth und Gefahr stets mit Gut und Blut dem angestammten Fürsten und dem Vaterlande treu und kräftig dienende Bauer muß dem Staate weit mehr werth sein, und verdient gewiß weit mehr Berücksichtigung, als der Zugvogel, und komme er auch mit noch so hohen

Titeln einherstolzirt, der wohl sicher im Lande seiner Väter geblieben wäre, wenn er dort etwas zu verlieren oder zu gewinnen gehabt hätte.

Ueberdies hat jeder deutsche Staat in seinen herrlichen Gauen eher zu viel als zu wenig angesehene und gut unterrichtete Eingebornen, um noch aus der Fremde für die besten Plätze und für die ersten Würden sich den Bedarf verschreiben zu müssen. Deutschland hat in jedem seiner Gaue adelige und bürgerliche Namen, die sich wie durch Herkunft ererbte und selbst erworbene Verdienste und Bildung mit jedem Ausländer messen können, er dichte sich, wie es nur zu oft geschieht, auch eine noch so hohe und alte Abstammung an. Mit welchen Namen und Familien ist nicht jeder deutsche Staat vom Auslande her seit den letzten Jahrhunderten überschwemmt, und wie oft sind nicht die besten Kräfte, die vorzüglichsten Aufmunterungsmittel zur Vaterlandsliebe den Eingebornen höchst ungerechter Weise entzogen und fremden Abenteurern und Glücksspilzen, die mit angemaßten Namen und Titeln auftraten, zugewendet worden! Auf welcher Seite muß bei einem solchen Verfahren nach der eigenen Selbstschätzung der bessere Werth sein?

Und gereicht es nicht den Fürsten und ihren Landeskindern zur Schande, aus der Fremde holen zu müssen, was z. B. der kleinste Schweizerkanton und jede freie Stadt, wie Frankfurt, Bremen, Lübeck &c., in ihrer Mitte zu finden wissen, oder was sie aufzunehmen großes Bedenken tragen, ihren Mitbürgern aber vorzusetzen als eine Nationalbeschimpfung betrachten würden. Ist es nicht die größte Ungerechtigkeit und Verkehrtheit, daß, während wir auf die Geburts- und Standesverhältnisse der eigenen Mitbürger nur zu strenge sehen, die Adelsverleihung an eine in den höchsten Aemtern längst als treu und tüchtig bewährte bürgerliche Familie als eine ganz besondere Auszeichnung betrachten, diesen neuen Adel nur noch zu häufig seine Neuheit fühlen lassen, und keinem Mitbürger gestatten, sich willkührlich in den Adelstand zu versetzen, — wir dagegen den ersten besten Einwanderer, der in seiner Heimath nur mit Schuhmachern und Schneidern und diesen ähnlichen Verwandten zu verkehren sich wird genöthigt ge-

sehen haben, und der zu untauglich und zu gemein für das niedrigste Aemtchen und für eine Verwandtschaft mit den Dorfmagnaten seiner ursprünglichen Heimath wäre befunden worden [1]), — ohne alle weitere Nachfrage, blos weil es ihm beliebt, sich Herr Baron oder Herr Graf zu nennen, nun gleich unsern ältesten, ausgezeichnetsten Familien zu behandeln und ihm Rechte und Vortheile zuzugestehen, auf welche nie ein Fremder, und wäre er auch von noch so hoher Herkunft, bei uns sollte Ansprüche machen dürfen, weil ein solches Verfahren unausweichlich des Vaterlandes Ansehen und Achtung, das ermuthigende Selbstgefühl und den nöthigen Stolz seiner eigenen Kinder im In- und Auslande untergraben, herabwürdigen und nach und nach vertilgen muß. Wozu nützen den einzelnen deutschen Staaten ihre mit großem Kostenaufwande unterhaltenen so zahlreichen öffentlichen Schulen und höhern Lehranstalten, die mit dem musterhaftesten Wetteifer überall in Deutschland neben einander bestehen, wenn diese Schulen, bei der großen Zahl ihrer durch Fleiß, Talente, Geburt und sittliches Betragen sich empfehlenden Zöglinge, dennoch für die ehrenvollsten, einträglichsten und die National-Interessen zunächst berührenden Stellen keine eingebornen tauglichen Amtsbewerber zu liefern vermögen, und solche Plätze noch häufig, nebst den sogenannten Gouverneur- und Gouvernanten- und Bonnen-Berufungen ꝛc. Ausländern und Ausländerinnen müssen zugewendet werden? — Oder ist es nicht die härteste Ungerechtigkeit, wenn der Inländer erst nach einer mehrjährigen, sehr theueren Ausbildung, nach den strengsten Prüfungen, ganz von

---

[1]) Wie dieß ganz besonders mit vielen im Auslande ihrem Vortheile nachjagenden, nichts habenden, noch in der eignen Heimath etwas geltenden Schweizern und Schweizerinnen meist der Fall ist. Denn die daheim in einer guten Lage sich Befindenden ziehen nicht nach dem Auslande, weil sie am liebsten daheim regieren helfen, und weil ihr Gemeindewesen ihnen am meisten zusagt; weßhalb auch diejenigen, die im Auslande etwas gewonnen haben, oder zu einiger Auszeichnung gelangt sind, am liebsten wieder in ihre ursprüngliche Heimath zurückkehren, um das auswärts Erworbene daselbst zu genießen, wenn ihre früheren Anverwandtschafts- und Familien-Verhältnisse nicht gar zu ungünstig und drückend sind, oder sonstige bedenkliche und zweideutige Umstände es unrathsam machen und verbieten.

unten hinauf zu einem beschwerlichen, gering bezahlten Aemtchen sich emporarbeiten muß, indeß man den Fremden von solchen Opfern frei spricht, und ihn zu den bequemsten, bei der bloßen Namensunterschrift die äußere Annehmlichkeit vollauf gewährenden Ehrenposten oder Sinecuren befördert, den erforderlichen Fleiß und die nöthige Geschäftskenntniß aber bei karger Vergütung und in untergeordneter Stellung den Heimischen zutheilt und überläßt.

Sind wir denn so reich, daß wir das, was aus den Beuteln der einzelnen Staasbürger in die Staatskasse fließt, den Angehörigen fremder Staaten zu ihrem Glanze und zu ihrer und der Ihrigen Ausstattung und Emporbringung überlassen können? und ist es nicht unsere erste und heiligste Pflicht, für die eigenen Mitbürger zu sorgen, bevor wir den Fremdlingen die Mittel und Gelegenheit verschaffen, in unserer eigenen Heimath sich über uns zu erheben, und nicht zu unseres, sondern ihres Geburtslandes Stolz, Freude, Ehre und Glück einherzugehen, während wir uns selbst durch solch ein unsinniges Benehmen aller geistigen Eigenschaften und moralischen und politischen Tugenden arm und ermangelnd anklagen, und in schimpfliche, jede Kraft lähmende Vergessenheit oder Verachtung versinken?

Es fordern nicht blos die allgemeine Billigkeit und die Sorge für das Beste unserer Landeskinder, sondern auch die National-Ehre und die unerläßlichen Grundsätze einer gesunden Staatswirthschaft und Verwaltung, daß die Kraft und das Wohl jedes einzelnen Bürgers bis in die entlegensten und niedrigsten Hütten entwickelt und unter väterlichem Schutze zum Heil des Gesammtvaterlandes gestärkt und geleitet werde. Nicht die Volksmenge dieses oder jenes Staates zeugt von dessen wahrer Blüthe und von den in ihm vorhandenen fysischen und moralischen Kräften, sondern das geregelte Wohlsein, welches die Mehrzahl der Bürger belebt, und welches diese nicht blos in der Gegenwart und für sich, sondern auch für ihre Nachkommen möglichst gesichert sehen.

Der Staat in seiner richtigeren und besseren Bestimmung soll stets mehr oder minder das Bild einer gut geführten Familie darstellen, und die rechtlichen, moralischen und ökonomischen Grundsätze, welche

in dieser vorwalten, muß auch er möglichst berücksichtigen. Welcher vernünftig und billig denkende Vater wird aber wohl, zu seinem und der Seinigen Nachtheile, in sein Hauswesen jeden Fremden sich eindrängen und an die Spitze der Geschäfte stellen und befehlen lassen, und erst durch eine oft viel zu späte und viel zu theuer bezahlte Erfahrung sich von dessen wahrem Werthe und Gehalte überzeugen? Wird er nicht vielmehr, wenn er der fremden Kräfte und Einsichten bedarf und sie für sich vortheilhaft glaubt, nur unter den ihm und seiner Familie am wenigsten nachtheiligen Bedingungen sie aufsuchen und ihnen den nöthigen Spielraum gestatten? Ebenso soll der Staat rücksichtlich der Neueingewanderten, in Bezug auf die längst im Lande eingesessenen Familien, besonders bei Anstellungen und Auszeichnung verfahren, und auf eine das Beharrliche mit dem Beweglichen klug verschmelzende und dem Alten wie dem Neuen in billiger Weise Rechnung tragende Art den Staatshaushalt im Ganzen zu führen und zu bewachen bemüht sein.

Können sich aber die alten Familien des Landes aufrecht erhalten, wenn die kaum angekommenen Fremdlinge, von denen selten einer in Zeiten der Noth und Gefahr sich meldet und zu beschwerlichen, wenig oder nichts eintragenden Diensten sich anbietet, noch in mißlicher Lage des Staates treu bei ihm ausharrt, — wenn diese da, wo Ehre, Würde und bedeutende Vortheile zu gewinnen sind, mit jenen gleich auf gleiche Stufe sich stellen, und auf Nichts gestützt, als auf die bloße Protektion irgend eines schon eingenisteten Vetters oder auf eine sonstigen Empfehlung und nicht immer ehrerwerthe persönliche Eigenschaften, nur zu oft auf das Gelingen ihrer ehr- und habsüchtigen Plane hoffen dürfen?

Ist es billig und recht und staatsklug, die oft sehr großen Opfer und Verdienste der am längsten eingebürgerten Geschlechter den Nachkommen gar nicht in Anschlag zu bringen, und kann auf solch einem Wege, trotz aller Bearbeitung der vaterländischen Geschichte, der Einführung von Gemeinde- und Städte-Verordnungen und Staats-Verfassungen, jener verständige, geschichtliche Geist und werkthätige Sinn erzielt werden, die jedes einzelne Familienglied zu einem Beförderer

der Ehre und des Glücks seiner Heimath und seiner ihm zunächst befreundeten Mitbürger und der Nachkommenschaft, und mit und durch diese zu einem Bürgen für das allgemeine Wohl und die allgemeine Ruhe machen, — kurz, zu einer festen Stütze für den Thron und das Vaterland umschaffen und so in jedem einzelnen Staatsbürger überall einen Damm errichten gegen jede gewaltsame Neuerung und Antastung des gesetzlich Bestehenden, sowie gegen alle aufgedrungene Herrschaft der Fremdlinge, gleichviel ob diese als Fürsten oder als Beamte sich ihnen ankündigen.

Die Ehre und das Wohl der Völker, wie der einzelnen Menschen, werden nur geschirmt und gefördert durch eigenes Wachen und Streben, durch das klare Bewußtsein des eigenen Werthes, durch dessen makellose Bewahrung und würdevolle, gehörige Geltendmachung. Bei der noch viel zu häufig ganz falschen Beurtheilung und Behandlung des Staatshaushalts und aller seiner Angehörigen müssen zuletzt die besten Gesinnungen, die festesten Grundsätze und die weisesten Einrichtungen bei den monarchischen Unterthanen nicht blos in ihren tiefsten und von den Vorfahren wohl berechnetsten Grundlagen erschüttert, sondern auch die heißesten Wünsche immer lauter und dringender werden, viel lieber der Angehörige eines amerikanischen oder schweizer Freistaates und ähnlichen freien Gemeindewesens, als der Unterthan eines Fürsten zu sein, da jener nicht blos bei sich und in Mitte seiner Genossen, sondern auch vorzugsweise in den monarchischen Staaten alle Vortheile, dieser aber in der Regel nur die Nachtheile, Beschwerden und Lasten zu erwarten habe, und nicht blos in der Heimath, sondern auch in der Fremde, jener zum Genießen, Befehlen und Gewinnen, dieser zum Entbehren, Gehorchen und Verlieren bestimmt und auserkoren sei.

Der jetzige Wehr- und Beamtenstand bilden bei vielen früher nicht gekannten Vorzügen dennoch, ihrer dermaligen Behandlung nach, ein höchst theueres Nomadenvolk, bei welchem ein tüchtiges und das häusliche Glück und die Kraft der einzelnen Hauswesen bezweckendes und vermehrendes Bürgerthum gar nicht gedeihen kann, weil Alles einem ewigen Ortswechsel unterworfen ist, und kein Hof, geschweige ein

Haus und dessen Zubehör bis auf den dritten Erben kommen, wodurch nur das zigeunerartige, allerweltsbürgerliche, die gemeinste Hab-, Genuß- und Selbstsucht nährende ubi bene, ibi patria zur ersten und einzigen Lebensregel und Richtschnur erhoben, jedes edlere, den besseren Menschen leitende, mit dem angestammten heimathlichen Boden innigst verbindende, für dessen Glanz und Wohlstand rastlos handelnde und begeisternde Gefühl, und die uneigennützige Hingebung für's Vaterland in den zartesten Keimen und tiefsten Wurzeln zerstört und vernichtet werden.

Diesem Uebel würde schon dadurch mächtig gesteuert, wenn es wieder, wie dies früher in so vielen städtischen Gemeindewesen und zum Heile und zur Ehre ihrer Angehörigen (wie die freien Bundesstädte noch jetzt beurkunden) der Fall war, und z. B. in der Schweiz noch bis diese Stunde ist, jeder Provinz und so herab jeder Gemeinde überlassen bliebe, für die zur Vollbringung der nöthigen Staatsbefehle und Geschäfte tauglichen Beamten selbst zu sorgen, was die Zunächstbetheiligten gewiß oft weit zweckmäßiger und wohlfeiler zu erzielen im Stande sind, als die mit den Oertlichkeiten und den unwillkührlich aus denselben entspringenden Verhältnissen völlig unbekannten fernen Behörden.

Der Familien-Nepotismus findet in seiner eigenen Mitte leicht ein Gegengewicht, und ist viel weniger verletzend als der Ministerial- und Residenz-Nepotismus und Einschub, der, so lange er Spielraum hat und Menschen, menschliche Schwächen und Leidenschaften in den höhern Kreisen wie in den untern sich bewegen, nur zu oft verderblich sich äußern muß. Wacht nur der Staat über die genaue und tüchtige Vollziehung seiner, das Gesammt- wie das Gemeinde-Beste beabsichtigenden nöthigen Verordnungen und Maßregeln, so werden der eigene Vortheil und die Nothwendigkeit jeder einzelnen Gemeinde schon selbst die Pflicht auferlegen, um das, was ihr mangelt, sich anderwärts umzusehen. Und das, was ihr eigener freier Wille und die freie Wahl in ihre Mitte führen, muß für sie angenehmer und ehrenvoller sein, und sich selbst wohler, heimlicher und muthiger auf dem neuen Wirkungsplatze fühlen, als was gegen den Wunsch und Willen, kränkend für die Selbstachtung, die Ansprüche und Kenntnisse

der Gemeindeglieder, ihnen aufgezwungen wird, indem der innigste und traulichste Jugend- und Verwandtschaftskreis durch das Eindrängen eines Allen fremden Gastes gesprengt, oder doch wenigstens höchst unangenehm in vielerlei Beziehung und aus vielen ganz natürlichen Gründen gestört wird.

Sehr zu wünschen ist es daher, daß über diesen, jedem redlichen Hausvater wichtigen Punkt sich verständige Stimmen vernehmen und ein ernstes Wort über Bürger und Bürgerthum in ihrer Urbedeutung laut werden lassen. Jeder, der nicht blos selbstsüchtig für den Augenblick lebt, sondern für seine Kinder und Nachkommen und Verwandte noch in den verschiedensten und spätesten Stufenfolgen möglichst zu sorgen für Pflicht hält, muß wünschen und dahin arbeiten, daß diese mit Ehren und zur Ehre der Heimath und des Vaterlandes den erforderlichen Raum und die Mittel finden, durch welche sie der Vorfahren würdig sich benehmen und zeigen, und mit freiem, stolzem Blicke in und außer dem Geburtslande Jedem entgegentreten können.

Bei der jetzigen Art und Weise zu schalten und zu walten, und dem jede Eigenthümlichkeit nur zu oberflächlich als Thorheit betrachtenden, Alles in sich verschlingenden und aus und durch sich besetzen, führen und selbst machen wollenden Gesammtverwaltungs-Wesen, welches noch viel zu viel fast überall vorherrscht, fällt dieses ins Reich der Unmöglichkeiten, und wird der Untergang für die bestgesinntesten, mit frommer, treuer Liebe das älterliche Erbe gern erhaltenden Geschlechter und mancher stillen und bescheidenen, aber des Vaterlands Ehre und bessere Sitten und Gebräuche sorgsam bewahrender Tugenden.

Wie unsere Landes-Grenzen und unser Sprach-Gebiet, so wird auch überall dem „ehrlichen Deutschen“ der Markt beengt, die freie Bahn immer schmaler und kürzer gezogen, und seine natürlichen, wie durch unübertreffbaren Fleiß erworbenen Gaben, Kräfte und Güter muß er wohlfeiler und mühsamer als jeder Andere aus- und anbieten und oft darüber zu Grunde gehen, während gehalt-, namen- und thatenlose fremde Emporkömmlinge und Glückspilze ihn auch noch aus seiner eigenen Heimath verdrängen und seinen und seiner Vorfahren Schweiß, so lange der Himmel heiter scheint, aufschmausen, wenn

aber der Sturm tobt, ihm das lecke Schiff zum Ausbessern und Flottmachen zuweisen. Es ist unendlich empörend für jeden vaterländisch Gesinnten, und ebenso verderblich für den Staat, das, womit er nur das ausgezeichnetste Verdienst nach langer Prüfung belohnen, zu fortgesetzten bedeutenden Leistungen in den kommenden Geschlechtern anfeuern und dann der Urbestimmung gemäß allgemein gewürdiget und geehrt sehen sollte, ohne alle Umsicht und Wahl dem Fremden, eben weil er fremd ist, mit vollen Händen zugeworfen, und diesen auf einmal in allen Ehren, Aemtern und Würden zu sehen [1]), während die ältesten und wackersten Geschlechter verkümmern und zuletzt Gott danken müssen, wenn sie in fernen Welttheilen sich ansiedeln können und dort für sich und ihre Nachkommen den nöthigen Unterhalt finden, während der theure väterliche Boden mit einem oft nichts weniger als achtungswerthen, noch viel weniger aber begüterten Zuwachs aus der Fremde angefüllt und überhäuft wird, oder der anderwärts von den niedrigsten Lebens-Verhältnissen kaum frei gewordene Schuhmacher, Schneider, Gastwirth, Handelsmann sich bei uns ansiedeln, um dann gleich mit dem nicht immer ehrlich und redlich gewonnenen Gelde bei uns die vornehmen Herren zu spielen und in der neuen Heimath in die höchsten Kreise sich einzuschmuggeln, wie zahllose Belege in gar manchen deutschen Landen und Landestheilen dies beurkunden.

Das unaufhörliche Unter- und Durcheinanderwerfen der Bürger ohne Maaß und Ziel, das höchst kostspielige Hin- und Herversetzen der Beamten, das ganz planlose Wegwischen und Aufheben der zwischen den Ständen vernünftigerweise bestehenden und zu ihrem und des Staates Heil bestehen sollenden Grenzen, das viel zu oft begünstigte ungezämte Jagen und die immer mehr hervorgerufene unersättliche Begier nach Mitteln und Stellen, durch welche man in der Hauptstadt schwelgen, prassen, Aufsehen machen und, wie man voraussetzt, Ein-

---

[1]) In der Allgemeinen Zeitung Nr. 338, vom 4. Dezember 1829, heißt es in dem Artikel Preußen, Berlin vom 22. Dezember: „Einer Verfügung zufolge, soll es demnächst zur öffentlichen Kenntniß gelangen, daß von nun an kein Ausländer, ohne den besonderen allerhöchsten Willen zu irgend einem Zivildienst im preußischen Lande gelangen kann.“

fluß gewinnen und seinen Weg machen kann, während dagegen das Leben und Wirken, das Sorgen, Denken, Erhalten und Pflegen für das Erstarken und Aufblühen der heimathlichen Provinz und seines Geburtsortes für nichts geachtet, die Auszeichnung, die Liebe und das ehrenvolle Voranstehen unter seinen von Jugend auf gekannten und verwandten Mitbürgern in der Vaterstadt für lächerliche Spießbürgerei genommen, und darnach als gehalt- und gewichtloser altfränkischer Tand behandelt und bei Seite geworfen werden, — das ist der böse Saamen, aus welchem die gefährlichsten, zerstörendsten Gifte für das häusliche und öffentliche Leben, für das Glück und die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft sich fortpflanzen.

So wird das Gasthofleben der nirgends mit Herz und Gemüth sich heimisch machenden Herumzügler und Abenteurer überall empfohlen, eingeführt und verbreitet, die alle auf Kosten des Staates, d. h. der fleißigen, schaffenden Hände der Bürger und Bauern, beim geschäftigen Müßiggange in einem Tage mehr verthun wollen, als ein wackerer Hausvater mit Weib und Kindern kaum in Monatsfrist auszugeben sich erlauben darf, und sieben Bauern in sieben Tagen mit Hacken und Spaten, mit Pflug und Dreschflegel, — lassen sie es sich auch von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang noch so sauer werden — nicht beizuschaffen vermögen.

Unsere deutschen Fürsten stehen größtentheils auf eigenen Füßen und brauchen, Gott sei Dank! für ihren und der Ihrigen anständigen Unterhalt noch nicht die Unterthanen auszusaugen und auszupressen, sondern sie können vielmehr diesen unter die Arme greifen und die äußere Würde ihres Standes und ihrer Länder aus ihren eigenen Mitteln aufrecht erhalten. Preußen, Baiern, Würtemberg und Sachsen und das rücksichtlich seiner Regierung und Verwaltung oft sehr falsch beurtheilte Oesterreich, sowie viele andere deutsche Staaten können die wahrhaft väterliche Fürsorge, Uneigennützigkeit und werkthätige Großmuth ihrer Fürsten auf jedem Schritte und wohin sie nur blicken, nicht anders als mit dankerfüllten Herzen gewahren.

Aber das Zuvielregieren und die zu vielen extra dafür Bezahltseinwollenden, die oft gar nicht dabei betheiligt sind, wenn die Geschäfte

so schnell, genügend und wohlfeil als möglich gemacht werden, sondern die dabei gewinnen und deßhalb darauf sinnen, daß sie nie oder nur unvollständig beendigt werden, — dieses sind die Quellen, aus welchen unsere Sorgen und Schulden, unsere Armuth und aller öffentliche und häusliche Mißmuth fließen, aus welchen zugleich alle die angeführten Uebel entspringen und alles Bürgerglück und jede den Menschen veredelnde und seine höhere Bestimmung beurkundende Tugend wie in einem Sumpfe erstickt. Deßhalb ist ein von geschickter Hand entworfenes, treu auf die Geschichte hinzeigendes Gemälde der Gemeinde-Verfassung und Verwaltung, des Staats- und Gemeinde-Bürgerrechts, der mit diesem innigst verbundenen Pflichten und Gerechtsame und ihres Einflusses auf die rechtliche Erhaltung der vaterländischen Geschlechter ein wahres, überall gefühltes Bedürfniß, eine Arbeit, bei welcher die edelste Bürgerkrone und der laute Dank der gegenwärtigen wie der kommenden bieder gesinnten Geschlechter aller Länder zu gewinnen ist. Der einzelne Mensch umfaßt die Menschheit nur in ihren einzelnen Theilen und in den ihn zunächst berührenden Kreisen, und hat ein Jeder für diese ehrlich, fleißig und kräftig gesorgt, so wird es auch mit dem Ganzen gut stehen. Ein Punkt, von welchem ausgegangen und auf welchen mehr oder minder zurückgeblickt werden muß, ist, wie in allen Geschäften, so auch in allen Lebensverhältnissen eine nothwendige Bedingung, von der nicht leicht ohne großen Nachtheil und theuer erkaufte Erfahrung abgewichen werden kann. Für den in der bürgerlichen Gesellschaft lebenden Menschen ist jener Punkt sein Haus (Familie) und was zunächst mit diesem in Verbindung steht, die Gemeinde. — In Freud und Leid, in Glück und Unglück soll er zuerst sein Auge auf diese richten und da frohe Theilnahme oder Trost, Rath und Hülfe zu gewärtigen haben.

Ein vernünftig gebildeter Haus- (Familien-) und Gemeindesinn ist stets die Mutter und Pflegerin eines tüchtigen Gemeingeistes, und das Bürgerthum und die Bürgerschaften von Nürnberg und Königsberg, von Leipzig und Danzig, von Erfurt und Frankfurt, von Freiburg und Augsburg, von Wien und Stettin, von München und Ulm, von Mainz und Köln, von Straßburg und Naumburg, von Lübeck

und Bremen, von Hamburg und Magdeburg und unzähligen anderen Städten haben schon in früheren Jahrhunderten in ihren einzelnen Gliedern, wie in ihren Gemeinden, mehr dauernden Wohlstand, edle Selbstachtung und Haltung befördert, in ihren öffentlichen Anstalten und Einrichtungen Höheres und Zweckdienlicheres begründet und die nöthige Volksthümlichkeit treuer und kräftiger bewahrt, als die sich jetzt überall (besonders in den großen Hauptstädten) herumtreibenden, sich ewig kalt und fremd bleibenden, nur im Fluge sich berührenden, sich in sich selbst verlierenden, fort und fort wechselnden Haufen der sogenannten Staatsbürger, Schutzverwandten und Hin- und Herzügler, die für nichts Auge und Ohr haben, als für das Ausspähen der täglichen persönlichen Bedürfnisse, aber nirgends eine mit liebender Erinnerung und mit dem erhebenden Rückblick auf die Vergangenheit und die eigenen Vorfahren sie fesselnde heimische Stätte; die sinn- und gemüthlos, oder höchstens neugierig wie fremde Wanderer bei Allem, was sie umgibt, vorübereilen, und zuletzt ebenso unbemerkt und unbetrauert aus dem Gewirr verschwinden, als sie ungekannt seit Jahren in ihm sich abgemüht und durchgeschleppt, und immer nur als Ambos, Hammer oder gefühlloses Metall gedient, nie aber als Herr und Meister der Werkzeuge und Stoffe sich beurkundet, und somit keine Spur ihres höheren Seins und Wirkens zurückgelassen haben.

Der Deutsche, mit seiner gemüthlichen, geselligen Natur, fühlt sich nirgends glücklich, als wo er auch heimisch ist. Ueberall, wo er sich niederläßt, ist er sorgsam bedacht, sein eigenes Hauswesen zu begründen und durch Fleiß, Ordnung und gewissenhaftes Halten auf löbliches Herkommen und Recht das, was seinen Vorfahren lieb und theuer war, auch sich und seinen Nachkommen zu gewinnen und zu bewahren. Ihm ist der herumschweifende, selbstsüchtige, nur dem augenblicklichen Genuß nachjagende, von der nächsten Umgebung wie von der Zukunft möglichst weggewandte Sinn der Großstädter und Weltbürger fremd; und da, wo er nicht mit Liebe und in trautem Umgange mit seinen Nachbarn leben, an Allem, was sie betrifft, herzlichen Antheil nehmen, Freundschaft schließen in Verwandtschaft treten und durch Vereinigung gemeinschaftlicher Kräfte ein ehrenwerthes Gemeinwesen er-

zielen kann, hält er sich für heimathlos und des Vaterlandes verlustig.

Je volksthümlicher (man scheue sich nicht vor diesem Worte!) der Thron und seine Unterthanen bis in die kleinsten Einrichtungen ausgebildet und überall mannichfaltig unter sich verzweigt sind, desto sicherer und ehrfurchtgebietender können sie den verkehrten und verderblichen Umwälzungs-Plänen, sie mögen kommen, woher sie wollen, die Stirne bieten. Je breiter die Grundfläche der Spitzsäule, desto fester und dauernder ruht ihr Gipfel. Nur da, wo jeder einen Theil der Gesammtehre und des Gesammtwohls seines Volkes auch seinen Händen anvertraut, und für die freie, wohlthätige Uebung seiner Kräfte und seiner Wünsche einen, wenn auch nur kleinen und bescheidenen, aber doch mit frohem Selbstbewußtsein und erlaubtem, stolzem Bürgergefühle lohnenden Kreis geöffnet und sich angewiesen sieht, da strebt er nicht in unkluger Ueberschätzung seiner Mittel und in ungezügelter Begier nach dem für ihn Unerreichbaren; der verderbliche Wahn wird ihn nicht umstricken und in seiner Brust Wurzel schlagen, daß, um nicht überall der Unterste und Schlechteste zu sein, man der Höchste und Erste heißen, und um dieses zu werden, Alles aufbieten und wagen müsse.

Fühlt nur die Mehrzahl des Bauern- und Bürgerstandes sich in allen ihren bürgerlichen Gerechtsamen, in ihren Gemeinde- und häuslichen Verhältnissen geschützt und geehrt, mit ihren höheren Beamten in gleichem Geiste und Sinne, durch Sitte und Brauch, durch Sprache und Abstammung verbunden, mit dem gemeinsamen Vaterlande verwandt, sieht sie sich im Innern wie im Aeußern, im Kriege wie im Frieden, vor Freund und vor Feind, der wahren Selbstachtung Aller gemäß und durch ihre vorzüglichsten, aus ihrer Mitte hervorgegangenen, durch, Jahrhunderte lang bewährte Treue und anerkannte Verdienste emporgestiegenen, in der Geschichte des Vaterlandes rühmlich erwähnten Geschlechter geführt und vertreten, — dann wird sie nimmer von der rechten Bahn, durch keinerlei Ränke und Listen, durch falsche Sofisten eben so wenig, als durch offene Gewalt sich verlocken noch ververleiten lassen, sondern sie wird sich und ihrem bessern Gefühle treu bleiben und mit dem angestammten Throne aufrecht erhalten, oder der

Vorfahren würdig unter seinen Trümmern mit dem letzten Sprosse des rechtmäßigen, aus gleichem Grund und Boden entsprungenen, auf ihm gepflegten und erstarkten Herrschergeschlechte sich begraben, weil nur mit und unter seinem Schilde das von den Vätern empfangene Erbe der Ehre, des Glanzes, des Wohlstandes und der Größe des Volkes sich im belebende Lichte zeigen können.

Die Geschichte und der Besitz jeglichen Gutes des ganzen Volkes, wie jedes seiner Kinder, werden aber immer unter einem Fremdling und seinen Begleitern mehr oder minder gefährdet, und auf Tugenden und Talente können diejenigen keine Ansprüche machen, die für ihre höchsten und wichtigsten Güter und Angelegenheiten vom Auslande die Dolmetscher, Verwalter und Schirmherrn holen, fremden Verdiensten, Einsichten, Willen und Gutdünken huldigen, und aus schimpflichem Einverständnisse eigener Kraftlosigkeit, und des Mangels ehrender Geistes- und Herzensgaben, gleich viel unter welchem Titel, fremden Führern folgen müssen. Die sich selbst begreifende, wahre und von Gott begünstigte Legitimität, deren Entheiligung, von wem sie auch immer ausgehe, stets zu beklagen, und früh oder spät mit unendlichen Opfern auszusühnen bleibt, deren tief begründete, Segen bringende, mit dem moralischen und politischen Sein des Menschen im Staate innigst verbundene Natur nichts zu widerlegen vermag, diese Legitimität verbreitet ihre unzähligen Fäden in alle auch noch so entlegene und niedere Hütten, und läßt auch dort, durch Vermeidung unnöthiger Sprünge und eines leichtfertigen Behandelns und Verwandelns der Dinge und Begriffe, kurz des Bestehenden, dagegen aber durch verständige und redliche Anerkennung, Achtung und Schirmung des Besitzes und Seins ihr Bild sich überall widerspiegeln und vervielfältigen.

S. v. Armin.

Allgemeine Moral.

Erprobtes Mittel gegen die Gebrechen der gegenwärtigen Zeit.

Nach E. von Fellenberg.

Eine an Umfang kleine, an Inhalt und Wichtigkeit des letzten dagegen reiche Schrift, betitelt: „Die Stiftung von Hofwyl. In Auszügen und Umrissen der hofwyler Blätter und Bestrebungen," dargestellt von Rudolph Stadelmann, mit Vorwort und Widmung von F. C. H. Beck, großh. hess. geheimem Regierungsrath, ist soeben zu Darmstadt, im Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus erschienen.

Wohl nicht ohne Unrecht setzt der Verfasser voraus, „daß in den alles überfluthenden Strömungen der Schriftstellerei unserer Tage seine Schrift schwerlich auf große Aufmerksamkeit würde Anspruch machen dürfen, wenn nicht ihr Inhalt den ernstesten Fragen unserer Zeit begegnete, ja, wenn derselbe sich nicht auf die vollendete Thatsache fast eines halben Jahrhunderts stützte."

Die Ideen, welche des Verfassers Mittheilungen über Hofwyl bieten, sollen daher mit vollem Rechte zur That auffordern, weil sie ihre Ausführbarkeit und segensreiche Wirksamkeit durch vollbrachte That erwiesen haben. Die „Möglichkeit" der Verwirklichung so heilbringender Ideen soll daher nicht auseinandergesetzt, sondern es soll Kunde gegeben werden von ihrer schon erfolgten Verwirklichung, von ihrer vollgenügenden Durchprobung in dem Laufe vieler Jahre.

Es handelt sich nun mit ganzem, vollem Ernste darum, fährt der Verfasser in der Einleitung fort, in einer Ausdehnung, wie sie das unendlich weite und reiche Leben unserer Zeit fordert, auszuführen, was in einem kleinen Kreise, durch vielerlei Schwierigkeiten, Widersprüche und Unvollkommenheiten hindurch sich geläutert, ausgebildet und als eine ewige Wahrheit bewährt hat.

Hofwyl stellt sich in seinen Anstalten und Bestrebungen in solcher Beziehung als Beispiel dar. In seiner Mitte eine unerschütterliche, thatkräftige Begeisterung für die Sache der Menschheit; die äußern Mittel hinreichend, ja durch unverkennbare, göttliche Fügung sich stets vermehrend, mithin alles, was zum besten Gedeihen des Unternehmens mitwirken konnte.

Das Ideal, das vor einem halben Jahrhundert in der Seele des Stifters von Hofwyl aus judendlicher Begeisterung entsproß, dessen Verwirklichung ihm zur unwandelbaren Lebens-Aufgabe wurde, konnte auf solche Weise in dem Laufe vieler Jahre allmählig immer bestimmter in die volle Realität der Ausführung treten, um nun in der Jetztzeit, in dem wirren Gedränge immerfort wandelbarer Erscheinungen eine einfache, mahnende, ewige Wahrheit zu predigen und thatsächlich darzustellen.

Worin die große Frage unserer Zeit bestehe, kann keinem Denkenden verborgen sein. Möge aber auch dieser Erkenntniß sich nicht der sträfliche Leichtsinn beigesellen, der schmeichelnd die Gräber übertüncht und den Menschen zuflüstert: „die Zeit werde sich selbst helfen.“ Möge nicht die noch sträflichere Selbstsucht den Menschen anspornen, nur seinen augenblicklichen Lebens-Genuß zu retten und damit zufrieden zu sein. Gerade dieses Uebertäuben und Preisgeben des bessern Selbst, dieses Ueberhören der Drohungen der Zeit ist es ja, was die Menschen der Jetztzeit bezeichnet, und alle Thatkraft für das heilbringende Große in ihnen lähmt ....

Das vereinzelte Denken Tausender neben einander — zu gleicher Zeit, macht diese unter sich zur todten Masse, denn es nimmt die Möglichkeit, sich zu erkennen. Vor allem aber soll jeder Einzelne für sich allein den Beruf in sich fühlen, das Ganze zu vertreten, so wird

17*

dann später auch das Ganze den Einzelnen tragen; und was selbst mit geringen Mitteln davon zu hoffen ist, beweist Hofwyl.

Die Lebens-Bestrebungen und Grund-Ideen des Stifters von Hofwyl, wie dieselben aus seinen eigenen Schriften sich ergeben, umfassen:

§. 1. Erste Anregung des Gründers von Hofwyl zur Widmung seines Lebens für Menschenwohl und Jugend-Bildung durch den Anblick der sittlichen Versunkenheit seines Vaterlandes, und ernste Erfahrungen und Mahnungen seiner eigenen trefflichen Eltern. — In Bezug auf die öffentlichen Zustände seines engern Heimathlandes, des mächtigen Kantons Bern, während der letzten Jahrzehnte vor der französischen Staats-Umwälzung sagt der Stifter von Hofwyl (Providentielle Bestimmung der Schweiz, S. 8) Folgendes:

„Hinsichtlich des allgemeinen Besten mußte man öfters vernehmen: die gemeine Bestie sei nur zum Melken da. Ein Mann wie der große Haller konnte nicht dazu gelangen, dem bern'schen Senate einverleibt zu werden. Höchst selten nur vermochte er seine Ueberzeugung dem damaligen großen Rathe der Republik mitzutheilen. Als er dessen Sitzung eines Tages nach vergeblich ertheilten Zusprüchen gepreßten Gemüthes verließ, unterstand sich einer seiner frivolsten Gegner, ihm zu sagen: „Herr Direktor, die Philister sind geschlagen." Haller aber antwortete ihm sogleich: „Ja, Herr, mit Esels-Kinnbacken."

§. 2. Bestärkung durch gleichzeitigen Eifer anderer edler Zeitgenossen für Veredlung der Volks-Erziehung, namentlich Pestalozzi. — Seit 1760 bis zur französischen Revolution war ein allgemeiner lebendiger Eifer für Aufklärung und Menschenwohl, für verbesserte Erziehung und wohlthätige Reformen der bürgerlichen Gesellschaft in den edelsten Gemüthern, sowohl in Deutschland, als in der Schweiz, erwacht. In der letzten traten in solcher Hinsicht bahnbrechend Hirzel, Iselin, Lavater, Salis u. A. auf, Pestalozzi aber übertraf sie alle durch seine Begeisterung und Hingebung. Fellenberg, schon durch Vater und Mutter mehr und mehr auf diese Bahn hingewiesen, beschloß ebenfalls, dem gleichen Zwecke sein Dasein zu widmen.

§. 3. Grund alles sittlichen und materiellen Elends der Menschen

und einziges Mittel, demselben zu begegnen, oder Ziel und Zweck der Bestimmung der Menschen und Völker. — Alles sittlich materielle Elend des Menschen-Geschlechts, von der höchsten Staatsstaffel bis in die geringste Hütte, entspringt daraus, daß man von dem einzig richtigen, fehllosen Wege des göttlichen Pflichtgebotes abgewichen ist und der schnödesten Selbstsucht sich überlassen hat. Rückkehr daher, entschiedene, unbedingte Rückkehr auf den durch den Heiland bezeichneten Weg, Verchristlichung des Menschen-Geschlechts in dem Sinne, daß das göttliche Evangelium endlich eine Wahrheit werde auf Erden, daß fern von pharisäischer Heuchelei, fern von geistesschwachen, pietistischen Liebeleien, fern von einem todten Glauben, der ohne gute Werke und innerliche Wiedergeburt den Himmel zu verdienen hofft, der ächte, gesunde Lebenskern des Evangeliums thatsächlich und werkthätig in den Gesinnungen und Handlungen der Menschen ausgeprägt werde, und des Himmels würdige Früchte trage: das ist es, was Noth thut, wenn das Menschen-Geschlecht endlich der vollen Segnungen theilhaftig werden soll, zu welchen der ewige Schöpfer so unzweideutig es berufen hat. Diese Rückkehr der Menschheit aus dem Sumpfe der sittlich-religiösen Entartung auf den von Gott vorgeschriebenen Pfad hält der Stifter von Hofwyl für das Ziel der Völker- und Menschen-Bestimmung.

§. 4. Anwendung auf staatliche Verhältnisse, Mahnung zu wahrhafter Verchristlichung der Menschheit und Anbahnung des göttlichen Reiches auf Erden. — In Bezug auf die wünschenswertheste Staatsgestalt, sagt der Stifter von Hofwyl (Provid. Best. der Schweiz, S. 29):

„Es sollen sich allmählig alle menschlichen Bewohner des Erdenrundes überzeugen, welch ein schönes, höchst befriedigendes Loos alle Völker der Erde auf dem Wege gesunder Humanitäts-Entwickelung zu erstreben von ihrem Schöpfer berufen sind; ein Loos, welches sie gewiß erreichen würden, wenn sie mit hinlänglicher Thatkraft trachten wollten, solche Gottes-Gaben auf eine würdige Weise zu erringen vermittelst gediegener, sittlich-religiöser und zugleich volksthümlicher, wissenschaftlicher und zugleich industrieller Karakter-Bildung, unter der Garantie einer weisen Gesetz-Gebung, welcher freilich, als wesentlicher

licher Beding eines befriedigenden Erfolgs, ihr rechter Arm, eine hinlänglich kräftige, durchaus gesetzliche Verwaltung nicht mangeln dürfte."

§. 5. Berücksichtigung der verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft in besondern, diesem Zwecke gewidmeten Erziehungs-Anstalten, als sicherstes Mittel zur Erreichung dieses Zieles.

§. 6. Besonders aber der beiden Extreme der bürgerlichen Gesellschaft, der Armen und Reichen, Hohen und Niedern, mit Rücksicht auf Landbau, als der allgemeinsten und natürlichsten Beschäftigung aller Stände, auf Handwerker, Mittelklassen und Schullehrer-Bildung. — Obgleich eine solche durchgreifende, vollständige, den höchsten Forderungen und Interessen entsprechende Erziehung eigentlich allen Ständen und Klassen des Menschen-Geschlechts bestimmt war, so erkannte doch der Stifter von Hofwyl, daß besonders die beiden Extreme der Gesellschaft, einerseit die höchstgestellte, anderseit die verwahrloste, niederste Menschen-Klasse, der Heilswohlthat einer wahrhaften Menschen- und Christen-Erziehung am meisten bedürften. Demgemäß beschloß er, diesen beiden Klassen zunächst auf seinem Grund und Boden angemessene Bildungs-Stätten zu eröffnen.

Der Landbau, diese Basis aller menschlichen Arbeits-Thätigkeit, diese unversiegliche Quelle zuverlässigen Wohlstandes, diese Pflanzschule wahrhafter Bürger-Tugend und einfacher, schlichter Lebensweise und Sitte, sollte als Hauptbildungs-Mittel für die Söhne der Reichsten, wie der Aermsten in Anspruch genommen werden. Neben dem Landbau war es das Handwerkswesen, welches der Stifter von Hofwyl für die ärmern Klassen besonders ins Auge faßte. Auch für den Mittelstand eröffnete er eine Bildungs-Anstalt, ferner eine solche für Land-Schullehrer, in welcher sogenannte Wiederholungs-Kurse abgehalten werden.

§. 7. Pflicht und Segen einer dem göttlichen Willen entsprechenden Erziehung und demgemäße Bestimmung Hofwyls. — Einer dem göttlichen Willen entsprechenden Erziehung und Menschen-Bildung ist für das zeitliche und ewige Leben segensreiches Wohlergehen zugesichert. Selbst die ungünstigsten Schicksals-Wechsel können den wesent-

lichen Erfolg vollkommener Menschen-Bildung keineswegs gefährden. In der Erklärung des Stifters von Hofwyl an seine Mitarbeiter, vom Jahr 1819 (Pädagogische Blätter, 2. Heft. S. 1.), spricht sich derselbe über diese Lebens-Bestrebungen also aus:

„Hofwyl hat vor zwanzig Jahren die Bestimmung erhalten, der zunehmenden Verderbniß dieser Zeit einen starken Damm entgegenzusetzen, und unter der ewigen Wahrheit, dem ewigen Rechte, der göttlichen Natur im Menschen wieder zu dem Leben zu verhelfen, durch das der höchste Zweck der Menschheit erreicht werden sollte."

§. 8. Erziehungs-Anstalten für die höheren Stände zu Hofwyl. — „Nach meiner innigsten Ueberzeugung," sagt Herr von Fellenberg, „soll jeder Zögling, nach Maßgabe des Systems der ihm von der Vorsehung zugetheilten Kräfte behandelt und also geführt werden, daß über der Verfolgung unserer Zwecke der von der Weltregierung festgesetzte Selbstzweck des Zöglings keineswegs gefährdet werde. Ohne dieses dürfen wir auf keine befriedigenden Erfolge unserer Erziehungs-Anstalten rechnen."

Ueber die Behandlung der verschiedenen Unterrichtsfächer im Geiste der Anstalt, so wie über die innere Organisation und das gesetzliche Verfassungs-Leben der Anstalten von Hofwyl möge man die ausführliche Darstellung in den Pädagogischen Blättern, Heft 2, von S. VII. bis XXXVI. nachsehen. Nur in Bezug auf Religions-Unterricht und konfessionelle Verhältnisse in Hofwyl ist aus denselben Blättern hier die betreffende Stelle zu entnehmen (Heft 1, S. 45):

„Ein anderes Gebrechen dieser Zeit findet sich in den wiederauftauchenden konfessionellen Reibungen, welche schon in früheren Zeiten dem Menschen-Geschlechte allzu großes Unheil gebracht haben, als daß wir uns nicht auf's sorgfältigste gegen derselben Wiederkehr verwahren sollten. Auch diesem Uebel ist in unsern Anstalten durch eine gemeinschaftliche Erziehung der Jugend verschiedener Konfessionen abgeholfen, indem sie, unter sorgfältiger Vermeidung jeder konfessionellen Kollision und Ausschließung, gegenseitig zur Uebung allgemeiner christlicher Bruderliebe erzogen und zugleich sorgfältig abgehalten wird, die konfessionellen Pflichten, die sie gegen ihre Familie und heimathliche Kirche zu

erfüllen hat, in irgend einer Beziehung zu vernachlässigen oder aus den Augen zu setzen.“

§. 9. Armen-Schule in Hofwyl. — In Bezug auf diesen wichtigen Zweig der Anstalten von Hofwyl ist zunächst auf das 4. Heft der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl von 1813 zu verweisen. Mit Recht beschwert sich der Verfasser über die verkehrte Tendenz unserer Zeit, welche die untern Stände nicht enthaltsamer, sondern vielmehr lüsterner und ausschweifender, nicht angestrengter, sondern schlaffer und unthätiger macht. Ein großer Theil des Menschen-Geschlechts zehrt, in Folge davon, schon jetzt auf den andern, ohne, wie es in seiner Bestimmung lag, zur Erhaltung des Ganzen beizutragen.

„Mehr noch, die Unsittlichkeit des Zustandes der verarmten Volksklassen und ihre Erwerbslosigkeit üben einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die meisten Verhältnisse der Gesellschaft auf jeder ihrer Stufen aus...

„Mit eben so unausführbaren als filanthropischen Projekten ist dann nicht geholfen. Wir wissen keinem Menschen anders als durch sich selbst zuverlässig zu helfen, und der Regel nach sollte ein jeder durch die Gesellschaft dahin gebracht werden, sich für seine individuellen Bedürfnisse solcher Weise selbst genugthun zu können, daß er auch um sich her einen wohlthätigen Einfluß auszuüben vermöchte.“

Weiterhin heißt es über die leitenden Grundsätze der Erziehung in der Armen-Schule (S. 75): „Die Stärkung, die Abhärtung und die berufsgemäße Uebung der fysischen Kräfte der Zöglinge ist die erste Aufgabe unserer Armen-Erziehung. Corpore sano mens sana. Eine unbefangene, frohe und wohlwollende Gemüths-Bildung ist das zweite Ziel unsers Erziehungs-Bestrebens. Die dritte Hauptfrage bezweckt eine intellektuelle Entwickelung, vermittelst welcher unsere Zöglinge auch in dieser Beziehung den Bedürfnissen ihres Erdenlebens auf jeden Fall gewachsen seien. Die vierte Sorge für die Armen-Kinder bezieht sich auf ihre Sittlichkeit. Die Berufs-Bildung ist endlich die fünfte Hauptaufgabe, welche wir unserer Armen-Schule vorgesetzt haben.“

§. 10. Geist der Erziehung der Reichen sowie der armen Zöglinge, in ihren wechselseitigen Beziehungen. — Es ist den Anstalten von Hofwyl vielfach vorgeworfen worden, sie begünstigten durch ihre Ein-

richtungen den Kastengeist der Reichen und Vornehmen, indem sie dieselben abgesondert, in einem für sie erbauten fürstlichen Palaste und gänzlich getrennt von den ärmern Zöglingen, erzögen. Man wird aber bei einer gründlichen Durchforschung des Gegenstandes finden, daß dem oben angedeuteten Zwecke keineswegs auf andere Weise genuggethan und schwerlich sonst etwas Besseres, den dringendsten Zeitbedürfnissen Entsprechenderes erstrebt werden könnte, als was und wie es seit vierzig Jahren in den hofwyler Wirkungskreisen geschieht. Die Uebelstände der europäischen Zivilisation haben das Menschen-Geschlecht auf der Neige, die dasselbe von seinem Verderben abgleiten macht, bereits so weit heruntergebracht, daß es fortan nur vermittelst der Hülfsleistungen wieder gehoben werden kann, die ihm einzig und allein aus den nothleidenden Abtheilungen der menschlichen Gesellschaft zugezogen werden können.

„Es ist daher höchst wichtig, daß das Gemüth der Nothleidenden auf dem alleinigen Wege, auf dem sich dieses thun läßt, einerseit für das allgemeine Interesse des Menschen-Geschlechts, und andrerseit für die, den äußern Glücksgütern nach begünstigten Abtheilungen der menschlichen Gesellschaft gewonnen werde. Dazu können wir aber auf's befriedigendste nur vermittelst des gewissenhaftesten Eingehens in die sittliche Weltordnung gelangen ....

„Wir führten vor allen die Fürstensöhne,“ sagt der Stifter von Hofwyl, „deren Erziehung uns anvertraut worden, in die allerärmsten Volkshütten unserer Gegend; wir ließen sie da, unter unserer Leitung, die Ursachen der Volksleiden, welche durch die den Hülfsbedürftigen inwohnenden eigenen Befähigungen gehoben werden konnten, selbst auffinden.“

§. 11. Vorzügliche Rücksicht auf Landbau für alle Stände. — „Ich habe es übernommen,“ sagt Herr von Fellenberg, „seiner Zeit nicht allein theoretisch, sondern vorzüglich thatsächlich unwiderleglich darzuthun, daß eine vervollkommnete Landwirthschaft, so wie ich mir sie in den Plänen der göttlichen Vorsehung zu einer vollendeten Erdenwirthschaft des Menschen-Geschlechts angebahnt vorstelle, allerdings besser als irgend ein anderes Mittel geeignet sei, den erwähnten Mängeln und Bedürfnissen allen zu begegnen und einem jeden genugzuthun.“

§. 12. Realschule. — Da die Realschule eine Erziehungs-Anstalt ist und im wahren Sinne des Worts eine National-Erziehungs-Anstalt zu sein strebt, so darf man erwarten, daß die eigentlich erziehenden Lehrfächer, deren Hauptziel die Erhöhung und Kräftigung der Gemüths-Anlagen ist, der Religions-Unterricht also, der Unterricht in Vaterlands-Kunde und Vaterlands-Geschichte, und nicht minder in den Natur-Wissenschaften mit besonderer Sorgfalt behandelt werden.

§. 13. Schullehrer-Bildung. — Wir kennen keinen verderblichern Fehlgriff in den Volks-Bildungs-Bestrebungen dieser Zeiten, als die städtische, wir möchten wohl sagen die herrische Verwöhnung und Verschraubung, welche man sich bei den Menschen zu Schulden kommen läßt, die Land-Schullehrer werden sollen. Man glaubt die Schullehrer auf diese Weise beim Volke in ein gewisses Ansehn zu setzen, das ihnen sonst, wie man meint, gebrechen würde. Wir sind im Gegentheil durch mannichfaltige Beobachtungen überzeugt, daß das Volk jedes Verdienst im Bauern-Gewande noch weit besser, als unter herrischen Formen zu schätzen weiß.

§. 14. Stellung und Bestimmung der hofwyler Anstalten in Bezug auf die Gegenwart. Hindernisse und Schwierigkeiten, welche sich diesen und allen ähnlichen Bestrebungen entgegenstellen durch zu große Industrie-Entwickelung unserer Zeit, zu große Aufhäufung des Reichthums auf der einen und zu große Armuth auf der andern Seite. — Die wichtigsten Hindernisse, welche bis zur neuesten Zeit der Erfüllung der heißesten Wünsche aller aufrichtigen Menschenfreunde, in Bezug auf Wiedergeburt unsers Geschlechts sich entgegenstellten, findet der Stifter von Hofwyl (Pädag. Bl. Heft 1, S. 7) in dem Siegen des thierischen Lebens im Menschen über seine Berufung zur Gottähnlichkeit, besonders darin, daß der Industrie-Entwickelung eine entschiedene Richtung zur Begünstigung der thierischen Begehrlichkeit des Menschen ertheilt ward, welche den Wissenschaften und Künsten, die solcher Begehrlichkeit entsprechen, einen mächtigen Vorsprung über alle andere Zivilisationszweige verschafft hat, einen Vorsprung, der hauptsächlich den äußern materiellen Lebens-Genuß auf's luxuriöseste bereichert.

„Eine immerfort mißlicher werdende Zunahme der Bevölkerung

aller zivilisirten Staaten, verbunden mit verhältnißmäßiger Abnahme der für Bedürftige disponiblen Erhaltungs-Mittel, gegenüber einer unmäßigen Anhäufung des materiellen Vermögens in Weniger Hände, die in eben dem Maaße wächst, in welchem die empörende Entblößung der großen Menge zunimmt — sind wahrlich Vorboten des Uebelsten, besonders bei unverkennbar stets zunehmender Entsittlichung und immer stärker einreißendem Geiste der Anarchie, der uns unter den obwaltenden Umständen viel schwerer als jemals mit dem verderblichsten Verfall bedroht."

§. 15. Gefahren, die uns deshalb drohen, und welche sich offenbaren in allgemeiner Unzufriedenheit, in allgemeiner Noth und Verlegenheit aller Stände und Klassen der bürgerlichen Gesellschaft. — Die Zeichen des bereits hereingebrochenen Verderbens offenbaren sich im Allgemeinen: durch ein bei der großen Menge immer mehr überhandnehmendes Unbehagen und durch Unzufriedenheit mit allem Bestehenden; Erscheinungen, die keineswegs auf Verbesserung der vorhandenen Zustände ausgehen, sondern die menschliche Gesellschaft mit endlosen, zu gänzlicher Auflösung führenden Umwälzungen bedrohen. Im Besondern: 1) durch eine Armennoth, welche zunächst die roheste, leidenschaftlichste Gewaltthätigkeit erzeugt, und auf Verhungerung oder Verbrechen hinausläuft; 2) durch eine Mittelstandsnoth, die in der Heimath nur Verarmung vor sich sieht, und gar zu häufig allein durch waghalsige Auswanderung aus dem Vaterlande sich zu helfen weiß; 3) durch eine Reichennoth, welche für den Träger des Reichthums Beraubung, wo nicht gar Todtschlag, befürchten läßt; 4) durch eine Staatsnoth, die in allmähliger Zerreißung aller früher zuverlässigen gesellschaftlichen Bande das größte aller gesellschaftlichen Mißgeschicke, allgemeinen Gesetzbruch, bereitet; 5) durch eine Königsnoth; 6) durch eine immerdar wachsende Volks-, Schul- und Kirchennoth, die aus dreifachen Ursachen, fysischer wie intellektueller Ausartung und Entsittlichung, in Verbindung mit der frivolsten Irreligiosität hervorgeht.

§. 16. Gefahren des im Geheimen um sich greifenden Kommunismus. — Daß das Heil nicht von revolutionären Umgestaltungen, nicht

von einer allgemeinen Masse-Erhebung gegen die Machthaber, sondern einzig und allein von einer still und geräuschlos wirkenden, veredelten National-Erziehung zu erwarten stehe, wird richtig und belehrend in den Pädagogischen Blättern Heft 1, S. 20 bis 32 nachgewiesen: an den sittlichen Folgen der französischen Revolution, an der zunehmenden moralischen Verschlimmerung der nordamerikanischen Freistaaten und dem Schicksale der schweizerischen Staatsveränderungen bis auf die genfer Revolution hinab.

§. 17. Hauptbestreben Hofwyls, diesen Gefahren auf ruhigem, friedlichem, versöhnlichem Wege zu begegnen, und Mahnungen zur allgemeinen Gründung solcher Anstalten in allen zivilisirten Ländern. — Es ist in Hofwyl darum zu thun (Päd. Bl. H. 1, S. 34 ff.), nicht blos theoretisch, sondern durchaus praktisch, thatsächlich nachzuweisen, wie jeder Arme reich, wie der Mittelstand beruhigt und jeder Reiche in seinem persönlichen Dasein, in seinem Besitzstand und in den Genüssen desselben sicher gestellt werden kann. Obgleich in Menschheits-Laboratorien das Experimentiren nicht so, wie es auf den Forschungs-Bahnen der Naturwissenschaft und Kunst zu den erfolgreichsten Fortschritten geführt hat, angewendet werden darf, so sollten wir uns doch keineswegs abhalten lassen, Menschenbildungs-Laboratorien allenthalben, wo pädagogische Fortschritte Noth thun, d. h. in jedem einigermaßen zivilisirten Lande unseres Erdenrundes anzulegen.

§. 18. Wichtigkeit des Lehrer-Standes und Hauptrücksichten bei der Wahl und Bildung der Erzieher. — Bei alle dem befinden sich aber gemeiniglich diejenigen unserer Zeitgenossen, welche nur einigermaßen mit äußern Glücksgütern begabt, oder auf mühsameren Bahnen zu einer Bildung gelangt sind, die ihnen ein genügendes Auskommen zu verschaffen vermag (wenige Ausnahmen abgerechnet), in solche Bequemlichkeitsnetze verstrickt, und so sehr von dem ihnen zur vermeinten Nothwendigkeit gewordenen Lebensgenuß hingegeben, daß nicht mehr die Rede davon sein darf, aus ihrer Mitte diejenigen Erzieher zu erhalten, die wir in Menge haben sollten, um das vorhabende Rettungswerk mit gutem Erfolg ausführen zu können.

§. 19. Pädagogische Wissenschaft und Kunst, oder Unwandelbarkeit

der obersten Erziehungs-Grundsätze, mit Rücksicht auf Hofwyl. — Es hat mit der pädagogischen Erfahrungs-Wissenschaft und Kunst, um sie gründlich aufzufassen, eine eigene Bewandniß. Vor Allem war es in Hofwyl darum zu thun, daß, abgesehen von jeder persönlichen Betheiligung, die Anlegung eines, festen Grundsätzen entsprechenden Laboratoriums und Vorbildes, zur zweckmäßigsten Einleitung menschlicher Wohlfahrt, auf recht solider Grundlage besorgt und zu allgemeiner Anerkennung gefördert werde, so daß man dadurch genügende thatsächliche Wegweisung zu einer Anstrengung ermuthigende Aussichten, auf entschiedene Abhaltung der über unsere Zivilisation einbrechenden Sündfluth gewinnen möge.

§. 20. Stellung, Bestimmung und Sicherung der hofwyler Anstalten für die Zukunft, und deshalb Aufruf an alle wahre Menschenfreunde. — Daß das Streben des Stifters von Hofwyl schon vor Anbeginn seiner Laufbahn dahin ging, nicht blos seinen eignen Anstalten eine möglichst umfassende Ausdehnung und, für den Fall seines Hinscheidens, eine weit über sein Grab hinaus gesicherte Fortdauer zu bereiten, sondern auch nach und nach ähnliche, von gleicher Tendenz und in gleichem Geiste geleitete Schwester-Anstalten hervorzurufen, die, gleichsam zu einer pädagogischen Bundes-Republik vereinigt, wie ein Zivilisationsnetz die verschiedenartigsten Länder des Erdenrundes umfassen sollte, beweisen die in den Pädagogischen Blättern Heft 1, S. 49 und 50 angeführten Thatsachen: 1) in Bezug auf Erweiterung der hofwyler Anstalten; 2) in Bezug auf Assoziation und Uebertragung an den Staat; 3) in Bezug auf sonstige Sicherung für die Zukunft; Aufruf an alle Menschenfreunde.

§. 21. Schlußbetrachtung des Herausgebers und Ueberblick der Literatur über die hofwyler Bestrebungen.

Vorstehende sehr gedrängte, mithin unvollständige Uebersicht der kleinen Schrift über die Stiftung von Hofwyl, von Rudolph Stadelmann, deutet nichts desto weniger den ebenso wichtigen als sehr beachtungswerthen Inhalt derselben an. Möge sie mehr als einen aufmerksamen Leser finden, möge die öffentliche Theilnahme in

einem möglichst großen Maßstabe den Bestrebungen des edlen Stifters jener Anstalten von Hofwyl sich beigesellen, die mit vollem Rechte als nachahmungswerthe Muster bezeichnet werden können.

Sittliches, religiöses und politisches Leben der Völker.

Die ausgezeichnetsten Frauen Deutschlands.

Nach dem Quarterly Review.

Obgleich es uns im Grunde ziemlich gleichgültig sein kann, wie und in welcher Weise das Vorurtheil des Auslandes über die beachtungswerthesten Talente und ausgezeichnetsten Geistesfähigkeiten Deutschlands sich ausspricht, so dürfte es doch im Allgemeinen nicht ohne höheres Interesse (wenn auch vielleicht nur in Betreff der Kuriosität) sein, zu vernehmen, was die britische Kritik über einige der in neuester Zeit am häufigsten genannten Schriftstellerinnen Deutschlands in der aristokratischen Vierteljahrsschrift (Quarterly Review) veröffentlicht hat. Der nur durch die Anfangsbuchstaben O. N. bezeichnete Verfasser drückt sich im jüngsten Hefte des eben bezeichneten wissenschaftlichen und literarischen Zeitwerkes über das angedeutete Motiv folgendermaßen aus:

„Nicht in Deutschland darf man es wagen, durch die Sitten der Frauen die der Männer erklären zu wollen. In keinem andern, bis zu demselben Gesittungs-Grade gediehenen Lande befindet sich das schöne Geschlecht in einer so untergeordneten Stellung, und ist auf einen so geringfügigen Einfluß beschränkt. Mit wenigen Ausnahmen müssen sich hier die Frauen mit einer fast unbedingten Abhängigkeit begnügen. Freiwillig verschließen sie schon frühzeitig rings um sich her alle Ausgänge ihres engen Bereiches, in welchem allein sie sich eine gewisse Thätigkeit erlauben.

„Ueberall sind die Romane der getreueste Ausdruck der über verschiedene Zustände vorwaltenden Begriffe. Beurtheilt man das weibliche Geschlecht in Deutschland nach den Dichtungen, worin man es zu schildern sich bemüht, so gewahrt man, daß Zurückhaltung oder die nothwendige Verbergung der Neigungen keine Stelle einnehme in dem Gesetzbuche des Zartgefühls und der deutschen Gefallsucht. Im Allgemeinen ist, nach einigen Minuten einer flüchtigen Unterhaltung, die ehrbarste Heldin dieser ehrbaren Schilderungen überzeugt, daß sie den „Einzigen" gefunden, der die Geheimnisse ihrer Seele zu begreifen im Stande ist. Ein Blick, den sie auf die himmlischen Augen desjenigen wirft, den das Geschick ihr zugeführt, vollendet die Eroberung, welche der Mann, vielleicht ohne es zu wissen, gemacht, und bevor er Zeit gehabt, einen mehr oder minder zärtlichen Blick mit einigen Worten zu begleiten, sinkt sie an seine Brust mit den üblichen Worten: „Dein auf ewig, Dein mit ganzer Seele!" Beide Liebende schwimmen nun in einem Ozean gemeinsamer Glückseligkeit, wonach der Faden des Romans in der althergebrachten Weise fortgesponnen wird.

Eine solche maßlose Dahingebung, ein so rasches Ueberlassen erzeugt die Früchte, welche man davon zu erwarten berechtigt ist. Die Jugend eines Deutschen ist eine kurze und poetische Entzückung, der ein ruhiger und selbstgefälliger Egoismus folgt, eine Art Kokytos, in den er aus dem siebenten Himmel fällt. Von diesem Augenblick an ist die Frau für ihren Gatten nur noch eine Art Haushälterin, der er die materiellste Sorgfalt für das gemeinsame Leben überläßt, ohne sie vertraut zu machen mit seinen höheren Ideen, seinem Ehrgeize, den Freuden und Leiden seines Geistes. Sie hat zwar mehr Autorität als eine gewöhnliche Haushälterin, genießt zwar mehr Vertrauen als eine Krankenwärterin; aber die Rechte einer Freundin erlangt sie nicht. In dieser Beziehung mit einer Unfähigkeit belastet, welche sie anzuerkennen scheint, versteigt sich ihr Ehrgeiz nie so hoch und begnügt sich mit der Rolle, die man ihr zugesteht. Gelehrig, aber untheilnehmend, ohne Wichtigkeit, ohne ernstliche Sorge, überläßt sie, vielleicht aus eigener Selbstsucht, ihren Gatten seinem Egoismus.

„Ist solches die Bedingung des Weibes im Privatleben, so spielt

sie dagegen eine andere Rolle in der Welt. Gewöhnt, nur für ein Gefühl zu leben, und in sich selbst keinen andern Schutz gegen den Irrthum findend, der aus diesem Gefühl entspringt, sucht die deutsche Frau außerhalb jene unumgängliche Sicherung. Sie verbirgt sich hinter einer erkünstelten Zurückhaltung und Sprödigkeit, welche Scham vertritt, ohne schamhaft zu sein. So erklärt sich das Leben der deutschen Frau, die ihren großen Staat mit dem vollkommensten Nachtanzuge vertauscht, die vom Schleppkleide zum Unterrock übergeht, wie vom strengsten Dekorum zur unbedingtesten Dahingebung. Sie kennt den neutralen Boden nicht, jenes Halbvertrauen voll List und Berechnung, das dem Weibe eine so große Sicherheit verleiht und es zugleich so gefährlich macht. In Gesellschaft einer Pariserin vergißt man stundenlang ihr Geschlecht, bis es ihr gefällt, ihre liebreizende Oberherrschaft auf einmal geltend zu machen. Man war gewissermaßen ihr Spielgefährte, und einen Augenblick nachher ist man ihr Sklave.

„Eine Deutsche kann sehr liebenswürdig sein, wenn sie uns sagt, daß sie uns liebt. Aber ist dies Kapitel abgethan, so bleibt ihr nichts übrig, als zu schweigen. Sie selbst hat den Gesichtskreis beschränkt, in welchem man ihre Grazie genießen kann und ihre Langweiligkeit ertragen muß. Sie ist ebensowohl ohne Stolz, wie ohne Würde, ohne Zurückhaltung, wie ohne anziehende Kraft, ungeschickt in ihrer Verstellung und von allen gefallsüchtigen Weibern diejenige, welche sich am wenigsten in ihrer Rolle zurechtfindet, welche darin am linkischsten und am albernsten sich benimmt.

„Ueber dem großen Haufen dieser sanften, blonden und bescheidenen Wesen, die so unbedeutend und so zärtlich sind, ragen einige fast durchgehend unglückliche Ausnahmen hervor. Wir sagen unglücklich, weil es uns unmöglich ist, zu begreifen, wie eine Frau ungestraft auf die angeborne Zurückhaltung ihres Geschlechts verzichten, wie sie, worin es auch sei, der Sache der Aufklärung nützlich werden könne, wenn sie unbesonnen in die ernsten Erörterungen der Wissenschaft ihre launischen Einfälle, ihre Stegreif-Sätze, ihre kecken Verneinungen wirft.

„In diesem Deutschland nun, wo die Frau in so vielfacher Beziehund ein untergeordnetes Wesen ist, überläßt man ihr Alles, was in

andern Ländern ausschließlich tiefen Denkern und Filosofen vorbehalten ist. Das freigeistige Weib (eine Wortzusammenstellung, die fast unglaublich scheint) existirt nur da, nur da erfreut es sich einer traurigen Berühmtheit, welche keine Britin oder Französin mit ihm theilen möchte. Dieser Ausspruch wird bestätigt durch die Werke, welche in unsern Tagen drei ganz verschiedenartige Frauen: Rachel Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim und Charlotte Stieglitz (die am wenigsten bekannte, obwohl interessanteste des Trio's) berühmt gemacht haben.

„Um nicht ungerecht zu sein, muß man vor allem sagen, daß Bettina allein für die Veröffentlichung ihrer Werke verantwortlich ist. Die Briefe und Erinnerungen der beiden andern sind erst nach ihrem Tode erschienen. Wir wollen uns nur summarisch mit Rachel Levi oder Levin beschäftigen. Als geborne Jüdin beschäftigte sie frühzeitig die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihre Ueberspannung. Die außerordentliche Freiheit, welche man den jungen Mädchen in Deutschland läßt, vergönnte ihr, ein herumirrendes Leben zu führen, mit vielen berühmten Personen bekannt zu werden, und mit denselben über verschiedene Gegenstände zu briefwechseln. Bei dieser Gelegenheit überwarf sich Rachel mehrmals mit ihrer Familie, und wohnte ganz abgesondert von derselben in einem andern Hause. In ihrem siebenunddreißigsten Jahre knüpfte sie ein zärtliches Verhältniß an mit dem Studenten der Medizin Varnhagen, der dreizehn Jahre jünger war als sie. Seine Anhänglichkeit widerstand nicht allein der Zeit und der Trennung, sondern auch, wie er selbst sagt, sehr ernstlichen Zerwürfnissen mit seiner Geliebten. Sie war dreiundvierzig Jahre alt, als er sich mit ihr vermählte. Wann und wo sie sich taufen ließ, und worin ihre Bekehrung bestand, wissen wir nicht; nur so viel ist uns bekannt, daß sie erst nach ihrer Verheirathung ihren bisherigen Namen Rachel mit dem Namen Friederike vertauschte.

„Ihr ganzes Leben bietet nur ein einziges etwas dramatisches Ereigniß, als die französischen Truppen gegen Berlin vordrangen und Varnhagen als Freiwilliger in Dienst trat. Bei dieser Gelegenheit war ihr Benehmen viel weniger heldenmüthig, als man von ihr hätte er-

warten sollen. Beim ersten Kanonenschuß entfloh sie aus Berlin, und die „Verlobte des Kriegers" gelangte erst wieder zu einiger Fassung, als sie Prag erreichte, wo sie die Verwundeten pflegte, welche man von allen Seiten nach dieser Stadt gebracht. Nach dem pariser Frieden von 1814 trat Varnhagen aus dem Kriegsdienst zur Diplomatik über und vermählte sich mit seiner Rachel. Beide lebten nun abwechselnd bald in Karlsruhe, bald in Berlin, wo Rachel 1833 starb.

„Von den vielen Personen, mit welchen sie seit langen Jahren in Briefwechsel gestanden, waren die ausgezeichnetsten: Gustav v. Brinckmann, Herr und Frau G. von Humboldt, der Baron und die Baronin von la Motte Fouqué, der Marquis von Custine, der Fürst Pückler-Muskau rc., die der Reihe nach ihrer vertrauten Mittheilungen sich erfreuten und in die Doppelgeschichte ihrer geheimen Gedanken und ihrer Kränklichkeiten eingeweiht waren. Diese an sich wenig interessante Kronik füllt drei dicke Bände, in denen wir nichts gefunden haben, was den Ruf rechtfertigen könnte, welchen die Verfasserin durch ihre Briefe sich erworben.

Rachel war ganz durchdrungen von dem Genie der deutschen Metafysik, die größeres Gefallen findet an dem mühsamen Bau der Gedanken, als an dem Ergebniß, welches man durch solche Arbeit zu erstreben vermag. Lessing sagt irgendwo, „daß, wenn der Allmächtige mit der einen Hand ihm die Wahrheit böte und mit der andern die Mittel, sie zu erforschen, er der letzten Gabe den Vorzug zugestehen würde." Rachel hätte gewiß dieselbe Wahl getroffen. Eine Erläuterung war für sie nichts, und die einfache Wahrheit, wie z. B. der Satz, daß zwei und zwei vier machen, interessirte sie nur unter der Bedingung, daß, umgewandelt durch eine von ihr erfundene Rechenkunst, welche nicht sonderbarer und verworrener hätte sein können, der Beweis sich aufstellen lasse, daß zwei und zwei manchmal auch fünf machen können. Mit solcher vorwaltenden Geistes-Richtung darf man denn auch in ihrem langjährigen Briefwechsel nicht eine einzige Seite erwarten, woraus die Zeitgeschichte irgend etwas Nützliches entnehmen könnte, nicht eine einzige Sitten-Schilderung, welche man als den Ausdruck ihrer Zeit betrachten dürfte; dagegen eine Menge endlosen Geschwätzes,

das weder den Gedanken zu stärken, noch die Einbildungskraft zu nähren, noch das Herz zu trösten vermag.

„Ihre durchaus persönlichen Lehrsätze drehten sich unaufhörlich um einen doppelten Gegenstand, der im Grunde nur einer war, nämlich sie selbst und das Weltall mit Bezug auf sie. Alles Ueble und Böse, welches sie im Weltall bemerkte, entsprang, ihr zufolge, einer einzigen Quelle, der freiwilligen Verworfenheit und der dummdreisten Beharrlichkeit, welche sie bei denen bemerken wollte, mit welchen sie leben mußte.

„Ein so eigenthümlicher Geist mußte nothwendigerweise von dem Einflusse der filosofischen und literarischen Schulen berührt werden, die zu ihrer Zeit Deutschland beherrschten. Göthe mißbrauchte seine Allmacht, foppte die öffentliche Leichtgläubigkeit und brachte einen Styl in die Mode, den man kaum einem Schüler nachgesehen haben würde. Demungeachtet wagte es niemand, daran etwas auszusetzen, mit Ausnahme vielleicht des offenherzigen Merck, der über das Drama „Clavigo" an Göthe schrieb: „Hüten Sie sich in Zukunft, dergleichen Albernheiten zu schreiben; ich kenne Niemand, der im Stande wäre, etwas Besseres zu schreiben, als Sie." Weniger streng, als der darmstädter Rezensent, erklärten die Frauen in Berlin alles, was von dem großen Manne kam, geradezu als göttlich, und überhäuften ihn mit Schmeicheleien, die so übertrieben waren, daß man sie fast als ironisch hätte betrachten können.

„Rachel ging in ihren bewundernden Ausdrücken bis zur Anbetung, und machte den Dichter zu nichts weniger als einem Gott. Leben und Göthe waren für sie eins. „Er ist Göthe" schrieb sie, „mithin alles, was er sieht, alles, was er sagt, ist wahr. Ich kann ihn im Geiste nicht anrufen, ohne daß meine Augen sogleich in Thränen schwimmen. Ich liebe andere Menschen von ganzer Seele, er aber leiht mir die seinige, um ihn zu lieben. O mein Dichter ꝛc." Unterbrechen wir dies Gewäsche, das wir nicht länger geduldig nachschreiben können.

„Mit Erstaunen gewahrt man neben dieser knechtischen Anbetung eine schrankenlose Selbstsucht und Eitelkeit. Rachel's Freunde sind ihre Freunde nur unter der Bedingung, daß sie jedes andere mensch-

liche Interesse der Neigung unterordnen, welche sie ihr zu widmen haben. Sie schöpfen ihre ganze Kraft aus dem Kultus für die übermenschlichen Talente dieser deutschen Minerva, und entnehmen alle Tröstungen den Huldigungen, deren alleiniger Gegenstand die himmlische Tugend dieser letztern ist. Rachel ihrerseit kann, ohne ihre Freunde zu beeinträchtigen, ohne Verrath an ihnen zu begehen, denselben nichts vorenthalten von der moralischen Größe, wovon sie selbst durchdrungen ist. Jede Bescheidenheit würde also nicht allein als Schwäche, sondern selbst als Vorwurf ausgedeutet werden können. Wir finden hier eine ganz ähnliche Selbstsucht, wie die in „Dichtung und Wahrheit" vorwaltende, den Einfluß von Fichte's Filosofie, die aus jedem menschlichen Ich den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung macht, und diesem Ich das Dasein jedes Nichtich, d. h. jedes äußern Gegenstandes, unterwirft.

„Rachel's Ich war vorzugsweise verschlingend, und könnten wir ihr irgend eine größere Wichtigkeit beilegen, so würde es uns ein absonderliches Vergnügen machen, gewisse Stellen aus ihrem Briefwechsel anzuführen, worin die Sucht, sich reden zu hören, und die lächerlichste Selbstgenüglichkeit alle Grenzen des gesunden Menschenverstandes überschreiten. Wie kann man aber ein „Genie" in Zweifel stellen, das sich selbst bei jeder Gelegenheit als solches aufdringt, indem es zu gleicher Zeit sich weigert, zu beweisen, daß es wirklich ein Genie ist? Was soll man von einer ehrbaren Jungfer denken, die ernsthaft versichert, daß sie allen Sterblichen weit überlegen sei, daß sie sich aber niemals herablassen werde, zu beurkunden, worin ihre Ueberlegenheit eigentlich bestehe? [1])

„Indeß fehlte es an Leuten nicht, welche durch so kecke Angaben

[1]) „Damit man uns nicht der Uebertreibung beschuldige," sagt der britische Verfasser, „finden wir uns veranlaßt, eine Stelle aus Rachel's Briefwechsel anzuführen. Sie lautet folgendermaßen: „„Meine Organisation ist so zu sagen doppelt und erlaubt mir im Nothfall, meine Seele ohne den geringsten Mißbestand wegzuleihen. Ich bin ebenso einzig in meiner Art, als es die größten Menschen sind, welche je gelebt haben. Der größte Künstler, der größte Filosof, der größte Dichter sind nicht größer als ich. Sie und ich, wir sind aus demselben Stoffe gebildet, wir gehören zu derselben Gattung ... Sie können sich keinen Begriff machen von der beständigen Blüthe, welche jeden Augenblick meines Lebens bezeichnet.""

sich nicht bethören ließen. Nicht Jeder mochte eine so ungemeine Eigenliebe sich gefallen lassen, die sich alle Vollkommenheiten zuschrieb und sich als Muster aufstellte für alles, was überlegen, groß, gut und verstandeskräftig genannt werden dürfe. Rachel's Gatte benachrichtigt uns mit übel verborgenem Unwillen, „daß inmitten der zahlreichsten Gesellschaften seine Frau oft vereinzelt, unbegriffen und unbeachtet blieb, und daß sie weder die Liebe noch die Zärtlichkeit einflößte, welche sie verdiente."

„Das wundert uns gar nicht, und die zornige Verachtung, womit Rachel gewöhnlich die beschränkten Wesen überlud, mit denen sie umgehen mußte, konnte ihr unmöglich viele Freunde erwerben. Daher rührte denn auch die Verletzung, worüber sie so bitter sich beschwert, und ihre unaufhörlichen Klagen über das Leben entspringen einzig und allein dieser Quelle. Ihr zufolge wurde täglich ihr liebendes Herz, ihr auserwähltes Wesen auf eine Weise verletzt, die jeden gewöhnlichen Menschen auf der Stelle getödtet haben würde. Sie dagegen erhielt sich allein durch die Allmacht ihrer Willenskraft. Ueberhaupt war es bei ihr feste Ueberzeugung geworden, daß sie mit ihrer Geisteskraft ewig leben könne. Untergeordnete Wesen, welche diese Kraft nicht in demselben Maße hatten, mußten freilich sterben, während Rachel nur zufällig getödtet werden konnte. Auch diese Ueberspannung ist buchstäblich ihrem Briefwechsel entnommen.

„Unerklärlich bleibt es, wie Liebe, oder etwas Aehnliches, in einem solchen von Eigensucht aufgeblähten Herzen Raum gewinnen konnte. Der außerordentlichen Gutmüthigkeit ungeachtet, womit Varnhagen alle Einzelheiten der innigen Beziehung zwischen Rachel und dem jungen Alexander von Marwitz schildert, wird es doch schwer, zu begreifen, daß nichts als bloße Freundschaft in dieser Beziehung obwaltend gewesen. Rachel war bereits mit Varnhagen verlobt, als sie die Bekanntschaft jenes Enthusiasten machte, für den sie sogleich offen ein lebhaftes Interesse bezeugte. Im Grunde schienen beide nicht für einander geschaffen. Marwitz war außerordentlich reizbar, angetrieben von dem Bedürfniß der Vervollkommnung; aber beim geringsten Hinderniß entmuthigt, verwünschte er das Leben, ohne es zu kennen. Ra-

chel war für ihn nur eine Vertraute, der er alle seine eingebildeten Leiden, wie seltsam und verworren sie auch sein mochten, erzählen konnte, und die, mit der ganzen Nachsicht ihrer vierzig Jahre, die Bekenntnisse eines vierundzwanzigjährigen Tollkopfs anhörte.

„Bis dahin läßt sich über dies Verhältniß noch kein Tadel aussprechen. Allein in den Briefen der doppelt volljährigen Verlobten stößt man auf ziemlich zweideutige Ausdrücke, auf Zärtlichkeits-Versicherungen, halbe und dreiviertel Geständnisse, die, wenn dadurch auch die Herzensruhe des armen Marwitz nicht besonders gefährdet werden konnte, doch nicht besonders verträglich waren mit den filosofischen Ansprüchen und den Herzens-Verpflichtungen, welche seine alte Freundin gegen einen Andern eingegangen war.

„Marwitz fiel 1814 in einem Gefecht und Rachel wurde Frau Varnhagen von Ense. Als solche benahm sie sich mit etwas mehr Schicklichkeit, wie als Fräulein Levin. Die Briefe, welche sie nach ihrer Vermählung schrieb, beurkunden bessere Gefühle, eine weniger ausschweifende Eigenliebe und richtigere Gedanken, als die vor derselben verfaßten, obgleich die Wortfügung immer noch äußerst seltsam und weitschweifig ist. Darf man übrigens den Versicherungen deutscher Schriftsteller Glauben beimessen, so würde sie einen wunderbaren Zauber auf den Geist Anderer ausgeübt und in einem hohen Grad die Eigenschaft besessen haben, Andern, je nach den Umständen, guten Rath und Trost zu ertheilen.

„Aus einer aufgeklärten Jüdin, sagen jene Schriftsteller, sei sie eine mystische Christin geworden. Wir wissen nicht, was man unter einer mystischen Christin versteht, und Dr. Strauß würde sich ein besonderes Verdienst in diesem Punkte erwerben, wenn er darüber einen Kommentar verfaßte. Zuverlässig scheint es, daß Rachel, obgleich sie Christin geworden war, doch viele jüdische Glaubens-Meinungen beibehalten. So erwartete sie unter andern eine dritte Offenbarung, und knüpfte den Begriff von der Allmacht an ein kabalistisches Wort, das Tetragrammaton ihrer Vorfahren. Gleichzeitig war sie in mehren Punkten eine eifrige Bekennerin des St. Simonismus, und tadelte laut die Ehe, bald nachdem sie sich verheirathet hatte. Nichts desto we-

niger waren ihre an Varnhagen gerichteten Briefe noch eben so zärtlich in Worten, die jedoch oft mit den Erörterungen in Widerspruch standen, eine so beharrliche Erspähung der unkörperlichen Wahrheit verrathen und Veranlassung zu so vielen schwülstigen Tiraden geben, daß es unmöglich ist, an ein Gefühl zu glauben, welches sie nicht zu empfinden, sondern bloß zu malen sich bemühte.

„J. P. Fr. Richter, mit dem Rachel sich gar zu gern verglich, billigte ihr Verfahren nicht in dem Maße, als sie glaubte. Bei zwei Veranlassungen, welche sie selbstgefällig anführt, scheint er sich vielmehr über sie lustig gemacht zu haben, mit einer Feinheit jedenfalls, wovon sie keine Ahnung gehabt. Lassen wir die erste Anekdote sie selbst erzählen.

„Einige Tage vor meiner Abreise nach Paris," sagt sie, „stand ich mit Jean Paul am Fenster; wir sahen in die Jäger-Straße. Auf einmal sagte ich zu ihm: „„Wie erklären Sie das: in acht Tagen soll ich abreisen, und seit meine Reise nach Frankreich entschieden festgestellt ist, werden mir die Gegenstände, welche ich am genauesten kannte, so zu sagen fremd. Diese Straßenecke z. B. kommt mir vor, als wenn ich sie heute zum erstenmale sähe. Es scheint mir, als blicke ich in eine ganz fremde Stadt."" Ich sagte die Wahrheit. Jean Paul entgegnete darauf, in Nachsinnen vertieft, und auf dem Punkte, den Kopf zu schütteln: „„Das ist eine große Fantasie; Sie haben eine große Fantasie."" — „„Wie verstehen Sie das?"" fragte ich ihn. Er aber schwieg und ich that dasselbe."

„Wir wollen ebenfalls schweigen und vielleicht aus demselben Grunde, wie Jean Paul. Man kann sich seine Verlegenheit denken, als er einer Frau die Wahrheit sagen wollte, welche sich berechtigt hielt, sie den Klügsten zu sagen. Um ihm jedenfalls das Unglück zu ersparen, sie nicht ganz zu kennen [1]), schickte ihm Rachel einige ihrer vorzüg-

[1]) In einem Briefe beklagt Rachel Göthe, daß er sie nicht gekannt. „Er dauert mich," sagt sie, „denn allein das fehlte noch seinem Dasein. Die Götter haben ihm dies Vergnügen versagt; sein Geschick hat ihn desselben beraubt. Ich habe von ihm den größtmöglichsten Vortheil gewonnen; er hat nichts gewonnen von mir. . . ."

lichsten Briefe. Er sandte sie zurück, begleitet mit einigen Worten, worin er, so schonend als möglich, folgendermaßen sich ausdrückte:

„Möge Ihr Herz nie übel begriffen werden von Andern und — von Ihnen selbst. Sie handeln oft, wie Sie schreiben — unorthografisch. Mögen Ihre Mitmenschen Ihren geistigen Werth nicht verkennen"...

„Weil einmal diese Saite berührt worden, können wir uns, ohne unhöflich zu sein, klarer aussprechen als Fr. Richter. Wir gestehen also, daß die Briefe der guten Rachel für uns eine höchst ermüdende Lektüre gewesen sind. Mit einem sehr vernachlässigten Styl, einer willkürlichen Interpunktirung, fantastischen Neuerungen, einer launischen Verstümmelung aller Worte, unzusammenhängenden Sätzen und solchen, die gewaltsam an einander gefügt sind, gleich zu kurzen Leitern, die von schwindelnden Höhen herabhangen und unter den Füßen hin und her schwanken, — fehlt es darin an nichts, was Augen und Geist erschöpfen kann. — Wahrlich, wir haben es schon oft gedacht, und unsere Meinung ist endlich zur Ueberzeugung gediehen — daß keine Sprache weniger geeignet sei für die Bewohner Deutschlands, als die deutsche.

„Und dennoch, wie ihr Muster, Göthe, drängt Frau von Ense in wenigen Worten oft einen vollständig richtigen Satz, einen sinnreichen Lehrspruch zusammen. So sagt sie unter andern:

„Nur die werden alt, welche blos jung waren."

„Ueberall, wo ein Herz schlägt, blüht ein Roman."

„Warum sollte ich nicht natürlich sein? Ich weiß nichts besser nachzuahmen, als das Natürliche."

„Ungeachtet der täglichen Neugeburten vereinzelt sich das Leben immer mehr."

„Denken heißt forschen und untersuchen. Dem Einen fehlt es an Kraft, zu forschen, dem Andern an Muth, zu untersuchen."

„Ich beneide die Menschen um nichts, als was Niemand besitzt."

„X. ist ein sehr unwissender Mensch; er weiß nur, was er gelernt hat, und das ist sehr wenig. Denn man lernt nichts, was nicht ein Anderer vorher schon gewußt."

„Der Uebergang von Rachel zu Bettina versinnlicht einen gewaltigen Sprung. So schwerfällig jene durch ihr Alter, ihren kränklichen Gesundheitszustand, das Uebergewicht ihres armseligen Wissens ist, um so leichter, behender und aufbrausender ist die andere. Die größten Uebertreibungen der letzten gewähren ein wirkliches Vergnügen, wenn man den traurigen Folgerungen ihrer Vorangängerin entgangen ist. Welche Unglaublichkeiten Frau von Arnim auch mittheilen mag, sie sind erfreulich nach den pompösesten Truismen der Frau Varnhagen. Der Geist Rachel's ist wie eine schwerfällige, sehr künstlich zusammengesetzte Maschine, die sich schwer in Bewegung setzen läßt und die hier und da immer anstößt. Der Geist Bettina's ist der leichten Schiefer-Platte ähnlich, welche die Hand eines Kindes auf der Wasser-Fläche tanzen läßt. Vergleicht man beide, so scheint es fast unglaublich, daß sie aus einer und derselben Quelle geschöpft, daß beide dasselbe Gift genossen haben. Dieses Gift aber, welches gewiß in verschiedenen Dosen genommen worden, erzeugte hier einen heitern Rausch, dort drückende Schlafsucht.“

„Bettina's Lebens-Geschichte ist bekannt genug und braucht nicht wiederholt zu werden. Ihr Buch: „Briefe eines Kindes“ kann mit mehr oder weniger Strenge beurtheilt werden, je nachdem man es mehr oder weniger als einen Roman betrachtet. Unterdrückt man darin Göthe's Namen, so findet man Gefallen an den lebendigen Schilderungen, an der Einzelnheits-Poesie, an der zierlichen Erfindungs-Leichtigkeit, die den am wenigsten glaublichen Zwischenfällen so viel Natürlichkeit verleiht. Je weniger wir gesonnen sein können, alle die Kreuz- und Quersprünge der Einbildungskraft eines jungen Mädchens zu billigen, welche es mit der größten Kaltblütigkeit vor unsern Augen macht; alle jene Träumereien, welche die Schreiberin für Wahrheiten ausgibt, alle fantastischen Spaziergänge, wobei sie sich bald zu den Wipfeln der Bäume erhebt, bald in die Fluth der Bäche sich versenkt, hier in Abgründe sich verirrt, dort während der Nacht auf den Zinnen einer alten Burgruine verweilt 2c.; um so mehr müssen wir jedoch gestehen, daß sie uns als Erfindungen eines weiblichen Münchhausen vergnügen und interessiren. Man lächelt, manchmal lacht man sogar; was braucht es mehr, um befriedigt zu sein?

„Erwägt man dagegen, was als Wirklichkeit aus diesen Briefen sich ergibt: jene Liebe eines jungen Mädchens, die Göthe schwach genug war zu billigen, und die uns, nach zwanzigjährigem Nachdenken, eine Matrone ohne alle Zurückhaltung erzählt, so läßt sich unmöglich ein gewisses Gefühl der Befremdung, ja selbst der Entrüstung bemeistern. Die Gleichstimmung, welche das Kind einflößt, verschwindet vor dem häßlichen Fantom, das heraufbeschworen wird, nämlich vor dem einer alten Dame, die, mit der Brille auf der Nase, die leidenschaftlichen Ergießungen ihrer Jugend Punkt für Punkt durchgeht, jene Improvisation neu zustutzt, eine unrichtige Wortfügung verbessert und sich nach dem allen nackt, ohne ein einziges Feigenblatt der Entschuldigung, dem Publikum darstellt; mit ihren Inkonsequenzen, oder besser noch mit ihren Jugend-Fehlern prahlend, welche sie vor allem zu vergessen sich hätte bemühen sollen.

„Göthe selbst gewinnt nichts durch diese Darstellung, die ihn, mehr wie irgend eins seiner Werke, als einen herzlosen Menschen, ohne strenge Grundsätze zeigt. Bettina war für ihn nichts als ein moralischer Probierstein. Sie bot ihm das merkwürdige Muster eines zugleich unschuldigen und schamlosen Mädchens, welches sich ohne Zurückhaltung der ersten Liebe überließ, die gewöhnlich mit soviel Unruhe und Gewissens-Skrupel begleitet ist. Selbst in Deutschland hatte dies Schauspiel etwas Sonderbares und mußte durch seine Neuheit die abgestumpfte Einbildungskraft des alten Filosofen reizen.

„Gleichwie ein Arzt an dem Bette seines sterbenden Freundes den ihn bedrohenden Verlust vergißt, um seine ganze Aufmerksamkeit nur den Wandelungen einer seltnen Krankheit zuzuwenden, eben so wenig kümmerte sich Göthe um die Verheerungen, welche eine mehr und mehr überspannte Leidenschaft in einem zu früh gereizten Herzen anrichten mußte; und ohne an die Gefahr dieses Fiebers zu denken, an die Erschöpfung, welche davon zu erwarten war, hielt er sorgsam Register über die befremdenden Worte, die überspannten Ausbrüche, welche der poetische Wahnsinn des Mädchens erzeugte. Fragt man, wozu dies Studium dienen konnte? so antworten wir: „daß er gerade in jener Zeit seine „Wahlverwandtschaften“ schrieb.

„War es den fanatischen Anhängern Göthe's Ernst, wenn sie, zur Erklärung seiner verderblichen Nachsicht für Bettina, behaupten, er habe (wir wollen uns des am wenigsten harten Wortes bedienen) den Wunsch gehabt, ihre junge Verstandeskraft durch das Feuer einer gefahrlosen Leidenschaft zu reifen. Göthe war sechszig Jahre alt. An Weltkenntniß wie an Kenntniß des menschlichen Herzens fehlte es ihm gewiß nicht. Auch mußte er, wie jeder Christ, wissen, welches Unglück eine von der Religion mißbilligte Leidenschaft nach sich zieht. Er wußte ebenfalls, um welchen Preis die Fortschritte des Verstandes erworben werden, welche man auf dem übeln, von Bettina betretenen Wege erlangt; er wußte endlich, daß üble Neigungen bei einem Weibe nie Vervollkommnungs-Mittel der Verstandeskraft gewesen.

„Göthe, sagt man, habe nichts gethan, um Bettina zu ermuthigen. Freilich that er nichts, wenn ihre Vergötterung ihn genirte, oder wenn er etwas Besseres zu thun hatte und der Herzog von Sachsen-Weimar seinem geheimen Rath irgend eine Arbeit auferlegte. In diesen Fällen begnügte er sich, eine kalte, kurze Antwort auf die Briefe seines „lieben Kindes" zu diktiren. Allein wenn er wieder Muße hatte, so rief er, gleich einem Gott, die junge Priesterin an den kurz vorher verlassenen Altar zurück, um begierig den Duft des Weihrauches einzuathmen, den sie für ihn entzündet. Ohne sich darum zu kümmern, welche Folgen sein Begehen haben könne, reizte er sein Opfer durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel.

„Wenn etwas zu Bettina's Gunsten spricht, so ist es die Sicherheit, womit sie, Göthe's herzlose Redensarten ernsthaft aufnehmend, ihr Liebe-Tagebuch als das Evangelium der Natur und als die vollständigste Grammatik des Herzens, welche je verfaßt worden, betrachtet. Sie empfahl es allen jungen Mädchen auf's dringendste, als Vorbereitung für eine Bahn, auf der sie selbst zur Berühmtheit gelangt war. Vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahre war dies Buch in ihren Augen ein unerläßliches Studium. „Wie alt ist Ihre Tochter?" fragte sie eines Tages die Gräfin M., und als diese entgegnete: Fünfzehn Jahre, rief sie freundlich: „In dem Fall will ich ihr mein Buch schicken."

„Die beharrliche Weigerung einer wohlbekannten Uebersetzerin, jenes „klassische“ Werk in unsre Sprache (die englische) zu übertragen, veranlaßte Frau von Arnim, aus inniger Theilnahme für unsre jungen Mädchen, deren Verstand von Finsterniß umfangen bleiben sollte, selbst eine englische Uebersetzung jener Briefe zu veranstalten. Sie wurde an den Buchhändler Longmann gerichtet, mit einer Widmung, die des Werkes vollkommen würdig war.

„Bettina läßt sich immerfort noch drucken. Ihr letztes Werk, welches sie unter dem Titel: „Dies Buch gehört dem König,“ ohne Umstände dem König von Preußen zugewiesen, ist mit besonderer Bewilligung dieses Monarchen zenfurfrei gedruckt worden. Dadurch erklärt sich denn auch die unreligiöse Lizenz gewisser Stellen desselben. Wahrscheinlich aber betrachtete man die Gottlosigkeit der Verfasserin nicht als gefährlich, da sie jetzt kindlicher geworden, als sie vor dreißig oder vierzig Jahren war, wo sie mit so vieler Grazie in den Armen der geheimen Exzellenz einschlummerte. Streng genommen sollte man es jedoch nicht dulden, daß die religiösen Lehrsätze eines ganzen Volkes der unbesonnenen Verspottung einer ungläubigen Frau preisgegeben würden, die unter andern sagt:

„Ich habe nie an die sieben Tage der Schöpfung glauben können... Ich würde nur begreifen, daß Gott am siebenten Tage sich ausgeruht hätte, wenn er flegmatischer gewesen wäre wie ich, die ich nie vierundzwanzig Stunden Ruhe auf dieser Unterwelt habe finden können.... Ich frage, ob es sich für einen Gott schickt, gewissermaßen seine Schürze abzubinden (denn er arbeitet gewöhnlich in Thon), sich die Hände zu waschen und dararauf einen Feiertag zu machen?“ (1. Band S. 69, 70 und 79.)

„Zur Erklärung der Erbsünde sagt die Verfasserin S. 506: „Was ist das Geheimniß von dem allen, wo nicht, daß Gott den Teufel begreift? Wo wäre die Unendlichkeit Gottes, wenn er nicht unter andern den ersten Anfang des Guten umfaßte? Da nun aber der Anfang alles Guten in der Verneinung des Bösen besteht, so ist der Teufel das Prinzip aller Dinge, weil er das negative Prinzip ist. Sieht man nicht ein, daß Gott vom Teufel herrühren muß, wenn die Idee von Gott

sich verwirklichen soll? Und diese Idee besteht vorzüglich darin, daß der Teufel Gott werden muß, damit der Kreis der Schöpfung geschlossen sei ......"

„An solchen und ähnlichen Sätzen ist das Buch, welches dem König gehört, überaus reich. Bettina nimmt gar keinen Anstand, die unumschränkt herrschenden Könige im Namen des menschlichen Geistes mit diesem Geiste zu bedrohen, den sie zu bewältigen sich bemühen. Obschon die Verfasserin das irdische Leben nur als eine Art „Schale" betrachtet, welche der menschliche Geist sobald als möglich zu durchbrechen sich bemühen muß, nimmt sie doch nicht an, daß der Staat einschreiten könne, um Einzelnen den Dienst zu erweisen, von ihrer Schale sich zu befreien. Jede Todesstrafe ist ihr durchaus zuwider. Sie will sogar, daß der Verbrecher nicht einmal bestraft werde, sondern vielmehr, daß man alles aufbiete, um von seinen übeln Neigungen ihn zu entwöhnen und ihn umzugestalten. Zuchthäuser sollen sich hinfort in Gesundheitshäuser verwandeln. Der Fosfor des Geistes soll sich durch das Licht oxydiren und das Quecksilber von sich absondern (S. 387).

„Das Licht des Geistes," fügt sie hinzu, „als chemisches Mittel verwendet, hat die Wissenschaft nur zu erleuchten, um die leidenschaftlichen Stoffe in Potasche, in Kohlensäure, oder vielmehr in reine krystallisirte Kohlensäure zu zersetzen. Denn alles, was im Verbrecher Leidenschaftliches ist, ist ein Prinzip reinen krystallisirten Kohlenstoffes. Es wird sich davon auch Knallgas entwickeln ....."

„Wir müssen gestehen, daß bei diesen Worten uns das Buch aus der Hand gefallen ist, wie wenn das Knallgas plötzlich sich entzündet hätte. Bettina's chemische Strafstudien sind für uns zu hoch, als daß wir dieselben weiter verfolgen könnten.

„Eine letzte Anekdote, welche sich auf die Verfasserin des vorangedeuteten Wunderwerkes bezieht, dürfen wir den Lesern indeß nicht vorenthalten. Eines Abends, als sie länger wie gewöhnlich im Theater geblieben war, fühlte sich ein junger, in der benachbarten Loge sitzender Offizier von einer Kaskade falscher Locken überschüttet. Diese Sündfluth neuer Art rührte von Göthe's Freundin her, welche ihr Haupt auf die Schulter des jungen Kriegers mit den Worten senkte: „Bet-

tina schlummert ein.“ Stören wir diesen englischen Schlaf nicht, den menschliche Klugheit für uns heilig macht.

Die dritte und unstreitig die interessanteste Geistes-Heldin, welche Deutschland in neuester Zeit hervorgebracht, war Charlotte Stieglitz. Ihr durchaus lauteres Leben bedurfte, um vollkommen zu sein, nur eines Lichtstrahls von oben. Denn besser erleuchtet, würde sie gewiß glücklicher, wenn auch weniger erhaben gewesen sein, als sie war. Charlotte Sofie Willhoft wurde 1806 in Hamburg geboren und später in Leipzig, in dem Hause ihrer ältern Schwester, der Gattin eines reichen Bürgers, erzogen. Von zartester Jugend an bemerkte man an ihr eine außerordentliche Neigung, alles zu lernen, verbunden mit einer schwärmerischen Sanftmuth und einer tiefen Melancholie. In ihrem fünfzehnten Jahre zeigte sich bei ihr eine leidenschaftliche Vorliebe für die Musik. Ihr dichterisches Talent und ihre herrliche Stimme, verbunden mit der seltensten Schönheit und dem liebenswürdigsten Karakter, machten sie zum Abgott aller deren, welche sie kannten.

In einer Abendgesellschaft traf sie 1823 zuerst mit Heinrich Stieglitz zusammen, der seine in Göttingen begonnenen Studien zu Leipzig beendigen wollte. Beide gewannen eine innige und überspannte Zuneigung zu einander. Charlotte hatte keinen andern Wunsch, als den, die Braut und Gattin eines Dichters zu werden, und dieser Wunsch schien sich für sie dadurch zu erfüllen, daß Stieglitz bereits Proben einer mehr als gewöhnlichen Dichtergabe geboten. Dem gewöhnlichen Gange der Umstände nach, ließ sich voraussetzen, daß, bevor beide ihr vereinzeltes Dasein in ein gemeinsames zu verschmelzen befähigt sein würden, noch eine Reihe von Jahren verstreichen müßte. Denn er war kaum neunzehn und sie erst sechszehn Jahre alt. Unglücklicherweise für beide wurde der Termin durch ein unerwartetes Ereigniß sehr verkürzt. Charlottens Schwester starb, und das einzige Kind, welches sie hinterließ, folgte ihr bald nach. Ihr Schwager dachte nun daran, sich wieder zu verheirathen, und Stieglitz, der indeß Universitäts-Bibliothekar zu

Berlin geworden, hielt es für angemessen, mit seiner Verlobten sich zu vermählen.

Allein schon damals war in Charlottens überspannter Einbildungskraft eine unerklärliche Besorgniß vorwaltend. Sie fürchtete, daß durch die bevorstehende Vermählung der Mann, den sie über alles liebte, in seiner höhern geistigen Entwicklung gestört werden könne. Diese Idee war für sie so schrecklich, daß sie schon damals den Gedanken hegte, durch freiwilligen Selbstmord ihn von der Last zu befreien, welche er sich aufbürden wollte.

Auch sie hatte Göthe's Romane gelesen, und gleich der Ottilia in den „Wahlverwandtschaften" faßte sie den Entschluß, zu verhungern. Eine schwere Krankheit, welche sie durch dies Vorhaben sich zuzog, verhinderte die vollkommene Ausführung desselben. Durch diese gefährliche Probe schien das Dasein auf einmal ihr wieder lieb geworden zu sein, denn in den folgenden Jahren bemerkte man an ihr keine Spur einer ähnlichen Neigung.

Ohne daß man ihrem Verlobten eine zu leichte Entmuthigung oder einen zu hoch gesteigerten Ehrgeiz zum Vorwurf machen könnte, verfiel er, in Folge seines zu reizbaren Nerven-Systems, in einen Zustand, der zeitweise Besorgnisse erweckte; kaum daß die Vorbereitungen zu seiner nahen Vermählung ihm einige Thätigkeit und Heiterkeit zu verleihen vermochten. Gleich nachher wollte er mit seiner jungen Gattin eine Reise machen, und bedauerte, daß er, im Fall eines räuberischen Angriffes, keine Waffe habe, um sich zu vertheidigen. Sogleich begab sich Charlotte zu einem Waffenschmied und kaufte einen Dolch, den sie ihm am Tage vor ihrer Vermählung übergab.

Mit derselben Geistesrichtung zu den gleichen Verirrungen geneigt, waren beide Gatten wenig geeignet, sich gegenseitig zu leiten. Die meiste moralische Kraft bewahrte indeß noch Charlotte, die gegen ihre eigene Niedergeschlagenheit und die ihres Mannes anzukämpfen hatte. Während der Reise unterzog sie sich allen Anstrengungen, welche für den kränklichen Stieglitz selbst mehr schädlich, als nützlich sein mußten. Die Folge davon war, daß er, nach seiner Rückkehr in Berlin, in noch größern Mißmuth und Tiefsinn verfiel, als bevor er diese Stadt ver-

lassen. Ueberzeugt, daß ein Dichter anders sein müsse, als der große Haufe gewöhnlicher Menschen, fiel es der armen Charlotte gar nicht ein, ihren Gatten zu tadeln. Vielmehr bemühte sie sich, jede seiner Neigungen zu erfüllen und ihr Leben ganz dem seinigen zu unterwerfen. Bald glaubte sie das Mittel, ihn zu erheitern in gesellschaftlicher Zerstreuung gefunden zu haben, bald wieder, weil ihr Gatte es wünschte, in tiefer Zurückgezogenheit. Aber je mehr sie seine Neigungen befriedigte, um so bedenklicher gestaltete sich die Gemüths-Krankheit ihres Mannes, die endlich immer mehr zu stillem Wahnsinn sich ausbildete.

Eine Reise nach Petersburg zu seinem Oheim, dem reichen Wechselherrn Baron von Stieglitz, und der verlängerte Aufenthalt in dieser großen Stadt, gewährte zwar einige Linderung in dem Zustande des Kranken, ohne jedoch vollständige Genesung herbeizuführen. Jedenfalls kehrte er mit neuem Muth und Eifer nach Berlin zurück, wo, in der nun folgenden kurzen Frist seine Gattin durch ihre Schriften und ihre schöne Stimme den Gipfelpunkt ihres Ruhmes erreichte. Der Frühling des Jahres 1834 war ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß für Stieglitz und seine Frau verstrichen. Gegen Ende des Sommers verfiel der erste jedoch wieder in seine Gemüths-Krankheit, an deren immer größerer Verschlimmerung alle Sorgfalt und Zärtlichkeit der unglücklichen Charlotte, wie alle Kunst der Aerzte scheiterte. Er selbst hätte sich am ersten erheben müssen, was für ihn jedoch eine Unmöglichkeit war. Sein Tiefsinn bildete sich mehr und mehr aus. Er glaubte alle Welt gegen sich verschworen, und statt das ehrenvolle Amt zu segnen, welches ihm sein tägliches Brod verlieh, erblickte er darin ein Hinderniß seiner größern poetischen Entwicklung, durch welche letzte er sich unsterblichen Ruhm zu erwerben hoffte.

Durch die Vermittelung seiner Verwandten wurde ihm ein Urlaub erwirkt, wodurch man ihm die gewünschte Ruhe zu gewähren hoffte. Andere noch gefährlichere Schattenbilder beschlichen ihn nun aber in der Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen, um desto ungestörter den Eingebungen seiner Muße nachzuleben, während doch diese Muse von Tag zu Tag geiziger gegen ihn wurde. Statt die Unfruchtbarkeit seiner Einbildungskraft einer etwas mangelhaften Befähigung zuzuschreiben,

gewahrte er vielmehr die Ursachen derselben in allen den Zuständen, welche gerade ihre Fruchtbarkeit zu begünstigen bestimmt schienen. Vor allem entrüstet war er über seine häusliche Ruhe, unwillig sogar über das engelgleiche Wesen, das die Ehe für ihn zu einem Himmel auf Erden hätte machen können. Er verlangte eine noch größere, eine gänzliche, fast unmögliche Vereinzelung und ein Schweigen, wie es das Grab allein zu bieten vermag. Zu solchem Zweck wollte er sich in eine Einsiedelei oder in ein Kloster zurückziehen, wo, seiner Voraussetzung nach, sein dichterisches Talent allein die Entwickelung erlangen könne, wozu er dasselbe berufen glaubte. Dieser unglückliche Gedanke beherrschte ihn so sehr, daß er bald zu einem Zustand gelangte, den man als Wahnsinn betrachten konnte. Bald war er wüthend über sich und Andere, bald verfiel er in läppische Schwermuth, die das Aeußerste voraussehen ließ.

Um einen so traurigen Zustand wo möglich vor allen Augen verborgen zu halten, unternahm Charlotte mit ihrem Gatten eine Reise nach Kissingen. Sie selbst war einer Veränderung sehr bedürftig; auch blieben die wohlthätigen Folgen derselben nicht aus, obgleich nach Beendigung der Badkur für Stieglitz kein günstig entscheidendes Ergebniß erzielt war. Nach der Rückkehr in Berlin schien Charlotte ruhiger, als je zuvor, obgleich sie manchmal auch viel zerstreuter war. Die Träumereien ihrer Kindheit schienen sich bei ihr erneuert zu haben. Ihres Gatten Zustand verschlimmerte sich wieder. In der Nacht vom 18. September träumte er, daß seine Frau in den unter ihren Fenstern vorüberströmenden Fluß gefallen und in den Fluthen desselben verschwunden sei. Zwar stürzte er sich ihr nach, konnte ihrer aber nicht mehr habhaft werden. Nach dem Vorübergehen des ersten Verzweiflungs-Anfalles verspürte er in sich eine Ruhe, die er vorher nicht gekannt. Nun allein auf der Welt, ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht, fühlte er, daß er ein neues Wesen geworden und daß ein neuer Muth ihn belebe. In solcher Stimmung erwachte er, und da Charlotte, die nicht schlief, ihn so heiter und ruhig sah, bezeugte sie ihm ihre Freude und ihr Erstaunen über diese Umgestaltung. Mit einer Unbesonnenheit, die nur durch seinen Gemüths-Zustand erklärlich wird,

erzählte er ihr seinen schrecklichen Traum, den sie mit einem traurigen, verzichtleistenden Lächeln anhörte.

„Es ist also wahr," sagte sie zu sich selbst, „daß ich das Opfer bringen muß." Von diesem Augenblick an beschäftigte sie sich nur noch mit einem Gedanken. In ihrem häuslichen Leben und in ihren Beziehungen zur Gesellschaft blieb sie sich vollkommen gleich. Sie erfüllte alle ihre Pflichten mit derselben Ruhe und Sanftmuth, wodurch sie sich immer ausgezeichnet. Manchmal nur bemerkte man an ihr eine gewisse Ermattung, die ihr früher nicht eigen gewesen.

Der Dolch, den sie ihrem Gatten am Tage vor ihrer Verlobung zum Geschenk gemacht, hing an der Wand. Eines Tages nahm sie ihn und zog ihn aus der Scheide. Auf die Bemerkung ihres Mannes, daß die Waffe sehr spitz sei, und sie sich damit verwunden könne, entgegnete sie: „Sei ruhig, ich werde nicht damit spielen." Weder an diesem, noch an den folgenden Tagen wurde der Dolch wieder angehängt, was Heinrich jedoch nicht wußte, dem dieser Zwischenfall aus dem Gedächtniß entschwunden war. Je mehr der Winter vorrückte, um so trauriger wurde sein Zustand. Er wollte mit Niemand mehr Umgang haben und verurtheilte seine unglückliche Gattin, die langen Abende mit ihm allein zuzubringen, obgleich er selten einen Blick, noch seltner ein Wort mit ihr wechselte.

Charlotte wiederholte sich unter solchen traurigen Umständen unaufhörlich, und jeden Tag mit verstärkter Ueberzeugung, daß nur ein einziges Mittel ihren Mann seiner verderblichen Schlaffheit entreißen könne und daß dies Mittel in dem von ihr zu bringenden Selbstopfer bestehe. Die Natur verläugnet sich indeß nie. Die Niedergeschlagenheit der armen Dulderin, die sich unwillkürlich am Tage verrieth, bescheinigte die Angst, welche sie über Nacht erduldet und welche ihre innern Kämpfe erzeugt. Darum hatte sie auch eine so große Abneigung vor ihrem Bette, weil sie sich vor den Gedanken fürchtete, von denen sie auf ihrem Lager heimgesucht wurde.

Auf einmal sprach sie den Wunsch aus, alle ihre Freunde wiederzusehen. Diese wurden nicht wenig von der außerordentlichen Empfindsamkeit betroffen, welche sie ihnen beim Abschied bezeugte. Der Weih-

nachts-Abend, der bei den meisten Familien in Deutschland festlich begangen wird, erschien. Stieglitz und seine Gattin brachten ihn bei Nachbarn zu. Die Freude der Kinder, welche durch Bescheerung beglückt worden, schien die junge Frau sehr anzuregen. Zwei Tage nachher war sie sehr blaß und ihren großen braunen Augen entstrahlte ein auffallender Glanz. Sie schien jedoch heiter und nahm an der Unterhaltung lebhaften Antheil.

Der 29. Dezember war ein kalter und düstrer Tag. Niedergeschlagener als je, weigerte sich Heinrich, von den aufgetragenen Speisen etwas zu genießen. Nachmittags kam eine Einladung zu einem Konzert, die angenommen wurde. Charlotte schien über etwas tief nachzudenken. Um sechs Uhr legte sie sich auf ihr Kanapee, unter dem Vorwande, daß sie sehr müde sei, und bat ihren Gatten, allein ins Konzert zu gehen. In dem Augenblicke, wo er sich entfernen wollte, erinnerte sie ihn, daß er sich mäßigen solle und daß seine Genesung allein von strenger Selbstbeherrschung abhänge. Er küßte sie auf die Stirn, und ging. Charlotte rief nun ihre Köchin, ertheilte ihr mehre auf das Hauswesen sich beziehende Aufträge, und entließ sie. Von diesem Augenblicke war sie allein. Sie blieb die nun folgenden zwei Stunden nicht müßig, sondern brachte alle ihre Papiere, Briefe und andere Gegenstände in Ordnung, wonach sie folgende Zeilen an ihren Gemahl schrieb:

„Nichts, mein Vielgeliebter, kann Dich unglücklicher machen, als Du jetzt bist, vielmehr kann ein wirkliches Unglück Deinen Zustand verbessern. Tiefe Schmerzen tragen eine heilsame Kraft in sich, und dies letzte Mittel wird nicht, wie die übrigen, bei Dir scheitern. Wir haben beide genug gelitten, um davon zu sterben. Was mich betrifft, so weißt Du, wie viele Qualen mein Herz erduldet hat. Ich mache Dir das jedoch nicht zum Vorwurf, denn Du hast mich wirklich und sehr geliebt. Künftig wird es Dir besser, viel besser gehen. Es fehlt mir an Worten, meine Gedanken darüber auszusprechen, ich fühle aber, daß es so sein wird. Wir werden uns anderswo freier und leichter wiederfinden, vorher aber mußt Du das Leben bis zu Ende ertragen und mit

der Welt muthig kämpfen. Grüße von mir Alle, die ich geliebt, und die mich liebten. Dein für alle Ewigkeit.

Charlotte.

„Zeige Dich nicht schwach; sei muthig, sei stark und groß."

Mehr als eine Thräne hatte dies Blatt befeuchtet, welches sie auf den Schreibtisch ihres Mannes legte, auf denselben Schreibtisch, wo er so oft die unschuldigen Scherze, die zärtlichen Tröstungen, die nachsichtsvollen Rathschläge gefunden, welche sie ihm unterziehen wollte. Nach dieser Verrichtung begab sie sich in ihr Schlafgemach, verschloß es hinter sich und . . . . .

Man fand sie liegend auf ihrem Bette, in ihrer Nachtkleidung, und neben ihr, nur leicht mit Blut geröthet, den Dolch, den sie ihrem Verlobten geschenkt. Mit stoischer Festigkeit hatte sie den tödtenden Stahl in ihre Brust gedrückt, ihn wieder aus der Wunde gezogen, neben das Bett fallen lassen, und sich dicht in ihre Kleider gehüllt. Wahrscheinlich hoffte sie, auf diese Weise unbemerkt zu sterben. Allein ihr Todesröcheln hatte die Aufmerksamkeit ihrer Köchin erregt, und als man, nachdem man die Thür gesprengt, in ihr Zimmer drang, war das Märtirerthum der armen Atheistin vollbracht. —

Es ist etwas Entsetzliches, wenn man sich sagen muß, daß durch Herz und Geist gleich ausgezeichnete Wesen so sehr sich täuschen können, um das Gesetz der Wahrheit vollkommen zu mißkennen. Es ist etwas Erschreckliches, wenn man bedenkt, daß bei einem Volke, bei dem die Geistes-Kultur große Fortschritte gemacht, so viele moralische Krankheiten noch vorhanden sind, und daß sie, statt bloßes Mitleid zu erregen, nur zu häufig die öffentliche Bewunderung in Anspruch nehmen.

Wir mögen Charlotte Stieglitz nicht als Beispiel aufstellen. Ihr Leben kann nachahmungswerth sein, aber ihr Tod ist eine Lehre, über deren Bedeutung man sich nicht täuschen darf. Ist es nicht kläglich, zu sehen, daß Rachel und Bettina und alle jene Frauen, welche in ihre Fußtapfen treten, und auf deren überspannte Geistes-Erzeugnisse Deutschland so stolz ist, unaufhörlich Kopf und Herz anstrengen zur

systematischen Belobung des Bösen; was böser ist als das Böse selbst. Und muß man nicht den übeln Gebrauch so vieler schönen Eigenschaften bedauern, die, besser geleitet, der Menschheit zum wahren Nutzen hätten gereichen können? ....

Gott bewahre uns vor dem Eklektizismus in Moral, vor jener Unreligion, welche sich unter pantheistischen Sätzen verbirgt, welche unmündige Gedanken, eitle und verhängnißvolle Träumereien, das gefährliche Spiel einer kränkelnden Einbildungskraft frei und ungehindert sich geltend machen läßt. Gott bewahre uns vorzüglich vor Frömmelei ohne Religion und vor Tugend ohne Grundsätze, die als alleinigen theorethischen Führer die Rathschläge der Vernunft, und als alleinigen praktischen Führer die Stimme des Herzens bieten. Von allen Gottlosigkeiten ist diese gewiß die gefährlichste, weil sie sich unter einer glänzenden Außenseite verbirgt.

Geschichtlicher Wahrheits-Spiegel.

Geist und Wesen der ehemaligen freien Reichsstädte.

Blicken wir in der frühern Zerrissenheit Deutschlands noch auf diese Parcellen-Zerstückelung, so dünken uns diese ehemaligen freien Reichsstädte wie neue Fetzen von schon zerissenen Stücken. Sehen wir die alten Karten von Schwaben an, da nehmen sich die abstechenden, mit allen Farben umkränzten Eckchen wie Tuchproben aus, die ein Kaufmann in einer Musterkarte ausstellt. Diese äußere Ansicht ist indeß von geringer Bedeutung; desto größer ist die innere. Daß diese Zerrissenheit uns nicht früher das Leben gekostet hat, zeugt von unserer guten Haut, festen Knochen, guter Organisation und dergleichen, was die Medizin Alles noch besser erklären kann.

Als in der französischen Revolution mehre schweizer Kantone

angegriffen und besetzt waren, kündigte ein Obrist diesen Jammer an. „Das thut uns nüt, Herr Obrist!“ rief ein berner Bäcker; aber bald war Bern als Generalsitz und Niederlage der Eindringlinge erlesen worden. Dieser gute Mann hat das Volkswort vergessen: Wenn des Nachbars Haus brennt, hilf löschen! Das ist eben das Erbübel der Abtrennung und Sonderung, daß wie bei dem Individuum der Egoismus herrschend wird. Ist er bei dem Einzelnen schon eine bedenkliche Krankheit, so wird er die fürchterlichste Epidemie bei größern Volksverbindungen.

Werfen wir einen kurzen Blick in diese Jammertrennung vom dreißigjährigen Krieg an. Schon das Unwesen des Bauernkriegs entspann sich aus dem Zwiespalt des Adels und des Volks. Dieser Krebsschaden traf nun Deutschland nicht allein, er herrschte durch ganz Europa; es war wie der Fluch beim Verluste des Paradieses: „Feindschaft will ich setzen zwischen“ .... Dieser ewige Gegensatz, von der Schöpfung an gegründet, hängt vielleicht mit den Elementar-Gegensätzen in der Natur zusammen, die eine immerwährende Agenz und Gegenagenz bereiten, Gewichte, die der Spannfeder entgegenarbeiten, damit die lebendige Thätigkeit nie aufhöre. Diese Elementar-Spannkräfte stehen nun glücklicher Weise in der Hand des allmächtigen Regierers, wohingegen diese Spannungen unserer Weisheit anheim gestellt sind. Was aber im Ganzen den Bauernkrieg mag verursacht haben, die unzähligen Barrièren der kleinen Stände unterhielten das unselige Feuer. Die Macht des Reichs, des Kaisers, stieß an tausend Haltpunkten an; ein einziger Ritter, wie Berlichingen, kümmerte sich um die Macht des Kaisers so wenig, als um die Befehle des Raths in Heilbronn. Ritter und andere Unruhestifter spielten oft Haschemännchen mit der Majestät, wie schlimme Schulbuben mit einem schwachen Schulmeister; versteckten sich aus einem Städtchen in ein anderes.

Eine ähnliche Zerrissenheit, auch durch den Anstrich für die Religion und zur Ehre Gottes erhöht, erblicken wir in Frankreich zur Zeit der Ligue, wo Katholiken und Protestanten gegen einander eine Barbarei ausübten, die dem türkischen Gesandten den Ausdruck abzwang: „Sie treiben es christlich!“ als Parodie von unserer Seite: es geht türkisch zu! Die Anführer der Ligue wütheten, ehe der schöne Hauptstreich, die

Mord-Nacht, welche Coligny opferte, statt hatte, barbarischer als Tilly. Der Prinz von Condé, der sich schon übergeben hatte, wurde nach der Schlacht von Jarnac schändlich gemordet und auf einen Esel gelegt dem schrecklichen Heinrich von Anjou vorgeführt, dessen Lächeln das der höllischen Geister überbot. Dieser Abstecher in fremde Geschichte wurde durch das schnöde und spöttische Tadeln deutscher Art und Sitte, das ein neuer Modeton seit einigen Jahren vernehmen läßt, vorgerufen.

Wenn früher Kotzebue seinen Witz auf diese Seite verlegte, so wollte er, französischem Einfluß und Uebermuth gegenüber, ein Gegengewicht schaffen und deutschen Geist aufregen mit Stiefeln und Sporn, wozu er das gemessene Talent, Weltumsicht, Herz und Muth hatte. Ob aber alle diese Eigenschaften, und besonders gutes Gemüth für das Wohl unsers Landes, sich in dem Witz und Spott Heine's und Consorten vereinigen, kann hier nicht ausgemacht werden. Es ist jeden Falls mißlich, unberufen und muthwillig sich in politischen Konflikt zu mengen, aber sich vollends thätlich hineinmengen, kann Hals und Leben kosten.

Werfen wir noch einen Blick auf Zerreißung und Zerstückelung ins Ausland, damit nicht alles Schwergewicht des Tadels über Uebelstand auf Deutschland falle. Das Uebergewicht des Kantons Bern machte mehren Kantonen nicht allein, sondern selbst Bonaparte Schatten, seitdem er von einigen Gesandten dieses Kantons etwas schroffe Aeußerungen gegen sein Beginnen vernommen hatte. Der Klotz, der sich nicht fügen wollte, sollte nun durch die Mediations-Axt in drei Stücke zerhauen werden. Man frage heute noch alle drei Stücke: ob sie sich nach dieser Operation ganz wohl befinden?

Ich weiß es nicht. Klagen über den Uebermuth, Uebergriffe ꝛc. der Patrizier erschollen allenthalben, während die Griffe der Franzosen oft Untergriffe konnten genannt werden, denn sie hatten eben, wie früher, das Stiefel- und Schuhtauschen eingeführt. Weil nun dieser souveräne Streich der Mediation so ruhmvoll gelungen war, so wollte man, in Bern selbst, gegen die Patrizier fortarbeiten, gerade in einer Zeit, wo die edelsten Männer in den verschiedenen Abtheilungen mit

aller Liebe und Zufriedenheit des Volks wirkten, von denen ich nur hier die Herren von Gumorn, von Büren, von Grothenried nenne. Der Herr Schnell aber wußte den Standpunkt so zu ändern, daß eine andere Regierungs-Form beliebt wurde. Wie sich nun der Kanton befindet, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß die edelsten Männer dieses früher so hochgeschätzten Kantons über den neuen Zustand des Vaterlandes, nicht über ihren eigenen, bittere Thränen weinten. Es herrschte früher ein allgemeiner Enthusiasmus ganz Europa's für dieses einzige Land, die Schweiz. Pilgerfahrten hatten statt von allen Enden, das Wunderland zu schauen, die hohen Alpen mit allen ihren Herrlichkeiten zu ermessen, und den patriarchalischen Geist und Sinn der Aelpler zu bewundern und sich daran zu erfreuen.

> Blieb' ewig fest das sich're Band,
> Wer wünschte sich nicht hier sein Vaterland!

So sang begeistert ein gemüthlicher Dichter, dessen einziger Wunsch es war, im Kanton Bern einheimisch zu sein. Er ist schon längst in den Kanton des sichern und ewigen Friedens eingezogen! Die Größe und Herrlichkeit der Natur herrscht fort, und ebenso Europa's Enthusiasmus für diese Natur-Herrlichkeit .....

Nun zu unsern freien Reichsstädten. Ein eignes, curioses Völklein waltete von je in diesen Städten, besonders versessen auf's Regieren. Stracks, wie Panza in seiner Insel verfährt, ging das Wesen. Urtheile, wie wir von Gellert's Amtmann aussprechen hören, erschallten. Wieland erzählt uns etwas von dem Geschäftsgang in Biberach am Federsee. Er frug einen Magistrat, wie man sich etwa zu benehmen habe? Ihr könnt ohne Gefahr Gottes Dasein und seine allwaltende Vorsehung, so es euch beliebt, in Zweifel ziehen; aber wenn man euch nur mit einer Miene ertappt, daß ihr die Weisheit des Raths und der Regierung bezweifelt, so folgt die Landes-Verweisung. Merkt euch wohl: man versteht sich bei uns auf das Mienenspiel, und merkt man daraus, daß ihr unzufrieden seid, wie es eben geht und gehen muß, ohne daß ihr einen Muks macht, so werdet ihr nach Befinden zwei, drei Monate und so fort eingesperrt!

So ein Unwissender verzerrte einst in der Session bei einem neuen Gesetz-Vorschlag das Gesicht, und schüttelte sogar den Kopf; ... beim ersten Verhör sagte er: er habe arge Zahnschmerzen! Er mußte die schuldigen Zähne nachweisen und sie wurden ihm ex officio ausgezogen.

Ueber Militär- und Zivil-Einrichtung der Krähwinkler, der Schildbürger, der Republik von Trippstrill sind ja die Legenden allgemein bekannt, und wer sie nicht kennt, der würde bei der Beschreibung meinen, man wolle aus langer Weile eine Novelle, wie sie heuer sind, an's Tageslicht fördern, und würde sich, wie über Fastnachts-Possen, erzürnen.

Nur noch einen Fall. Ein schurkischer Profet hatte einst für den ersten April den jüngsten Tag angesagt. Einige Tage vorher rüstet sich Alles in Trippstrill zum Abzug; Alles packt, schnürt Bündel, schaltet, wie das Volk Israel beim Auszuge. Wo wollt ihr hin? ruft der Bürgermeister. — „In die Matten! Nur aus der Stadt!“ Diese Leute verwechselten in der Angst den Untergang Sodoms mit dem Weltende! Hätten die Republikaner ein einsames Thal in Asien's Steppen, wie ein Palmyra, oder das Thal des Alten vom Berge bewohnt, abgeschieden von dem Treiben und der Regsamkeit Europa's, so hätten sie allen ihren Launen nachhängen können, ohne Belästigung, ohne Kontrole; aber Schwabens und Sachsens Lage war im Laufe des dreißigjährigen Krieges kein Palmyra.

Diese Republiken wurden aufgefordert, sich an das Ganze anzuschließen und in die Kampflinie einzurücken gegen eine Macht, der sie schutzbefohlen waren, von der sie, nach dem Bündnisse, Hülfe in der Noth erwarteten. Da war guter Rath theuer! Ohne jenen schützenden Genius, der wie ein Gott aus den Wolken erschien, wissen wir nicht, was geschehen wäre. Seit diesem Ungewitter, das wie Hagelschlag auf unsere Fluren fiel, litten wir durch Trennung und Zerstückelung. Es kam die Zeit, wo die kleinen Republiken sammt den kleinen Herrschaften sich dem Ganzen anreihten, daß eine Uebersicht und eine durchgreifende Ordnung erleichtert war; hemmende Schlagbäume fielen, und der schöne Anfang zu Germaniens Einheit war gemacht [1]).

---

[1]) Wann wird einmal der Tag erscheinen, an dem wir im Chor singen: **Rule Germania!**

In dieser Zeit war es, als eine nördliche Reichsstadt, die bis jetzt noch bestanden hatte, dem Königreich Preußen zugetheilt wurde. Der Rath empfing mit Kopfschütteln, das jetzt nicht mehr verpönt war, den Beschluß; einige Wochen darauf den neuen Beschluß: daß man es höchsten Orts genehm finde, ein Regiment in die Stadt als ständige Garnison zu verlegen, und daß es schon seinen Marsch dahin angetreten habe. In der Voraussicht der kuriosen Laune dieser Leute hatte die höchste Behörde zum Kommandeur des Regiments einen durch Bildung und Umsicht ausgezeichneten Offizier erlesen, den General v. B . . . . Der Rath hielt indeß schnelle Session, und es wurde einmüthig beschlossen, die Thore zu schließen und eine Art Belagerung auszuhalten. Gesagt, gethan. Als das Regiment in die Nähe der Stadt kam, bemerkt es die sonderbare Lage: die Thore fest geschlossen und mehre Bürger, geharnischt und bewehrt, schauen über die Mauer. Auf den Anruf, zu öffnen, keine Anwort. Der General befiehlt, die Feldstücke vorzuführen und zu laden. Bei dieser Vorkehrung wird sogleich innerhalb der Mauern Rath gehalten und in aller Eile beschlossen, sogleich zu öffnen und die Schlüssel zu überbringen. Das geschieht; das Regiment zieht ein, und nun hatte eine Unterredung zwischen dem Generalstaab und dem Magistrat statt.

„Nun, Herr Bürgermeister, was ist Ihnen denn eingefallen?“ beginnt der General.

— Wir lassen uns Alles gefallen, was Seine Majestät über uns beschließt; nur eine Garnison ist uns beschwerlich. Wir lebten bisher in der größten Ruhe, und diese ist gestört.

„Wer will denn Ihre Ruhe stören?“

— Ach Gott! die Trommeln rühren sich von früh und selbst in der Nacht noch beim Zapfenstreich.

„Es ist nur eine Gewohnheit, und in einigen Wochen werden Sie das Alles in der Ordnung finden.“

Nach diesem Gespräch fing das gute Vernehmen des Militärs und der Stadt an, das gleich vom ersten Tage an die Weisheit des Kommandeurs und der sämmtlichen Offiziere unterstützte, so daß nach einigen Tagen der Rath beschloß, dem sämmtlichen Offizier-Korps ein solennes

Gastmahl zu geben. Mitten im freundlichen Gespräch zieht der Zapfenstreich vor dem Rathhaus vorüber, in dem das Gastmahl gehalten wurde.

„Nun, wie lautet Ihnen jetzt der Zapfenstreich, Herr Bürgermeister?" fragte der General. Diese Frage reißt die alte Wunde wieder auf; der Mann verliert, wie durch einen Stich, alle Fassung. Nach einiger Sammlung entgegnet er:

„Der Herr General erwartet wohl eine unumwundene Antwort, die meine Herzensmeinung rein ausdrückt?"

— Ohne Zweifel!

„Nun denn! Es lautet mir:

Dem König sei allein die Ehr'!
Der Teufel hol den Kommandeur!

Ganz ruhig entgegnete der General: „Das kommt ganz auf die Verschiedenheit der Ohren an; mir lautet er also:

Und wenn der Rath des Teufels wär',
Ich bliebe doch hier Kommandeur!"

Ein herzliches Gelächter von beiden Seiten war nun die Einleitung zu einem freundlichen Verständniß, das durch keinen ärgerlichen Auftritt ferner unterbrochen wurde. Nur ein einziger tiefer Gelehrte frug an: ob denn das Institut des Zapfenstreichs so unabänderlich sei, daß es nicht könne für die Ruhe der Stadt abgestellt werden [1])?

---

[1]) An diese Klage des Bürgermeisters und des Professors über die Unruhe, die der Zapfenstreich erregt, reiht sich in neuesten Zeiten unter andern eine andere: „über die vielen Gedichte in Deutschland!" Wer will diese lesen, wenn sie nicht außerordentlich gut sind? — Hier muß man mit Panza rufen: „Guter Freund, habt ihr etwa noch was auf dem Herzen? Sagt's ohne Hehl!" Und bringt dann der umsichtige Mann noch fernere ähnliche Querelen über Deutschland, und bittet um Abstellung, so werde ihm der letzte Bescheid des guten Gouverneurs: „Jetzt geht in Gutem, oder ....." Dieser unverbesserliche Sancho zeigt uns profetisch die Manier dieser Tadler. Anfangs ist der Stiefel nicht in Ordnung; hat ihn der Künstler gebessert, so geht es über das Knie und den Schenkel.... Jetzt aber tritt der Meister vor: Ne Sutor! ... etc.!

Ueber das neueste Rabenlied der Schreier in Paris über Deutschland herrscht

Die Stadt M .... erfreute sich in der Zeitfolge der Verschönerung, die mehre nöthige Bauten herbeiführten, und das Wachsthum ihres Wohlstandes durch die Garnison.

Ernstlicher war der Auftritt des Generals von Tauenzien mit dem Bürgermeister in Breslau im siebenjährigen Kriege, der ohne die weise Umsicht des Generals dem Manne das Leben gekostet hätte, das sich aber glücklicher mit von Bülow's Vermählung endigte.

Freiburg im Breisgau.

P. J. Lödig.

Länder- und Völker-Kunde.

Die vorzüglichsten christlich-gottesdienstlichen Gebäude am Rhein.

4. Die Pfarrkirche zu Eltville.

Zwischen Mainz und Koblenz verdienen die Kirchen zu Eltville, Nieder- und Ober-Ingelheim, Mittelheim, Eberbach, Geisenheim, Marienthal, Bingen, Lorch, Bacharach, Ober-Wesel, St. Goar, Boppard und die Johanniskirche an der Lahnmündung beachtet zu werden.

Eltville soll schon zu den Zeiten der Römer gestanden und damals Alta villa geheißen haben, was jedoch vielfach bestritten wird. Gewiß ist, daß unter Karl dem Großen dieser Ort der „alte Weiler“ genannt wurde, was jedenfalls auf ein früheres Vorhandensein schließen läßt. Seine Burg, wovon nur noch ein schöner Thurm und weitläuftiges Hausgemäuer übrig geblieben, wurde vom Erzbischof Balduin von

---

im Umfang nur das tiefste Mitleid über ihre Versunkenheit. Alle Aeußerungen darüber faßt der Satz in Weise's Fabel: „Der Pudel und der Puterhahn“:

Ein so undankbar Vieh
Sah ich in meinem Leben nie.

Trier, als Verweser des Erzstiftes Mainz, 1320 und in den folgenden Jahren erbaut. Diese war seitdem die gewöhnliche Residenz der Kurfürsten von Mainz, von denen Johann I., Konrad III., Adolf II. und Sebastian hier starben, brannte später ab, wurde im Anfang des 16. Jahrhunderts wieder hergestellt, gerieth aber immer mehr in Verfall, nachdem Diether von Isenburg die Martinsburg in Mainz erbaut.

Gutenberg legte zu Eltville, nach seinem für ihn so unglücklich ausgefallenen Prozeß mit Fust, eine Druckerei an, der sein Verwandter, Heinrich Bechtermünz, und dessen Theilhaber, Wigand Spieß von Ortenburg, vorstanden. Es gingen daraus von 1467 bis 1469 einige Werke, namentlich das berühmte Vocabularium latino-teutonicum hervor, die äußerst selten geworden sind. Ein wahrer Verwandter Gutenberg's, Jakob Gensfleisch von Sorgenloch, ist auf dem Kirchhofe zu Eltville beerdigt. Sein Grabstein befindet sich in der schenkschmidtburg'schen Kapelle, unfern der uralten Kirche.

Diese, deren erste Anlage dem achten Jahrhundert zugeschrieben wird, ist in ihrer gegenwärtigen Gestalt augenscheinlich dem dreizehnten Jahrhundert angehörig. Der Thurm ist noch neuer. Im Chor ist ein gutes Steinbild von 1568, den Freiherrn von Ohern darstellend; ferner ein Kruzifix von 1473 und ein schönes Heiligenhäuschen. Bemerkenswerth ist auch der alte Taufstein mit erhabenen Figuren und das Steinbild über der Hauptthüre.

5. Karl's des Großen ehemalige Saalkirche zu Nieder-Ingelheim.

Die gegenwärtige evangelische Kirche zu Nieder-Ingelheim, dem ehemaligen Kaisersaal Karls des Großen und seiner Nachfolger (jetzt ein Bauerngehöft, mit einer langen Steinschrift am Thorweg) gegenüber, war die alte Schloßkapelle. Ein Theil davon scheint wirklich aus dem achten oder neunten Jahrhundert herzurühren, der größte Theil aber ist aus dem zwölften, Manches aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Beachtungswerth in dieser Kirche ist ein sehr alter Grabstein, der von Einigen für den der Kaiserin Hildegard, von Andern für den der Prinzessin Emma, Tochter Karls des Großen, gehalten wird. Er befin-

det sich in der Wand unterm Orgelchor, und zeigt eine aufrechtstehende Figur, mit Krone und Heiligenschein, das Zepter in der rechten und den Reichsapfel in der linken Hand. Die Figur ist $3 \frac{1}{2}$ Fuß hoch, und steht unter einem Rundbogen, der wahrscheinlich einen Thron versinnlichen soll, über den Kreuz und Lilie angebracht sind. Der Faltenwurf des Gewandes der Figur ist gut; Zöpfe bedecken auf beiden Seiten ihre Schultern. Zwei niedrige Saulen-Stümpfe aus dem alten Saal tragen die hölzernen Pfeiler, worauf der Ledner (die Emporbühne der Ledigen) ruht. Hier und da sieht man eingemauerte alte Kapitäler und Köpfe aus dem zehnten Jahrhundert. Ein unterirdischer, theilweise noch erhaltener Gang führte aus dem Saal in die Kirche. Am Hintertheil der letzten ist das Wahrzeichen von Nieder-Ingelheim, ein Wolf, der ein Lamm zwischen den Vordertatzen hält, um es zu zerreißen. Karl's des Großen Grab soll, während der ersten sechs Jahre nach seinem Tode, in dieser Kirche gewesen sein. Neben dem Saal, vorzüglich auf der Abendseite, sind bedeutende Ueberreste von alten Mauern, runden Thürmen und Graben.

Die Kirche in Ober-Ingelheim, eine Viertelstunde von der des benachbarten Fleckens entlegen, wurde im eilften Jahrhundert gestiftet, dann im vierzehnten und fünfzehnten erneuert. Bemerkenswerth ist ihre Bogenstellung im Chor und der Uebergang vom Rundbogen zum Spitzbogenstyl. Sie enthält viele Denkmäler, Grabschriften und Glasgemälde, auf welchen letzten Begebenheiten aus dem Leben Karl's des Großen dargestellt sind. Auf dem Rathhause zeigt man einen Turnier-Sattel dieses Kaisers. Lage und Ansicht von Ober-Ingelheim, namentlich seiner erhöht gelegenen Kirche, sind sehr romantisch.

6. Die uralte Kirche zu Mittelheim.

Die Kirche des Dorfes Mittelheim, das mit dem Flecken Winkel fast zusammenhängt, ist aus dem zehnten oder dem Anfang des eilften Jahrhunderts. Sie wird als die älteste im Rheingau betrachtet und hat im Innern wie im Aeußern ein sehr gedrücktes, trauriges Ansehen. Die auf plumpen Pfeilern ruhenden Rundbogen bilden ein kaum zwölf Fuß über dem Boden erhöhtes Gewölbe. Die Kirche ist alles künst-

lerischen Schmuckes baar und nur ihrer halbbarbarischen Bauart wegen sehenswerth. Winkel scheint unter den Römern ein ziemlich bedeutender Ort gewesen zu sein. Damals Vinicella genannt, erstreckte er sich von Geisenheim bis Oestrich, auf eine Länge von einer Stunde. Der noch jetzt so benannte Götzen- und der Opferberg, in der Nähe des Fleckens, deuten auf das frühere Bestehen des heidnischen Kultus im Rheingau hin.

7. Die Klosterkirche von Eberbach.

Die früher so prächtige Kirche der ehemaligen Zisterzienser-Abtei Eberbach ist meist verödet; nur ein kleiner Theil derselben ist wieder zum gottesdienstlichen Gebrauche eingerichtet. Der Ueberrest dient als Scheuer. Die noch am besten erhaltenen, geschichtlich merkwürdigen Grabmäler, Stein- und Holzschnitzereien sind an den Wänden der erneuerten Kirche aufgestellt, leider aber alle mit grünlicher Oelfarbe angestrichen. Unter diesen Grabmälern befinden sich einige von Erzbischöfen von Mainz, mehre von Grafen von Katzenelnbogen, von einigen Aebtissinnen aus diesem Hause, viele von Aebten des Klosters Eberbach und von Grafen und Edlen aus der Umgegend. Die Brustbilder der ehemaligen Aebte schmücken den Hausflur des von dem Direktor der in den Räumen des Klosters eingerichteten Zucht- und Irren-Anstalt bewohnten Hauses. Die älteste Kirche der Abtei dient jetzt als Kelterhaus; eine alte, sehr schöne Kapelle hat sich in eine Holzkammer verwandelt.

8. Die Pfarrkirche zu Geisenheim.

Die Kirche zu Geisenheim stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Erneuerungen aus dem sechszehnten, achtzehnten und neunzehnten. Ihre beiden Thürme, wie das Ganze in röthlicher Farbe, wurden vor etwa zwanzig Jahren aufgeführt. Obgleich recht hübsch gebaut, sind ihre Spitzen doch etwas zu niedrig und stehen mit der Länge der Kirche nicht in richtigem Verhältniß. Neben einigen Grabdenkmalen befindet sich in der Kirche auch das des eigentlichen Veranlassers des westfälischen Friedens, des Kurfürsten von Mainz, Johann Filipp von Schönborn,

dessen ehemaliges Wohnhaus noch am obern Ende des Ortes zu sehen ist.

9. Die Klosterkirche von Marienthal.

Die dachlose, zur Hälfte eingestürzte Kirche des ehemaligen Nonnen-Klosters Marienthal, eine Stunde von Geisenheim, in einem hübschen Thaleinschnitt des Rheingau-Gebirgs, wurde im dritten Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts erbaut. Später hauseten hier sogenannte Kogel-Herren, welche sich „die Brüder im Thale" nannten und eine Buchdruckerei anlegten, aus der zwischen 1468 und 1474 einige jetzt sehr selten gewordene Werke hervorgingen. Wegen seines wunderthätigen Bildes bemächtigten sich 1612 die Jesuiten dieses Klosters, das zwölf Jahre nachher abbrannte und seitdem nie ganz wieder hergestellt wurde. An der südlichen Wand ist der Grabstein eines Ritters von Hohenweisel, von 1485, mit dem hervorspringenden Steinbild des Verstorbenen in seiner vollständigen Rüstung, eingemauert.

10. Die Pfarrkirche zu Bingen.

Die Pfarrkirche zu Bingen wurde im fünfzehnten Jahrhundert aufgeführt. Früher stand an derselben Stelle ein viel älteres gottesdienstliches Gebäude, das aus einem Römer-Tempel erwachsen sein soll. Die gegenwärtige Kirche ist im Aeußern wie im Innern freundlich, enthält jedoch außer dem Grabe des Visionärs Bartholomäus Holzhauser (gest. 1658), keine geschichtlich merkwürdigen Denkmale. Früher bestand sie aus zwei Theilen, welche, sich gegenüber, dem heil. Martin und der heil. Barbara gewidmet waren. Die erste wurde 1404 über einer alten byzantinischen Krypta aus dem zwölften Jahrhundert aufgeführt, die noch vorhanden und sehenswerth ist. Die eigentliche Stiftskirche entstand erst 1510.

11. Die Templer-Kirche zu Bacharach.

Interessant ist die alte, schwerfällige Kirche des ehemaligen Templer-Ordens zu Bacharach, deren gegen die Straße gerichtetes Chor mit dem aus dem zehnten Jahrhundert herrührenden Pfarrchor des Domes zu

Mainz, Aehnlichkeit hat. Sie ist zum evangelischen Gottesdienst eingerichtet und enthält zwei alte Steinbilder. Das schönste davon ist der Grabstein eines Meinhard von Schönberg, der den 26. April 1530 geboren und einunddreißig Jahre nachher zu Jerusalem zum Ritter geschlagen wurde. Er war pfälzischer Amtmann in Bacharach und starb auf seinem Schlosse Schönburg, den 22. April 1596. Der zweite Stein zeigt das Bild eines 1609 gestorbenen Ritters von Wolfskehl. Außerhalb der Kirche bemerkt man mehre Grabsteine von 1452, 1487 und 1491.

12. Die Stiftskirche U. l. Frauen zu Ober-Wesel

ist ein schönes Gebäude. Sie wurde im reinsten gothischen Styl von 1307 bis 1331 durch die Grafen von Schönberg erbaut, und ist, mit einer Ausgabe von 15,000 Thalern, aus dem städtischen Aerar in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt worden. Nebst vortrefflichen Holzschnitzereien, einem sehr beschädigten altdeutschen Gemälde auf Goldgrund am Hochaltar, den heiligen Nikolaus und die 11,000 Jungfrauen vorstellend, und einer Maria mit dem Kinde, umgeben von Blumen, auf einem Seiten-Altar, zwei Mosaik-Bildsäulen, welche ein Bürger von Ober-Wesel sehr kunstreich aus zahllosen Muscheln zusammengesetzt, befinden sich in dieser Kirche auch mehre interessante Steindenkmale der Familie Schönberg und andere sehenswürdige Gegenstände. — Die Kreuzabnahme von Diepenbeck, einem der besten Schüler von Rubens, und zwei altdeutsche Hochbilder, eine Marter-Szene und die heil. Ursula mit den 11,000 Jungfrauen darstellend, in der hochgelegenen und schiefgestellten Martins-Kirche, von deren abgestumpftem schwarzen Thurme man eine schöne Aussicht hat, dürfen von keinem Kunstfreunde unbeachtet gelassen werden.

13. Die Werners-Kapelle zu Ober-Wesel.

Die gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts erbaute Werners-Kapelle, früher zu dem damit verbundenen, 1689 zerstörten Spital gehörig, zu der man auf dreißig Stufen an der Stadtmauer hinansteigt, enthält auf dem Altarblatt die Darstellung des schrecklichen Märtir-

thums des Knaben Werner. Das Bild hat sehr gelitten und ist wenig ausgezeichnet. Es ist dasselbe auch mit den übrigen Gemälden dieses Altars: Der Ausgießung des heil. Geistes, der Verkündigung, dem heil. Sebastian und dem heil. Rochus der Fall. Viel sehenswerther ist das hinter der Kapelle, gegen den Rhein angebrachte Steinbild, ebenfalls die Marter-Szene des jungen Werner darstellend. Der Knabe ist mit den Füßen oben, den Kopf nach unten hängend, an einen Pfahl befestigt. Zwei Juden, mit teuflisch grinsenden Gesichtern, zapfen ihm langsam das Blut ab und bohren mit den Fingern in seinen Wunden. Einer unten befindlichen, ziemlich unleserlichen Inschrift entnimmt man die Zeitangabe des Ereignisses, den 10. April 1287.

14. Die evangelische und katholische Pfarrkirche in St. Goar.

Die uralte St. Goars-Kirche oder Kapelle in St. Goar hat sich in ein Spritzenhaus verwandelt, unfern dessen sich die 1469 und in den folgenden Jahren aufgeführte jetzige evangelische Pfarrkirche erhebt. Diese letzte ist in einem guten Styl erbaut und in neuester Zeit wohlverstanden wieder hergestellt. Sie enthält die sehenswerthen Grabdenkmäler des Landgrafen Filipps des Großmüthigen von Hessen und seiner Gemahlin, Anna Elisabeth, geborne Pfalzgräfin bei Rhein, zwei Steinbilder von Aebtissinnen aus dem Hause der Beyer von Boppard und eine hübsche Kanzel mit der Inschrift: St. Goar monachus obiit 611, nebst gut gezeichneten Bogenverzierungen, freien Emporbühnen, einem schönen Orgelchor und einem hohen Altarchor.

In der katholischen Pfarrkirche sieht man ein sehr altes, geschmacklos übermaltes Steinbild des heil. Goar, ferner eine Madonna mit dem Kinde, in einem eirunden Blumen-Rahmen, ein beachtungswerthes Gemälde von einem unbekannten Meister. Schön ist auch die von einem Mönch geschnitzte Kommunionbank vor dem Hochaltar.

15. Die Pfarrkirche und die St. Severins-Kirche zu Boppard.

Die im byzantinischen Styl gebaute Pfarrkirche, vom Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, deren zugespitzte Doppelthürme oben durch eine gedeckte Brücke verbunden sind, ist in

neuester Zeit wieder hergestellt worden. Dasselbe soll auch mit der 1099 und in den folgenden Jahren erbauten Severins- oder Karmeliten-Kirche geschehen. Diese letzte enthält einen schönen Orgelchor in drei Spitzbogen und einen herrlichen spitzbogigen Ritterstuhl, mit drei Sitzen, am Hochaltar, woran das Schnitzwerk zum schönsten dieser Art gehört. Mehre Steindenkmale der Ritter von Schwalbach von 1483, der Beyer von Boppard, von 1404, und der Freiherrn von Elz machen diese Kirche sehr interessant.

16. Die Johannis-Kirche an der Lahnmündung.

Nahe an der Mündung der Lahn in den Rhein, liegt die Johannis-Kirche. Wann sie erbaut worden, läßt sich, wegen Mangels urkundlicher Belege, nicht ermitteln. Gewiß ist es, daß sie schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts stand, da Pfalzgraf Hermann von Stahleck um 1148 sie in dem Erzstift Trier schenkte. Ihre weiteren Schicksale, bis zu ihrer Zerstörung im Jahr 1798 durch die Franzosen, sind unbekannt, scheinen auch nicht von Wichtigkeit gewesen zu sein.

Mit dem Chor hat die Johannis-Kirche eine Länge von hundert und mit den beiden Seitenschiffen eine Breite von vierzig Fuß. Die Höhe des Mittelschiffes mochte zwischen fünfzig und sechszig Fuß betragen, was sich nur annähernd bestimmen läßt, da die Wölbung eingestürzt ist. Der etwa achtzig Fuß hohe, schön gebaute, schlanke Hinterthurm ist auf der Abend-Seite von zwei breiten Rissen durchschnitten, ebenso auf der Mittags-Seite, wo der Riß bis zur Kappe durchgeht und die Senkung des ganzen Thurmes gegen West veranlaßt ha. Der um etwa fünfzig Fuß höhere, viel dickere Hauptthurm, auf der Rheinseite, ist gleich dem Hinterthurm viereckig, aber älter als dieser.

Die Kirche war im Innern weiß angestrichen, mit hellrothen Leisten und Verzierungen an Fenstern und Pfeilern. Unter der weißen Farbe zeigt sich ein älterer röthlicher Anstrich, unter diesem ein noch älterer gelblicher und unter dem letzten ein hellgrauer. Ein altes Fresko-Gemälde im nördlichen Seitenschiff stellt den Heiland dar, der mit einem Spaten in der Hand einen vor ihm knieenden Heiligen segnet. Am Hinterthurm ist ein anderes Gemälde, die Ausgießung des heil.

Geistes, und in einem Nebenbilde ein lehrender Christus. Ein altes Steinbild, am nördlichen Eingang auf der Außenseite, stellt in sieben Personen eine Grablegung dar. Es war früher ausgemalt und verdient wieder hergestellt zu werden. Ein anderes noch besseres Steinbild befindet sich am Hauptthurm, neben der zugemauerten Thür. Es ist 2 Fuß 4 Zoll hoch und 1½ Fuß breit: eine Schmerzen-Mutter, mit dem todten Erlöser auf den Knieen.

Geschichtliche Politik.

Irlands politische Verhältnisse und Wandelungen.

Vierte Beleuchtung.

10. O'Connell's Verhalten 1830.

Die Art und Weise der Aufnahme, welche O'Connell nach dem Prozeß von Doneraile von den politischen Parteien Englands zu Theil wurde, gibt den Schlüssel zu seinem Verfahren und zu der Beharrlichkeit, womit er auf die Zurücknahme der parlamentarischen Vereinigung Großbritanniens und Irlands hinarbeitete. Die irländische Begeisterung war plötzlich durch eine verächtliche Kälte ersetzt worden. Die Whigs entzogen dem Agitator alle Gleichstimmung und alles Vertrauen. Die sogenannte freisinnige Partei begriff nicht die Ausfälle dieses katholischen Jakobiners gegen den französischen Liberalismus, den er mit seinen Verwünschungen überhäufte. Keine der Oppositions-Schattirungen mochte ihn mehr als den Ihrigen anerkennen. Die Utilitarier selbst ließen sich durch seine Lobeserhebungen Bentham's nicht irre leiten und weigerten sich, in ihm den Apostel des von Mill offenbarten Evangeliums anzuerkennen.

O'Connell fand nur noch Unterstützung bei den politischen Re-

chenmeistern, welche das Böse vom Guten nur nach den vier Regeln zu unterscheiden wissen und durch sein schnelles Rechnungs-Verfahren sich verführen ließen. Seine Achtung für die Statistik erwarb ihm ihre Zuneigung. Josef Hume, der Budget-Beschneider, der damals noch einigen Einfluß in England hatte, erklärte sich zum Bundes-Genossen des irischen Advokaten. Das Traurigste für diesen Letzten war, daß er vielen Personen, welche noch an sein Redner-Talent geglaubt, eine bittere Täuschung vorbehielt. Vergebens war man im Unterhause auf seine Reden gespannt und wünschte nichts mehr, als sie bewundern zu können. In den öffentlichen Volkszusammenläufen brüllte man ihm zwar noch Beifall zu, aber die Schwäche seiner politischen Erörterungen und die Mißgriffe, welche er dabei sich zu Schulden kommen ließ, wendeten immer mehr die Aufmerksamkeit der höhern Stände von ihm ab. Wer sich an die hohen Eingebungen Burke's erinnerte, an die gewaltige Logik und die vielseitigen geschichtlichen Kenntnisse, welche Fox geltend machte, an die großen Kämpfe Plunkets gegen Mackintosh und Brougham und ihre scharfsinnigen Erläuterungen des politischen Gesetzes, ließ sich wenig blenden durch die kleinlichen Zänkereien, welche O'Connell gegen einige unbedeutende Verfechter der entgegengesetzten Partei aufzubringen wußte.

Ueberdem muß bemerkt werden, daß parlamentarische Erfolge nicht auf dieselbe Weise errungen werden, wie die auf öffentlichem Platze. Ein glücklicher Ausfall, eine mit großer Orchester-Musik begleitete Verwünschung lassen wirklich unterrichtete und erfahrungsreiche Männer gleichgültig und kalt. Nie wird Roebuck durch dasselbe Beifall-Geschrei, dasselbe Beifall-Klatschen unterbrochen, wie der Vertreter von Dungarvan (Sheil), und dennoch ist der parlamentarische Einfluß und Erfolg des ersten dem des letzten weit überlegen.

O'Connell begriff bald, daß er einen solchen Triumf nie zu erringen vermöge. Um nun seinen politischen Ruf zu bewahren, beschloß er, populär außer dem Parlament zu bleiben und den Beifall des Pöbels sich zu sichern, auf den seine durchgreifende, ungezügelte Rede nach wie vor mächtig einwirken konnte. Die kritische Neigung einer berathenden Versammlung mußte, wohl oder übel, ihn einschüchtern. Hier vermochte

er keine Leidenschaften aufzuregen, weil Vernunft allein gehört wurde und in der Vernunft des andern einen sichern Führer suchte.

Dadurch daß O'Connell sich gegen die französischen Freisinnigen erhob und als den Verfechter der Ansprüche des ältern bourbonischen Zweiges sich aufwarf, machte er sich nicht allein in Frankreich, sondern zum Theil auch in England unpopulär. Die Einseitigkeit, welcher er bei dieser Veranlassung sich befleißigte, bewies auf's deutlichste, daß er wohl verstehe, Leidenschaften aufzuregen und diese Aufregung zu erhalten, nicht aber den beabsichtigten Zweck auf eine vernunftgemäße, konsequente Weise zu verfolgen und in Ausführung zu bringen.

11. Stanley in Irland.

Als die Whigs 1830 die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Großbritanniens übernahmen, war der wirkliche politische Zustand Irlands nachstehender: die freisinnigen Tories, deren es einige gibt, waren unzufrieden, daß die den Katholiken gemachten Zugestehungen diese nicht beruhigt. Die eigentlichen strengen Tories beschuldigten Wellington und Peel des Verraths ihrer Sache. In der großen Masse der Bevölkerung bemerkte man Mißvergnügen über das unvollkommen gebliebene Ergebniß. Die Emanzipation hatte die Armen Irlands in ihrem früheren Zustande gelassen. Ihre kaum bewohnbaren Hütten waren nicht ausgebessert worden; sie hatten kein Stück Brod mehr erhalten für ihre hungrigen Kinder; die Eigenthümer, von denen sie ein Stückchen Land in Pacht hatten, waren noch ebenso hart und die Richter noch ebenso streng gegen sie, als vorher.

Unter solchen Umständen wurde der Marquis von Anglesey zum Lordstatthalter von Irland ernannt, und der Herzog von Wellington sagte bei dieser Gelegenheit, „daß man unter allen Kandidaten den am wenigsten geeigneten gewählt habe.“ Denn fehlte es dem Marquis auch nicht an Fähigkeit, so war sein bisheriges Verfahren doch von der Art gewesen, daß es Mißtrauen gegen ihn erwecken mußte. Er hatte sich früher an der Spitze der Aufregung befunden und nun unternahm er es, sie zu unterdrücken. Niemand bestritt, daß er in Irland sehr mächtig gewesen und noch viele Freunde habe; die Popularität

eines Statthalters in dieser großen Insel beruht jedoch auf einer so schwankenden Basis, daß Niemand für lange Zeit darauf sich stützen kann. Das einzige Verdienst, welches man ihm nicht streitig machen durfte, war sein aufrichtiges Wohlwollen für ein Land, das er zum zweiten Male regieren sollte.

Sein erster Geheimschreiber war Stanley, der seitdem unter demselben Namen Lord geworden. Ein fester Karakter, ein zu raschen Entschlüssen geneigter Geist, verbunden mit großem Scharfsinn und der Fähigkeit, die verschiedenartigsten Einzelheiten einer verschürzten Verwaltung richtig aufzufassen, zeichneten diesen letzten ganz besonders aus und hatten die Wahl der Minister auf ihn hingelenkt. Ueberdem war er ein unermüdlicher Arbeiter und einer jener Staats-Dilettanten, die mit Politik nur in ihren verlornen Augenblicken sich beschäftigen. Seine Erörterungs-Gabe war mehr als einmal im Unterhause gebührend anerkannt worden.

Er hatte nur einen Fehler, der jedoch so groß war, daß man ihm statt desselben zehn kleinere hätte wünschen mögen. Dieser Fehler bestand in seinem kalt zurückhaltenden und hochfahrenden Wesen, das ihn verhinderte, das öffentliche Zutrauen sich zu erwerben. In Irland aber verlangt man von einem ersten Sekretär des General-Statthalters vor allem die größte Höflichkeit und eine stets lächelnde, zuvorkommende Herablassung. Man muß mit den Eingebornen dieses Landes sprechen, wie Koriolan mit den Römern, die Mütze in der Hand und die Lippen auf den Boden geheftet.

Stanley aber war von einem solchen Vorbilde das absolute Gegentheil. Jede Schmeichelei wurde von ihm mit Verachtung, beinahe mit Zorn aufgenommen; man kann sich also denken, wie wenig er geneigt war, sich selbst zum Schmeichler herabzuwürdigen. Seine Höflichkeit selbst war rauh und zurückstoßend, und nur mit Widerwillen schien er sich zu andern als zu strengen und gebieterischen Blicken verstehen zu können. Er gab nur wenige Mahlzeiten, bei denen es so still und traurig als möglich herging, und die von ihm gegebenen Bälle hätten eben so gut als Leichen-Züge sich produziren können. Immer und überall war der Anstrich der Nichtachtung gegen alle Zerstreuungen vorwaltend.

Die spaßhaften Geschichten, der irische „Fun" ließen ihn durchaus kalt und nöthigten ihm auch nicht die Spur eines Lächelns ab. Sein Aeußeres war zwar anständig, aber durchaus nicht glänzend. Kein Modemann konnte an ihm den Schnitt eines Fracks oder einen neuen Westenstoff studiren. Sein Ernst wies alle Huldigungen zurück, welche die kleinen Jagd-Eigenthümer von Curragh einem lustigen Mithalter zu bezeugen gewohnt sind. Wäre der Sitz der Verwaltung in Belfast oder in Cork gewesen, so hätte sich wohl noch ein Ausweg finden lassen; allein zu Dublin, wo der sogenannte gute irische Ton die Hauptrolle spielt, wo Haarkräusler und Modehändlerinnen einen Theil der Achtung in Anspruch nehmen, der anderwärts den Gelehrten zugestanden wird, wo die Erfindung einer neuen Stiefelform als ein wichtiges, öffentliches Ereigniß betrachtet wird, durfte Stanley nicht auf eine lange und dauernde Popularität sich Rechnung machen. Er hatte wohl das fortiter in re, wovon Lord Chesterfield spricht, der ebenfalls Irland regierte; aber es mangelte ihm das suaviter in modo, das in den Briefen an Filipp Stanhope so sehr angepriesen wird. Seit Castlereagh war keine Macht so gefürchtet, als die seinige, und seine Maaßregeln waren nichts weniger als geeignet, die Gemüther zu beruhigen. Niemand konnte ihm das Verlangen, vollkommen gerecht zu sein, in Abrede stellen. Aber die Mittel, deren er sich bediente, um seine Entschlüsse in Ausführung zu bringen, hatten einen durchaus tirannischen Anstrich.

War Stanley als erster Geheimschreiber nicht das, was er streng genommen für Irland hätte sein sollen, so trat er auf der andern Seite auf das nachdrücklichste dem Aufreger entgegen, der sich bald so weit vergaß, daß er auf alle Vernunftgründe verzichtete und zu beschimpfenden Angriffen sich verirrte, auf die sein Gegner nie zu antworten würdigte. Dabei verfolgte dieser ruhig, aber unaufhaltsam den Weg, welchen Pflicht und Gewissen ihm vorschrieben. Ihm zuerst gelang es, die oranische Partei zu beseitigen, was Lord Wellesley und Plunket vergebens versucht. Auch entnahm er die Geschwornen alles äußern Einflusses, und seine Nachfolger hatten nur den Weg zu betreten, den er ihnen vorgezeichnet. Die Zahl der protestantischen Bisthümer, welche

dem Lande besonders zur Last fiel, wurde von ihm sehr beschränkt; seine größte Sorgfalt aber war auf die Entwickelung der materiellen Hülfsmittel des von ihm verwalteten Landes gerichtet. Man entnimmt daraus, wie ungerecht die Angriffe waren, gegen die er sich zu vertheidigen hatte, und die er mehr oder weniger unbeachtet ließ.

12. Anglesey's Verfahren.

Polen kämpfte gegen Rußland, Belgien hatte den Vertrag zerrissen, der es mit Holland verbunden, eine allgemeine Aufregung war in fast allen Ländern bemerkbar und das Umwälzungs-Element schien die Dämme, womit man es umschlossen, übersteigen zu wollen. Unter solchen Umständen mußte ein General-Statthalter von Irland nothwendigerweise seinen ganzen Einfluß aufbieten, um die Bande zwischen Großbritannien und Irland fester zu ziehen. Das konnte indeß nicht geschehen, ohne das Murren der Tories von Dublin zu erregen, deren Unwillen über die den Katholiken gemachten Zugestehungen bereits so hoch gestiegen war, daß sie mehr als einmal die Drohung ausgestoßen, mit den Beförderern des Repeal gemeinschaftliche Sache zu machen, wie unmöglich an und für sich eine solche Verbindung auch war.

Unter diesen Umständen beging der Marquis von Anglesey mehre Mißgriffe. Der auffallendste davon war, daß, als 1830 eine Pairstelle im Oberhause zu besetzen war, der Vizekönig den ehemaligen Oberrichter (Chief Baron) O'Grady, der kurz vorher seine Entlassung genommen, mit dem Vikomte von Guillamore in die Kammer der Lords schickte. Der gewesene Oberrichter war ein Original erster Klasse, ein Spaßmacher, der sich durch seine Laune bei den untern Ständen beliebt gemacht und ein Vergnügen darin gefunden, die Verfechter der Krone aufzuziehen. Die Mundart von Limerick, in welcher er allein sprach, verlieh seinen Späßen, die mehr in einem Bierhause als in einem Gerichtssale an ihrer Stelle gewesen wären, etwas Eigenthümliches, das der große Haufe aus voller Kehle belachte. Bald nachher wurde Doherty zum öffentlichen Ankläger ernannt. Dadurch war für immer jede Hoffnung abgeschnitten, eine Näherung zwischen der demokratischen Partei in Irland und der Regierung zu Stande zu brin-

gen. Die nun folgenden Ernennungen erweiterten noch mehr die Kluft, welche bisher zwischen Großbritannien und Irland bestanden.

Bei alle dem war die Whigpartei in Irland, sobald O'Connell und sein Anhang von derselben sich abwendeten, nicht im Stande, den Tories das Gleichgewicht zu halten. Diese letzten waren der ersten bei weitem überlegen, nicht allein durch ihren Reichthum und den dadurch erzeugten Einfluß, sondern auch durch ihr Talent. Anglesey und Stanley begingen also einen großen Fehler dadurch, daß sie den letzten mehr oder weniger vor den Kopf stießen und einen Weg verfolgten, der, wie sie leicht voraussehen konnten, zu einen Abgrund führte. Der Hauptfehler des ersten bestand besonders darin, daß er weder ein Whig noch ein Tory sein wollte. In einem Lande, wo abwechselnd die eine oder die andere dieser Parteien vorherrschend ist und der Ausübung der politischen Macht sich versichert, gehört es zu den Nothwendigkeiten, entschieden zu der Fahne sich zu bekennen, unter der man dienen und streiten will. Seine Hauptmaßregeln waren gegen die Aufregung des Repeals gerichtet und die Mittel, deren er zu solchem Zweck sich bediente, hatten einen so drückenden und tirannischen Anstrich, daß sie mehr oder weniger das Gegentheil von dem hervorriefen, was er zu erstreben wünschte.

Die Aufregung wurde immer größer, immer allgemeiner. Ohne von Jemand dazu aufgefordert zu sein, verständigten sich die Bewohner fast aller Pfarrsprengel zu einem leidenden Widerstande, der nicht als Auflehnung gegen das Gesetz betrachtet, mithin auch nicht gesetzlich bestraft werden konnte. Alle Vorstellungen scheiterten. Stanley's Proklamationen, die Ermahnungen der protestantischen Geistlichkeit, die Einwirkungen der Polizei, ja selbst nicht die Entwickelung beträchtlicher militärischer Mittel vermochte die Einwohner zu bewegen, den von ihnen geforderten Zehnten zu entrichten. Wurden auch hier und da einige Stück Vieh weggenommen und zur Versteigerung ausgeboten, so machte doch das Herbeiströmen mehrer tausend Landleute die letzte unmöglich, weil Niemand zu bieten wagte. Selbst die Beschlagnahme wurde von Tag zu Tag schwieriger. Sobald man Soldaten oder Polizei-Beamten in der Ferne erblickt, wurde von Hügel zu Hügel ins Horn

gestoßen, und die Bedrohten, bei Zeiten unterrichtet, beeilten sich, ihr Vieh in Sicherheit zu bringen. So lange der Widerstand inner den vorbezeichneten Schranken blieb, wurde er von der öffentlichen Meinung gewissermaßen gebilligt. Sie erklärte sich erst dagegen, als es zu thatsächlichen Reibungen kam und auf mehren Punkten, namentlich zu Newtownberry, Carrickshok, Wallstown, Carrigan und Dunmanway Blut vergossen wurde.

So bedauerliche Ereignisse können weder dem Lordstatthalter Anglesey noch seinem ersten Geheimschreiber Stanley zur Last gelegt werden. Jeder Andere an ihrer Stelle hätte ähnlichen Empörungen ausgesetzt sein können; doch hätten Lord Mulgrave, Lord Morpeth und Drummond mehr Anhänger der Regierung für sich gehabt, sie hätten nicht, wie jene, die Whigs sich entfremdet und nicht O'Connell die Brücke gebaut, auf welcher er zu seiner spätern überwiegenden Popularität gelangte.

13. Irlands innere Zerrüttung.

Streng genommen kann man also der Verwaltung Anglesey's und Stanley's die Verantwortlichkeit der Unruhen, welche bald nach ihrem Eintreffen in Irland ausbrachen, nicht zuschreiben. Die Aufregung war bereits von der Art, daß man sie entweder vollkommen sich entwickeln oder ihr nachdrücklich entgegenwirken mußte. Ganz Irland war gewissermaßen ein politischer Glutofen geworden, worin man, um nicht umzukommen, das Temperament eines Salamanders haben mußte. Die in Ausführung gestellten strengen Maßregeln entschuldigen sich dadurch, daß sie Mittel der Selbstvertheidigung waren. Eigenthum und Leben gewisser Stände schwebten in beständiger Gefahr und das Gesetz wurde auf jede Weise umgangen. Man fand selbst keine Geschworne nmehr, die es wagten, ein Schuldig auszusprechen. Die Aussetzung mehrer Preise, wodurch man die Einfangung der Hauptübelthäter zu erzielen hoffte, blieb ohne Erfolg, und im Laufe eines einzigen Jahres, wo die ausgesetzten Preise zu solchem Zweck 12000 Pf. Sterl. überstiegen, konnten kaum zwei Verbrecher zur Haft gebracht werden. Dagegen vermehrten sich die Mordthaten von Tag zu Tag. Bedenken

Sie, sagte Sir Robert Peel im Unterhause, daß in einem einzigen Jahre 196 Menschen in Irland umgebracht worden. Und selbst diese Morde sind noch nichts im Vergleich mit der beständigen Angst, worin zahlreiche Familien schwebten, die auf die eine oder andere Weise von der Volksrache sich bedroht sahen.

Gewiß muß man ein Land bedauern, wo, wie in Irland, Menschenmord zu den gesellschaftlichen Gewohnheiten gehört, wo er nicht mehr dasselbe Entsetzen, wie anderwärts erregt. Denn hier wird er selbst in den Augen der Höhergestellten und Unterrichteten als durch Gründe gerechtfertigt betrachtet, welche in andern Gegenden keine Annahme finden würden. Wird Jemand über Nacht umgebracht, so sagt man am andern Morgen von ihm mit der größten Kaltblütigkeit, daß er kein guter Eigenthümer war, oder daß er eine Meierei gepachtet, von der ein Anderer entfernt worden, daß er mithin sein Schicksal verdient habe. Woher rührt diese Fühllosigkeit anders als daher, daß die Bevölkerung Irlands sich in zwei von einander ganz verschiedene Abtheilungen scheidet, wovon die eine im Besitz alles Eigenthums ist, während die andere für jene arbeiten muß. Wenn also ein reicher Landguts-Besitzer umgebracht wird, findet Niemand, weder im Bauern- noch im Mittelstande, dadurch auf irgend eine Weise sich bedroht. Es ist das Gegenstück zu dem Verfahren eines reichen Eigenthümers, der seine Pächter austreibt, und wodurch sein Nachbar, der Squire, nicht im mindesten beeinträchtigt wird.

Nach dem allen bedürfen die Zwangsmaßregeln, welche 1833 in Anwendung gebracht wurden, keiner weitern Rechtfertigung. Ein Zustand der Dinge, den man in der That unerhört nennen darf, machte sie unumgänglich nothwendig. Um sie vollkommen zu begreifen, muß man wissen, daß vier von einander verschiedene Aufregungen damals in Irland vorwaltend waren. Die erste und bedrohlichste derselben war die ausschließend von den Landleuten genährte agrarische Aufregung. Sie war über das ganze Innere des Landes verbreitet und hatte Verbrechen jeder Art erzeugt. Die Weißfüße versammelten sich am hellen Tage in Haufen von 200 bis 300 Köpfen.

Die Eigenthümer wagten es nicht mehr, die ihnen gebührende Pacht

zu fordern, und die Geschwornen zitterten vor den Verklagten, über deren Schicksal sie entscheiden sollten. Die durch die Reformbill veranlaßte Aufregung hatte Unruhe und Bitterkeit selbst über die höhern Klassen verbreitet. Viele Leute, die jetzt zur Erhaltungs-Partei gehören, hatten sich für die Bill erklärt, weil sie dieselbe ganz und ohne Beschränkung zu erlangen hofften. Sie verfeindeten sich dadurch mit der Mehrzahl ihres Standes, ohne das Vertrauen der untern Klassen zu gewinnen. Nie war mehr Haß und eine größere gegenseitige Erbitterung in der Bevölkerung Irlands vorherrschend als damals.

O'Connell bot indeß seinen ganzen Einfluß auf und machte seine volle Thatkraft geltend zu dem alleinigen Zwecke, um den von ihm betriebenen Repeal durchzusetzen. Weil die Whigs ihn nicht hatten aufnehmen wollen, beschloß er, sich eine eigne Partei zu bilden, und man muß gestehen, daß, nachdem er einmal diesen Weg betreten, er mit überwiegendem Talent seinen Willen in Ausführung zu bringen wußte. Ohne Unterschied klagte er Whigs, Tories und Gemäßigte an, und gebot Allen, die sich ihm anschlossen, ihre Stimme nur beeideten Repealern zuzugestehen.

Die Aufregung gegen den Zehnten (anti-tithe agitation) unterschied sich durchaus von der von O'Connell veranlaßten. Viele Pächter, für die der Repeal gleichgültig war, schlossen sich dem Antizehnten-Verein um so lieber an, weil ihnen dadurch ein direkter Vortheil erwuchs, indem sie fortan der Nothwendigkeit sich enthoben wähnten, den Zehnten zu entrichten. In der That war damals die Erhebung des Zehnten sehr willkürlich und gab Veranlassung zu den schreiendsten Ungerechtigkeiten. Um aber dem schon vorhandenen Unheil die Krone aufzusetzen, suchte auch noch die Cholera Irland mit ihren Verheerungen heim; die Kartoffel-Erndte schlug fehl, und Hunger und Krankheit beförderten die Pläne der Aufreger in einer Weise, wie sie nicht hätten hoffen dürfen.

10. O'Connor's Auftreten.

Seit der Revolution bis zu dem Augenblicke, wo die Reform-Bill angenommen wurde, befanden sich die Wahlen in der Grafschaft Cork

in den Händen von zwei oder drei großen Familien. Die Grafen von Kingston, Shannon und Cork verfügten über die Stimmen beinahe in derselben Weise, wie Sir Mark Wood in seinem Flecken Gatton, oder wie Miß Lawrence zu Risson, deren Vertreter beide willkürlich ernannten. Der Fall ereignete sich manchmal, daß unter dem Schutze eines dieser drei Gebieter ein Whig ins Unterhaus geschickt wurde, im Allgemeinen aber fiel die Wahl auf einen jüngern Sohn der Häuser Boyle oder King, die gar nicht im Stande waren, dem Lande auf eine nützliche Weise zu dienen, und die sich übrigens auch darum gar nicht kümmerten.

Im Sommer 1832 ließen die Whigs es sich einfallen, eine Versammlung zu Ehren des eben angenommenen Reform-Gesetzes zu halten. Die Veranlasser dieses Meeting waren theils reiche Eigenthümer, theils Rechtsgelehrte und Geistliche, mit einem Worte, die Blüte der freisinnigen Aristokratie. Der Obersheriff der Grafschaft wurde zum Präsidenten ernannt. Die Gesellschaft versammelte sich in dem Saale der öffentlichen Gerichtssitzungen. Mehre treffliche Reden über die verfassungsmäßige Freiheit, über die Wohlthaten einer Gleichgewichts-Regierung wurden von reichen Eigenthümern in Gegenwart ihrer aufmerksamen Pächter gehalten, die ihren Beifall auf's unzweideutigste zu erkennen gaben. Alles blieb in der schönsten Ordnung bis gegen Abend, ein Jedermann Unbekannter bei dem Präsidenten sich um die Erlaubniß bewarb, auch einige Worte sprechen zu dürfen. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein, hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, rothes Haar und etwas Verwegenes in Ton und Benehmen. Zuerst brachte er irgend ein unbedeutendes Amendement in Vorschlag, wonach er, fast in einem Athem, eine Rede hielt, die einen Theil der Versammelten betäubte, während sie den andern begeisterte. Wer ist der Mann, fragte man auf allen Seiten; wie heißt er?

Niemand kannte ihn, nur einige Anwesende wollten ihn während der letzten Gerichtssitzung auf der Advokatenbank zu Cork gesehen haben. Seine Rede hatte indeß großes Aufsehen erregt. Der Häuptlinge der Whigs verwünschten sie, während die Menge der übrigen Anwesenden davon entzückt schien. Seine Ausfälle gegen den heuchlerischen Whiggismus, den Minister Grey, den Lord Statthalter und seinen würdigen

Bundesgenossen, den Tirannen Stanley, waren eigenthümlich genug. Mit einem Eifer, der durch den komischen Anstrich noch mehr gehoben wurde, ergoß er sich über die Aristokratie in hirschledernen Handschuhen, die stolz darauf sei, eine Lebkuchenuhr in der Tasche zu haben, die ihre drei Haare unter einem Seidenhut verberge und die Luft mit ihrem Moschus=Geruch verpeste. Schließlich hatte er den Vorsatz ausgesprochen, den Flecken Cork zu befreien und seine ursprüngliche Verwesung auszurotten.

Bis dahin hatten die Whigs, wiewohl mißvergnügt, doch schweigend zugehört; bei diesen Worten aber brachen sie in ein so erschütterndes Gelächter aus, daß der Raum davon erdröhnte. Wirklich schien es im höchsten Grade lächerlich, daß ein unbekannter Mensch, der durchaus keinen Einfluß auf die Wähler hatte, sich herausnahm, alle bis dahin bestandenen Rechte vernichten zu wollen. Die Radikalen selbst fanden, daß dieser Neuling etwas zu laut spreche und wahrscheinlich übergeschnappt sei. Nur einige Personen meinten, er spreche noch besser als O'Connell.

Dieser Unbekannte war Fergus O'Connor, und auf die eben angedeutete Weise eröffnete er seine politische Laufbahn. Als Neffe Arthur Condorcet O'Connor's stammte er von einer alten Königs-Familie ab, die im letzten Jahrhundert noch reich und mächtig war. Sein Oheim zeichnete sich durch seine Beredtsamkeit und durch seine heftigen Meinungen als Mitglied des irischen Parlaments aus. Ganz durchdrungen von den Grundsätzen der französischen Staatsumwälzung nahm er Theil an verschiedenen Verschwörungen und unter einer strengeren Regierung hätte er seine übelverstandene Freiheits=Liebe vielleicht schwer büßen müssen. Man begnügte sich mit einer freiwilligen Verbannung, und seit längerer Zeit hielt sich General O'Connor auf dem Festlande auf.

Fergus, Roger O'Connor's (Verfassers der Kroniken von Erin) Sohn, war in Hinsicht der unregelmäßigen Sitten seinem Vater ähnlich. Dem Stande nach Advokat, aber unbeschäftigt, bewohnte er bis 1832 ein hübsches Landhaus, das ein Verwandter ihm hinterlassen, ohne direkten Antheil an den öffentlichen Angelehenheiten zu nehmen.

Wie alle Landjunker in Irland, war er ein großer Jäger, nebenbei Landwirth und ein gewaltiger Punsch- und Branntwein-Trinker. Sein bisheriges Leben wurde ihm endlich langweilig. Er erinnerte sich, daß er ein Nachkomme der Könige von Meath sei, und so gut wie diese, Menschen hüten könne. Man hat gesehen, wie er über Hals und Kopf in den Strudel der Politik sich gestürzt.

Gestehen muß man, daß die Natur ihn mit den wesentlichen Eigenschaften für die Rolle, welche er spielen wollte, ausgestattet hatte. Zu einer starken, widerhallenden Stimme gesellte sich bei ihm eine eherne Stirn, unerschöpfliches Geschwätz und eine Schwülstigkeit, die ihres Gleichen suchte. Er hatte also die Haupteigenschaften, die Jedem, der in Irland auf die Masse einwirken will, unumgänglich nothwendig sind. Dabei war er ein Hitzkopf und Großsprecher erster Klasse. Es fehlte ihm an aller Unterscheidungskraft, allem Takt, aller Umsicht. Es ließ sich also voraussehen, daß er wohl einen gewissen Anhang finden, aber auch, daß er ihn nicht bewahren werde.

Seine Beredtsamkeit hatte wenigstens das Verdienst, daß sie nicht alltäglich, sondern ihm ganz eigenthümlich war. Er entlehnte nichts von Sheil, nichts von O'Connell; der letzte konnte vielmehr seinen jungen Nebenbuhler um einen gewissen ossianischen Geist, einen poetischen Schwung und einen romantischen Anstrich beneiden, der bei weitem mehr werth war, als die Empfindelei, womit er selbst einige seiner Reden zu würzen pflegte. Fergus befand sich damals noch unter dem Einfluß seiner geheimnißvollen Begeisterung. Er hatte sich viel mit Legenden beschäftigt, und die entlegensten Einöden sowohl seiner heimathlichen Insel, als des Festlandes durchirrt. Seine nähern Bekannten versicherten, daß er einige Rollen auf Gesellschafts-Bühnen gar nicht übel gegeben. Den Landleuten gegenüber gab er sich die Haltung eines Clan-Anführers. In seinen schwülstigen Reden wimmelte es von entlehnten Stellen aus den Werken berühmter Dichter und prosaischer Schriftsteller. Mit einem guten Gedächtniß ausgestattet, lernte er das Alles auswendig und trug es mit einer Majestät und Zierlichkeit vor, welche auf den großen Haufen einen tiefen Eindruck machte und ihm den Beifall desselben sicherte. Darauf aber beschränkte sich seine

ganze Geschicklichkeit. Er verschwand in nichts, sobald er den Redestuhl verlassen, und O'Connell bewahrte die Ueberlegenheit, welche er durch langes und beharrliches Streben errungen.

Bei allem Aufsehn, welches seine erste Rede erregt, wollten die Whigs ihm nicht die Ehre erweisen, seine Drohung für gefährlich zu halten. Sie leiteten das Erforderliche zur Wahl ihres Kandidaten zu Cork ein, ohne von O'Connell die geringste Notiz zu nehmen. Er seinerseit richtete eine volltönende Aufforderung an die Wähler, begab sich von Meierei zu Meierei, setzte sich mit der Geistlichkeit in Berührung, und brachte es dahin, daß viele Personen, welche bisher nicht eingeschrieben waren, als Wähler auftreten konnten. Der alleinige Beistand, auf den er sich Rechnung machen durfte, war die allgemeine Nichtachtung gegen einen Mann, dessen Name öffentlich zum erstenmale genannt wurde und dessen Einkommen von seinem Grundeigenthum nicht 600 Pf. St. (7200 fl.) überstieg.

Die Tories fanden es höchst belustigend, daß ein solcher Mensch sich den Gedanken beikommen lassen könne, Vertreter der ersten Grafschaft Irlands werden zu wollen. Die Whigs nannten sein Begehen unverschämt, und die Repealer bezeichneten es als abgeschmackt. Nichts destoweniger war Fergus nach einem Vierteljahr grade der Kandidat, welcher am sichersten hoffen durfte, gewählt zu werden. Er hatte die Leidenschaften der Wähler geschickt benutzt, das mehr und mehr sich verbreitende Entsetzen ausgebeutet und sich zum beredten Dollmetscher aller der Einwürfe gemacht, welche Irland gegen das bisher von der Regierung befolgte System aufzustellen hatte. Kurz, ohne andere Mittel als seine Reden, womit er eben nicht geizte, hatte er es so weit gebracht, daß selbst O'Connell endlich, nach langem Widerstreben, als Kandidaten der Repealer der Grafschaft Cork ihn anerkennen mußte. Der gleichzeitigen Empfehlung des großen Aufregers bedurfte er schon nicht mehr.

15. O'Connor's politische Umtriebe.

Einmal im Schwung, war O'Connor schon darauf bedacht, sich einen Anhang zu verschaffen und seine Freunde ins Unterhaus zu brin-

gen. Der Flecken Mallow, der bisher als eingefleischt whiggistisch gegolten, wurde von ihm zu solchem Zweck auserlesen. Nun muß man aber wissen, daß Mallow eine der reichsten Städte nicht allein Irlands, sondern auch der drei vereinigten Königreiche ist, und daß von ihren 6000 bis 7000 Einwohnern etwa 400 Wähler sind. Seit 1690 hat sie, zwei- oder dreimal ausgenommen, immer ein Mitglied der Familie Jephson-Norreys, der reichsten und ältesten der Gegend, ins Parlament geschickt. Diese Familie bewohnt das prachtvolle Schloß Mallow-Castle, früher den Desmond gehörig. Ihr Vertreter war 1832 Jephson (jetzt Sir Denham-Norreys), dessen Unabhängigkeit am besten daraus sich ergibt, daß er nach O'Connell's Niederlage gegen den langen Jack Doherty allein noch für jenen sich erklärte, wofür er nach seiner Rückkehr in Irland öffentlich seine Erkenntlichkeit ihm bezeugte, und eine Menge Zeugnisse ausstellte, worin er ein großes Gewicht auf die Vaterlandsliebe und die Hochherzigkeit seines Gönners legte. Er veranlaßte sogar zu Cork einen Meeting, welcher dem muthigen Vertheidiger des großen Daniel öffentlich seine Dankbarkeit bezeugte. Niemand schien also fester in der Volksgunst zu stehen als Jephson, und die Tories allein durften es noch wagen, gegen ihn in die Schranken zu treten.

Nichts destoweniger unterfing sich Fergus, seinen Nachbar O'Neill Daunt von Kilcaskan-Castle, der fünfzig Meilen von Cork wohnte und einer andern Abtheilung der Grafschaft angehörte, als Kandidaten vorzustellen, obgleich er unter den Wählern weder Verwandte noch Freunde, nicht einmal nähere Bekannte hatte. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß Daunt weder einer der Angesehensten der Provinz, noch ein reicher Eigenthümer, noch selbst auf der Liste des Groß-Jury eingeschrieben war. Man betrachtete es sogar als sehr zweifelhaft, daß er wählbar sei, und deutete an, daß er auf eine für ihn sehr unangenehme Weise vom Parlament ausgeschlossen werden könnne. Sein persönliches Verdienst bestand darin, daß er einen kleinen religiösen Roman geschrieben, daß er in einem ungeheuern gothischen Schlosse wohne und an der Spitze eines Einkommens von 1000 Pf. St. (13,000 fl.) sich befinde.

O'Connor that das Unmögliche, um seine eigne Wahl und die seines Freundes durchzusetzen. Der gegenseitige Kampf der Parteien war so verworren, daß er ein unerhörtes Ergebniß erzielte. Obgleich Fergus Protestant war, hatte er doch einen großen Theil der katholischen Geistlichkeit für sich, und konnte dem radikalen Whig, Standish Barry, obgleich dieser Katholik war, mit Erfolg die Spitze bieten. Die eben gedachte Verwirrung gestaltete sich in ihren Einzelheiten so außerordentlich, daß man fast an der menschlichen Vernunft hätte zweifeln können. Führen wir unter vielen nur ein Beispiel an. Der 1829 von den Tories zu Cork nach dem Unterhause gesandte Callaghan war immer einer der eifrigsten Vertheidiger der Verwaltung des Herzogs von Wellington gewesen. Er hatte beständig gegen alle Reformen gestimmt, selbst gegen solche, deren Zweckmäßigkeit sich nicht verkennen ließ. Lord Grey legte zum erstenmal seinen bekannten Gesetz=Entwurf vor, wodurch der Volksvertretung eine rechtliche Basis gegeben werden sollte. Dieser Entwurf wurde durch die Mehrheit einer einzigen Stimme verworfen und die entscheidende Stimme war die Callaghan's.

Ein Jahr später wurde der Gesetz=Entwurf ohne Rückhalt angenommen. Auf allen Seiten verlangte man den Repeal. Das demokratische Element verkündete sich in den untern Regionen der irländischen Freisinnigkeit. Bald beherrschte dies Verlangen die beiden andern Abtheilungen derselben Meinung so sehr, daß der Arbeiterbund (Trades association) eine Wahlmacht wurde, mit welcher die gemäßigten Freisinnigen von Cork zu unterhandeln sich genöthigt sahen. Die zu solchem Zweck Beauftragten wurden in einen verfallenen gothischen Saal eingeführt, worin die neuen Jakobiner ihre Sitzungen hielten. Die Versammlung war zahlreich. Einige Stalllichter waren hier und da an den Wänden befestigt. Die Girondins wurden mit einem Schweigen empfangen, das nichts Gutes versprach, obgleich jene Beauftragten achtungswerthe Männer und erprobte Vertheidiger der Volkssache waren. Der einzige Vorwurf, den man gegen sie geltend machen konnte, war, daß sie eine Trennung Irlands von Großbritannien nicht als nothwendig erachteten, und einen Aufstand des ersten gegen das letzte mißbilligten. Das war hinlänglich, um ihnen das Mißtrauen der Menge

zuzuwenden, der sie sich gegenüber befanden. Anfänglich ging Alles gut. Bald aber vernahm man auf der einen Seite höhnisches Gelächter, auf der andern Spitzworte, die nicht zu den erfreulichsten gehörten. Das Gemurmel über die gedemüthigten Aristokraten wurde endlich so allgemein, daß einer der Abgeordneten, Meagher, sich berechtigt hielt, den Anwesenden ihre Undankbarkeit zum Vorwurf zu machen. Sogleich erhob sich der Präsident, einer von den wenigen Reichen, welche sich der Versammlung angeschlossen, und fragte überlaut:

„Wer seid Ihr denn und wer schickt Euch, Ihr, die Ihr Euch um Gehör beworben bei den vereinigten Arbeitern der Stadt Cork? Seid Ihr geschickt von einem öffentlichen Verein von Bürgern, die sich am hellen Tage versammeln, oder sprecht Ihr als Organe einer aus nur wenigen Individuen bestehenden politischen Junta?“

Bei diesen Worten betrachtete er die Abgeordneten sehr aufmerksam und gab sich das Ansehen, als kenne er keinen derselben persönlich Dies Verfahren machte die letzten bestürzt, während die Versammlung stürmisch Beifall klatschte. In Folge dieser Zusammenkunft, die kein weiteres Ergebniß veranlaßte, begann die Herrschaft des Repeal in der Grafschaft Münster. Callaghan erklärte sich für denselben und hatte eine Menge Nachfolger, namentlich im Kaufmanns-Stande.

Darf man sich jetzt noch über den Erfolg wundern, den O'Connor nach solchen Vorgängen hatte? Inmitten der Flintenschüsse und des Hörnerschalls, wodurch der Kampf zwischen den Landleuten und den Zehnten-Eintreibern bescheinigt wurde, erschallten aufrührerische Reden, die mit Jubel von den Einen, mit Entsetzen von den Andern gehört wurden. Mord und Todtschlag waren allgemein. Man brachte selbst katholische Priester um, gegen die man irgend einen Einwurf geltend machen konnte, und steinigte die Eigenthümer, welche nichts verlangten, als das ihnen von Rechts wegen zuständige Pachtgeld. Fergus schien der Urheber und Leiter dieses blutigen Begehens. Man sah ihn im südlichen Irland überall, und da er ohne Unterschied gegen Tories, Whigs, Gemäßigte und alle übrigen Vertreter der verschiedenen Meinungs-Schattirungen ankämpfte, konnte es nicht fehlen, daß er in jedem Orte mehr oder weniger Anhänger fand. Zu Mallow hatten alle

rechtlichen Leute, ohne Unterschied ihrer politischen Meinung, für ihren bisherigen Vertreter Jephson und gegen Daunt sich erklärt, den man ihnen mit Gewalt aufdringen wollte, den Niemand kannte und den Niemand mochte. Um zu seinem Zweck zu gelangen, nahm O'Connell seine Zuflucht zur Einschüchterung. Priester und Demagogen wiegelten den Pöbel auf, der sich der Wahlstätte mit Gewalt bemächtigte und es so weit brachte, daß der Name O'Neill Daunt's von Kilcaskan-Castle als der des Erwählten verkündet wurde.

An zwanzig andern Orten ging es nicht besser. Zu Youghal, dessen Wahl bisher der Herzog von Devonshire bestimmt hatte, brauchte der junge John O'Connell, Sohn des Aufregers, sich nur zu zeigen, um gewählt zu werden. Zu Cork wurde der Sohn des Grafen von Cork, John Boyle, und der zweite Vertreter, Newenham, beide zwar puritanische Protestanten, aber sehr gemäßigt in ihren politischen Meinungen, ohne Mühe von Baldwin und Callaghan, dem Abtrünnigen, geschlagen. Das Interessanteste in der Sache war, daß vor einigen Jahren Newenham als Mitbewerber gegen Callaghan, den damaligen Erztory, aufgetreten war und vergebens 15,000 Pf. Sterl. ausgegeben hatte, um sich Anhänger zu verschaffen. Die Sache hatte sich jetzt gewendet. Der Letzte war Repealer geworden, also das Gegentheil von dem, was er früher gewesen. Nichts destoweniger blieb er zum zweitenmal obsiegend über den Andern, dessen Meinungen sich immer gleich geblieben waren.

Bewegungen der Geschichte.

Serbiens innere Angelegenheiten und neueste politische Wandelungen.

Letzte Abtheilung.

Wie gesagt, hatte die Pforte die Wahl Alexanders zum Fürsten von Serbien sofort genehmigt — sagt der Verfasses des Aufsatzes in der britischen und ausländischen Vierteljahrsschrift. Bald nachher und den Verfügungen des Firmans vom Oktober 1830 gemäß, ließ sie ihm den Berat zukommen, wodurch seine Wahl bestätigt und die Fürstenwürde in seiner Familie für erblich erklärt wurde. Wahrscheinlich ließ der Diwan bei dieser raschen Entscheidung sich von der Besorgniß leiten, daß Rußland, von einer andern Macht unterstützt, die Wahl rückgängig machen könne, was die Türkei als eine von ihm abhängige Macht dargestellt haben würde.

Die Folge bewies, daß man in dieser Beziehung richtig vorausgesehen. Gegen Ende 1842 gewann die Spannung zwischen Rußland und der Pforte einen sehr ernsthaften Karakter. Der Kaiser Nikolaus richtete an den Sultan ein eigenhändiges Schreiben, wodurch auf's entschiedendste die Zurücknahme des Einsetzungs-Berats, die Absetzung des Fürsten Alexander und die Verbannung der beiden Minister gewünscht wurde. Es war darin auch das Mißfallen über das Benehmen der Pforte gegen den Fürsten Michael ausgedrückt. Der Sultan beantwortete dies Schreiben durch einen ebenfalls eigenhändigen Brief, worin die verderblichen Umtriebe Michaels auseinandergesetzt und die Gefahren angedeutet waren, in welche das Reich dadurch gestürzt wor-

den. Schließlich erklärte er, daß die Absetzung des vorgenannten Fürsten durch die Serbier selbst vollbracht worden, und zwar in Folge der harten Unterdrückung, worin sie bisher geschmachtet.

Dies Schreiben des Sultans wurde dem russischen Gesandten Butenief zugestellt, welcher äußerte, daß er es nicht wagen dürfe, es seinem Hofe zuzusenden. Endlich schickte er doch eine Depesche ohne offiziellen Karakter, worin der Inhalt der Antwort des Sultans angedeutet war, nach Petersburg. Er fügte anderseit hinzu, daß nur die besondere Achtung, welche er für den Diwan hege, ihn veranlassen könne, gegen die ihm gewordenen Vorschriften zu handeln. Der Kaiser billigte das Verfahren seines Gesandten, drückte zugleich sein Erstaunen über das Benehmen der Pforte aus, und Butenief überreichte der türkischen Regierung eine Note, in Form eines Ultimatums, wodurch der Sultan aufgefordert wurde, den Forderungen des Kaisers zu entsprechen.

Daß unter solchen Umständen der Erste von seinen Verbündeten hätte unterstützt werden sollen, versteht sich von selbst. Das Opfer, welches man von ihm forderte, war sehr groß. Er sollte eine wichtige Verfügung zurücknehmen, eine Würde verweigern, die er selbst zugestanden, einen Schutz zurücknehmen, den er freiwillig geboten, und im Fall er es nicht that, sah er sich mit einer Kriegserklärung von Seiten Rußlands bedroht. Das Verlangen des Kabinets zu Petersburg war ebenso ungerecht, als die Würde des Sultans verletzend. Denn im Grunde war Serbien noch eine zur Türkei gehörende Provinz, und Rußland war keineswegs ermächtigt, seine Vermittelung bei Erörterungen zwischen der Pforte und den Serbiern geltend zu machen. Es hatte dies Recht durch keinen Vertrag erworben. Dem Wortsinne oder den Ereignissen nach stand es ihm nur zu, Serbien in dessen Vortheil, und nicht in dem seinigen, zu schützen. Damit aber dieser Fall eintreten könne, mußte entweder die Pforte irgend eine Bestimmung, welche sie zu Gunsten der Serbier zugestanden, verletzt haben, oder die Serbier mußten sich um den Beistand Rußlands gegen die Pforte beworben haben.

Allein selbst wenn die Pforte ihre Verpflichtungen gegen die Serbier verletzt, stand es diesen frei, auf die Vortheile zu verzichten, welche

der Vertrag ihnen gewährte. Der Satz: Volenti non fit injuria ist eine allgemeine Regel. Aufgedrungener Schutz ist nicht mehr Schutz, sondern Gewaltthätigkeit. Da nun kein Beweis vorliegt, daß die Serbier je Rußlands Schutz gewünscht, noch viel weniger darum sich beworben, hatte dies letzte Unrecht, ihnen denselben aufzudringen. Es will damit nicht gesagt sein, daß die Serbier sich nie über die Pforte zu beschweren gehabt; soviel aber ist gewiß, daß die letzte politische Umgestaltung ihres Landes unmittelbar von ihnen selbst ausgegangen war. Und vorausgesetzt selbst, daß Fürst Alexander gegen den Volkswillen auf den Thron erhoben worden, so hatte Rußland doch nicht einzuschreiten, so lange die Serbier nicht um seine Vermittelung sich bewarben.

Die Vertreter der europäischen Mächte zu Konstantinopel billigten das Verfahren der Pforte. Sir Strafford Canning bediente sich der bezeichnendsten Worte gegen seine Regierung, um die Aufmerksamkeit derselben auf die Herabwürdigung hinzuleiten, welche die Würde des Sultans unfehlbar erleiden würde, wenn er Rußlands Drohungen nachgäbe. Er bewies, daß es ebensowohl die Ehre als das Interesse Englands verletzen würde, wenn es die Pforte sich selbst überließe. Sein Rath wurde jedoch nicht beachtet. Oesterreich und England hatten sich gegen die Pforte ausgesprochen, Frankreich und Preußen befolgten dies Beispiel. Die vier Großmächte weigerten sich nicht allein, die Türkei zu unterstützen, sie luden sie auch ein, dem Verlangen des Kaisers Nikolaus zu willfahren.

Es blieb der Pforte also nichts anders übrig, als dieser Einschärfung Folge zu leisten. Am 15. April ließ sie dem russischen Gesandten wissen, daß sie sich unterwerfe, und Rußland fand es nicht einmal für angemessen, seine Freude und seinen Triumf zu verbergen. Bevor die Nachricht von diesem Ereigniß nach England kam, bot sich Lord Aberdeen eine Gelegenheit dar, die Politik zu vertheidigen, welche er in der serbischen Angelegenheit befolgt. Er entgegnete auf eine sehr beachtungswerthe Rede des Grafen von Beaumont im Oberhause, daß dieser nicht gut unterrichtet sei. Er nannte den Fürsten Alexander einen jungen Menschen, indem er ihn mit den Enkeln Czerni Georg's verwechselte, und fügte hinzu: daß dieser junge Mensch sich bald

glücklich schätzen würde, die Provinz zu verlassen, welche er nicht zu regieren vermöge. Er entwarf sodann eine Schilderung von der in Serbien herrschenden Anarchie und Verwirrung, welche mit der Wirklichkeit in direktem Widerspruche stand. Er erklärte, daß für England kein Beweggrund vorhanden sei, sich in die serbische Angelegenheit zu mischen; daß es den Verträgen zwischen der Pforte und Rußland fremd geblieben, und daß bei Erörterung dieser Verträge die Ehre Großbritanniens nicht interessirt sei. Endlich berufe er sich noch auf den Umstand, daß Oesterreich in dieser Angelegenheit offen das Begehren Rußlands unterstützt und der türkischen Regierung gerathen habe, dem Verlangen dieses letzten zu entsprechen, weil es nichts wolle, als was durch Verträge festgestellt worden.

Nach einem bittern Ausfall über dies Verfahren des britischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten fährt der Verfasser der Abhandlung in seinen Betrachtungen über die serbischen Zustände folgendermaßen fort:

„Wir haben uns bemüht, einen möglichst richtigen Begriff zu geben von der Ausdehnung und Wichtigkeit des südlichen Zweiges des slavischen oder sklavonischen Volksstammes. Ein Blick auf die Karte wird unsere Mittheilung noch verständlicher machen. Die Gegend, welche von ursprünglich slavischen Volksstämmen bevölkert ist, umfaßt Serbien, Bosnien, Illyrien und das eigentliche Slavonien. Mehr zerstreut sind die Slaven in Bulgarien, wo in den Städten besonders Türken und Griechen hausen, während das offene Land größtentheils von der slavischen Rasse bevölkert ist. Man muß nicht glauben, daß die vierhundertjährige Unterjochung, in welcher dies Volk gelebt, seine frühere Unabhängigkeit in Vergessenheit gebracht. Aus mehrfachen Anzeigen, welche sich in neuester Zeit offenbart, darf man vielmehr schliessen, daß die slavische Nationalität immer mehr erwacht, und daß sie nicht allein in Serbien, sondern auch in Bosnien und in der Bulgarei zu immer größerm Selbstbewußtsein gelangt. Am auffallendsten wird diese Entwickelung jedoch in den österreichischen Provinzen, wo ebensowohl das von den Magyaren gegebene Beispiel, als die ungeschickten Maßregeln dieser letzten, welche auf nichts weniger als die Unter-

drückung der slavischen Sprache hinzielen, kräftigen Widerstand hervorgerufen haben. Die österreichische Staatsregierung hat mit großer Geschicklichkeit in einer so verwickelten Angelegenheit sich benommen und scheint entschlossen, eine Bewegung, welche sie nicht mehr zu hemmen vermag, fortan zu leiten [1]).

Eine Idee, welche vielleicht in näherer oder späterer Zukunft große Folgen und wichtige Umgestaltungen nach sich ziehen kann, hat sich in den letzten Jahren der ganzen slavischen Bevölkerung bemächtigt. Sie betrifft nichts weniger als die Wiederherstellung des frühern selbstständigen Reiches, in welches sich die Türkei und Oesterreich getheilt haben. Man behauptet, daß diese Idee durch russische Beauftragte erweckt und genährt worden, obschon man nicht hinzuzufügen wagt, daß das Kabinet zu Petersburg seinen Beistand versprochen, ohne welchen das Unternehmen auf jeden Fall scheitern müßte. Käme es zu einem Aufstand der slavischen Bevölkerung, sei es gegen die Pforte oder gegen Oesterreich, so müßte jene auf jeden Fall Rußlands Beistand in Anspruch nehmen. Würde ihr dieser versagt und unterläge sie in dem Kampfe, so würde sie nichts destoweniger die beiden Reiche, welche die Empörung zu bekämpfen gehabt, schwächen und an sich selbst eine leichte Beute der russischen Politik werden. Dieser letzten ist es weniger darum zu thun, daß die Slaven unmittelbar ihr Vorhaben in Ausführung bringen (obgleich der Aufstand in der Bulgarei, dessen oben gedacht worden, ein ernster Schritt zu solchem Zwecke ist); die alleinige Aufregung, welche sie zu erhalten weiß, gewährt ihr bereits großen Nutzen, und man darf annehmen, daß Oesterreichs zögerndes Verfahren in der bulgarischen Angelegenheit dadurch bedingt worden.

Man weiß sehr wohl, daß Rußland durch seine Geistlichkeit einen

---

[1]) Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der österreichische Gränzkordon, der sich auf der Südseite der k. k. Erbstaaten längs der Gränze des türkischen Reichs hinzieht, als Hauptelement aus Slaven besteht. Ursprünglich hatte er keinen andern Zweck, als die Einfälle und Verheerungen der Türken abzuwehren; allmälig aber hat er auf das Verhältniß der Regierung zum Magyarismus selbst eine besondere Wichtigkeit erhalten, da jene im Nothfall auf dieser Seite eine Armee von 150,000 bis 200,000 Mann aus dem Gränzkordon aufzubringen vermag.

großen Einfluß auf die slavische Bevölkerung in Oesterreich ausübt. Man wird es deßhalb erklärlich finden, warum der russische Gesandte, als er dem Kabinet zu Wien den Entschluß seiner Regierung anzeigte, seine Forderungen in Betreff Serbiens durchzusetzen, zugleich die Andeutung fallen ließ, daß eine politische Bewegung in dieser Provinz, insofern man sie nicht unterdrücke, bis zu den österreichischen Besitzungen sich ausdehnen würde. Ein solcher Wink mußte nothwendigerweise um so bedenklicher sein, da die Macht, von der er herrührte, ganz befähigt war, die darin verborgene Drohung zur Ausführung zu bringen. Es war aber auch um nichts weniger zu thun, als Oesterreich zu bewegen, die Interessen und die Würde der Pforte aufzuopfern, oder sich selbst einer politischen Bewegung auszusetzen. Um nun desto schneller die drohende Gefahr zu beseitigen, unterstützte es die Forderungen des Selbstherrschers.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die britische Regierung jede Verletzung der Unabhängigkeit der Pforte verhindern konnte, ohne daß daraus ein Krieg hätte entstehen müssen. Die alleinige Erklärung, die Türkei im Nothfalle zu unterstützen, wäre hinlänglich gewesen. Es ist im Morgenlande gar kein Geheimniß, daß Rußland zu den größten Opfern bereit ist, um einen Bruch mit Großbritannien zu vermeiden. Es denkt an Akkra und ist für Sebastopel besorgt. Auch weiß es, daß Jahre erforderlich sind zur Bildung einer Flotte, die man in einer Stunde vernichten kann. Ueberdem ist es überzeugt, daß der erste Kanonenschuß eines englischen Schiffes im schwarzen Meere ein in den Karpathen und im Kaukasus wiederhallendes Echo finden wird, und daß Millionen Menschen dies Zeichen erwarten, um gegen die russische Unterdrückung sich zu erheben. Belgrad ist ebensowenig vor dem britischen Geschütz in Sicherheit, als es Herat war [1]).

---

[1]) Man weiß nicht, ob man mehr über die Keckheit sich wundern soll, mit welcher die britische Großsprecherei sich geltend macht, wenn es um die angeblich überlegene Macht ihres Seewesens und ihrer Artillerie zu thun ist, oder um die selbstsüchtige Verblendung, welche annimmt, daß in dieser doppelten Beziehung kein anderer Staat Großbritannien gewachsen sei. Rußland hat ohne Zweifel seine schwache Seite; allein England hat eine solche auch in dem leicht verletzba-

Bald nachdem die Pforte ihre Einwilligung zur Absetzung des Fürsten Alexander gegeben, veränderte Lord Aberdeen seine Ansicht in dieser Beziehung. Er ergriff eine Maßregel, wofür ihm die Serbier verpflichtet sein müssen, indem er der russischen Regierung die Frage unterzog: Würde man den Fürsten Alexander anerkennen, im Fall er von den Serbiern aus freiem Antriebe gewählt würde? Rußland konnte nicht verneinend antworten, ohne gegen alle die Gründe zu verstoßen, welche es zur Unterstützung seiner Einmischung geltend gemacht; es war also in seiner eigenen Schlinge gefangen. Es braucht nicht weiter untersucht zu werden, ob dies Verfahren des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten die Frucht einer tiefen Vorausberechnung oder ein Ergebniß des Zutrauens in die Aufrichtigkeit des Kaisers war. Rechtlichkeit und Offenheit, von jeher die beste Politik, sind auch die alleinige, welche man gegen Rußland in Anwendung bringen kann.

Kehren wir wieder zu Serbien zurück. Gezwungenerweise hatte der Diwan den Einschärfungen des Selbstherrschers, unterstützt durch die Vorstellungen seiner Verbündeten, nachgegeben, und dem serbischen Senat einen Firman überschickt, welcher die Absetzung des Fürsten Alexander, die Verbannung der beiden Minister und die Neuwahl eines Fürsten vorschrieb. Man gab sich bei diesen Maßregeln nicht die geringste Mühe, die Ungesetzlichkeit des Verfahrens zu verbergen. Allein der Uebermacht nachgebend, war man in Konstantinopel noch zu stolz, um durch eine falsche Angabe die erlittene Herabwürdigung zu bemänteln. Der Senat seinerseit benahm sich mit ebenso einfacher Klugheit. Er erlaubte sich kein Zeichen der Nichtachtung gegen die ihm zugekommenen Befehle und vermied es sorgfältig, die Rechte des serbischen Volkes auf irgend eine Weise in Frage zu stellen. Seine alleinige Antwort war, daß er bereit sei, eine zweite Wahl zu veranlassen, obschon er die Ungültigkeit der ersten nicht anerkenne. Er nahm mit vieler Achtung den von der Pforte ernannten Beauftragten auf,

---

ren Irland, durch welches ein geschickter Feind das ganze britische Staatsgebäude ohne große Mühe über den Haufen werfen könnte. Rußland weiß das sehr wohl und Frankreich auch.

welcher diese Verhandlung leiten sollte; dagegen lehnte er es ab, ein Verbannungs-Urtheil gegen Petroniewitsch und Wutchitsch zu erlassen.

Um diese Zeit erfuhr man in Serbien, welche Antwort Kaiser Nikolaus auf die Depesche des britischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ertheilt. Diese Nachricht erregte große Freude und trug nicht wenig dazu bei, daß die Wahl am 29. Juni ruhig von Statten ging. Die Versammlung war nur von Einem Geiste beseelt, denn die Verfolgung hatte ihre gewöhnliche Wirkung hervorgebracht und die verschiedenartigsten Gesinnungen zu einer einzigen vorherrschenden, dem Hasse gegen fremde Tirannei, verschmolzen. Die wenigen Serbier, welche bisher noch die Ansprüche des Fürsten Milosch unterstützt, beeilten sich nun, für Alexander zu stimmen. Niemand erhob sich gegen die Wahl dieses Letzten, die einstimmig erfolgte. Auf solche Weise errangen die Serbier einen entscheidenden, obgleich unblutigen Sieg. Es handelte sich jetzt nur noch um einen Punkt, nämlich um die von Rußland geforderte Entfernung der beiden Minister. Zwar war die Ursache, um deretwillen das Kabinet in Petersburg sie gewollt, nicht mehr vorwaltend; da jene aber beharrlich den Entwürfen der nordischen Politik sich entgegenstellten und dieselben zu vereiteln sich bemühten, beharrte diese letzte darauf, daß sie aus Serbien entfernt werden müßten. Diese Forderung war an den Diwan gestellt, obgleich die Verträge von Buchareſt, Ackermann und Adrianopel der Pforte das Recht vorenthielten, sich in die innere Verwaltung Serbiens zu mischen.

Dies Verfahren schien Oesterreich zu mißfallen. Mehre Artikel, denen man es ansehen konnte, daß sie aus höherer Quelle geflossen waren, erschienen über diese Angelegenheit in der augsburger allgemeinen Zeitung. Man bediente sich darin sogar des ziemlich starken Ausdruckes, daß Oesterreich Rußland nicht erlauben könne, aus Serbien ein zweites Kaukasien zu machen. Es war somit augenscheinlich, daß die österreichische Regierung den Entschluß gefaßt, fester aufzutreten, wenn es auf Englands Beistand rechnen könne. Lord Aberdeen verhielt sich jedoch ganz ruhig. Der Diwan zog indeß ein bedeutendes Heer bei Adrianopel zusammen. Er schien entschlossen, eher das Dasein

des Reichs der Entscheidung eines Krieges anzuvertrauen, als länger die zwar friedliche, aber nichts desto weniger verhängnißvolle Einmischung des russischen Herrschers zu dulden. Auch diesmal behielten jedoch die Beschützer der Pforte die Oberhand. Sie luden diese ein, sich ruhig zu verhalten und nicht den europäischen Frieden zu gefährden.

Unter allen diesen Umständen benahmen sich die Serbier mit eben soviel Klugheit als Vaterlands-Liebe. So lange der Diwan auf kräftigen Widerstand sich vorbereitete, waren sie bereit, alle Gefahren des Kampfes zu theilen; als er sich aber endlich genöthigt sah, ihre Ergebenheit in Anspruch zu nehmen, um sie nicht einer zweiten Verletzung gerade derjenigen ihrer Vorrechte, worauf sie das meiste Gewicht legten, auszusetzen, hüteten sie sich vor Allem, seine Verlegenheit durch den geringsten Einwurf gegen die Ungesetzlichkeit seiner Befehle zu vermehren; zugleich aber ergriffen sie auch alle erforderlichen Maßregeln, damit ihre Willfährigkeit nicht als Vorwand zu spätern Anmaßlichkeiten dienen könne.

Petroniewitsch und Wutchitsch beeilten sich, ohne eine förmliche Zustimmung des Volkes, Serbien zu verlassen. Es wurde zu solchem Zwecke den 9. August 1843 eine Versammlung zusammenberufen. Anfänglich wollte diese durchaus nicht bewilligen, was man vor ihr verlangte. Die beiden Minister traten nun auf und erklärten, daß sie sich freiwillig entfernen wollten, um ihr Vaterland vor den dasselbe bedrohenden Gefahren zu schirmen. Sie wiesen auf den Umstand hin, daß ein Heer von 20,000 Russen bereit sei, mit Einwilligung des Sultans das Fürstenthum so lange zu besetzen, bis der vorgeschriebene Zweck erreicht sei. Man müsse also jeden Vorwand zu einer solchen direkten Einmischung beseitigen, und da dies geschehen könne, wenn sie beide ihr Vaterland verließen, seien sie bereit, ihm dies Opfer zu bringen. Während dieser Erklärung brach ein Theil der Versammlung in lautes Weinen aus, wonach der Beschluß gefaßt wurde, daß die beiden hochgeachteten Männer aus Serbien sich entfernen könnten, weil sie es wünschten. Ihre Stellen sollten nur vorläufig besetzt und die Zeit ihrer Abwesenheit durchaus nicht bestimmt werden. Auch sollten sie ihre Titel und die damit verbundenen Gehalte bewahren. Endlich drang man ihnen eine

bedeutende Summe zur Bestreitung ihrer Reisekosten und als Entschädigung auf.

Der Baron von Lieven, welcher bei dieser Versammlung anwesend war, hielt mehre Anreden an die Unterthanen des Sultans, — ein Begehen, das sich mit seiner diplomatischen Beauftragung eben nicht vertrug. Er wunderte sich in der vorzüglichsten dieser Reden, daß die Entfernung der beiden Männer so großes Aufsehen und Bedauern errege, und versicherte, daß das Land während ihrer Abwesenheit nichts zu besorgen habe. Warum, fragte ihn einer der Anwesenden, legt denn Ihr Kaiser, dessen Reich achtzigmal größer ist als unser Fürstenthum, eine so große Wichtigkeit auf die Entfernung dieser beiden Männer, und wie sollten wir deshalb nicht befürchten, daß gerade diese Entfernung nachtheilig für uns werden könne? Der russische Beauftragte blieb die Antwort schuldig, man bemerkte jedoch in der Folge, daß er denjenigen, von dem dieser Einwurf herrührte, auf alle nur ersinnliche Weise auszuzeichnen und seine Freundschaft zu gewinnen sich bemühte. Er versprach auch, daß er Alles aufbieten werde, um den Kaiser zu bewegen, daß er seine Erlaubniß zur Rückkehr der beiden Minister ertheile, deren Verbannung mithin nur von kurzer Dauer sein dürfte.

Literatur.

39. Volksblatt für Stadt und Land, zur Belehrung und Unterhaltung.

Diese unter Mitwirkung vieler ausgezeichneten Männer von Fr. v. Tippelskirch herausgegebene und redigirte Zeitschrift, wovon jede Woche zwei Nummern erscheinen und deren Preis für das Vierteljahr auf 1/3 Thlr. festgestellt ist, erfreut sich eines sehr gedeihlichen Fortwirkens. Veröffentlicht im Verlag von Richard Mühlmann in Halle, ent-

hält sie ebenso interessante als beachtungswerthe Aufsätze, wovon besonders die über unser Zeitungs-Wesen, die Mittheilungen aus den Briefen des Schulzen Gottlieb H. in St. und seines Vetters des Kantors R. in M., der Dorfspuk, Auszüge aus Briefen ꝛc. hervorgehoben zu werden verdienen.

40. Leben und Abenteuer Martin Chuzzlewit's.

Dieser eben so spaßhafte als merkwürdige Roman von Boz (Dikkens), welcher den 41. bis 46. Theil der sämmtlichen Werke von Boz bildet, ist vor Kurzem, aus dem Englischen trefflich von E. A. Moriatry übersetzt, im Verlag von J. J. Weber, in Leipzig, erschienen. Er ist mit 40 Stahlstichen, nach Original-Zeichnungen von Phiz ausgestattet, Original-Zeichnungen, die man, wie den ganzen Inhalt des Werkes, in der That höchst originell nennen kann. Die Hauptfigur dieser Erzählung, ein Herr Pecksniff, scheint nach dem Leben gezeichnet, so lebhaft und wahr sind die Farben, in denen sein Karakter, seine Lebensweise, sein ganzes Verfahren sich malt. Er ist ein Engländer von ächtem Schrot und Korn und wird noch mehr hervorgehoben durch Nebenfiguren, die ihm vollkommen würdig zur Seite stehen.

41. Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit.

Von diesem anerkannt trefflichen Geschichtswerke, welches mit der Stiftung der heiligen Allianz beginnt und bis zum Tode Friedrich Wilhelms III., also von 1815 bis 1840 sich erstreckt und dessen Verfasser Eduard Burckhardt ist, sind soeben die ersten Lieferungen der dritten verbesserten und vermehrten Auflage, in der Verlags-Buchhandlung von J. J. Weber, in Leipzig, erschienen. Es ist überflüssig, eine nähere Karakteristik des in Rede stehenden Werkes aufzustellen, da sein Inhalt von dem höher gebildeten Publikum bereits nach Verdienst anerkannt worden ist. Sagen wir nur, daß die „Geschichte der neuesten Zeit," von Burkhardt sich in vier Bände sondert, von denen der erste die Ereignisse von der Stiftung des heiligen Bundes bis zum Kongresse von Laibach schildert; der zweite den Zeitraum vom Ausbruche der griechischen Revolution bis zum Tode Kaiser Alexander I.

begreift, der dritte mit der Thronbesteigung Karl X beginnt und mit der Beendigung der griechischen Staatsumwälzung schließt; der vierte endlich die Begebenheiten von der Juli-Revolution bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. erzählt.

Jeder Band besteht aus vier Lieferungen, zu acht Bogen gr. 8., schönes Velinpapier. Der Preis einer jeden Lieferung ist auf ½ Thlr., oder 30 Kr. Konv.-M., oder 36 Kr. rhein. festgestellt. Professor Rotteck bezeichnete, in einem Briefe an Eduard Burckhardt, dessen allgemeine Geschichte der neuesten Zeit als eine würdige Fortsetzung seiner eigenen allgemeinen Weltgeschichte.

42. Skizzen aus dem Norden.

Der uns soeben zugekommene zweite Band dieses interessanten Reisewerkes, von Theodor Mügge, welches im Verlag von C. F. Kius, in Hannover, erschienen ist, bietet eine ebenso reichhaltige und mannichfache Ausbeute scharfer und richtiger Beobachtungen über die gesellschaftlichen, politischen, sittlichen, moralischen, religiösen und andern Zustände Norwegens, als der erste Band, dessen gediegenen Inhalt wir bereits in Rede gestellt haben. Er beginnt mit Bergen und erstreckt sich bis zum Nordkap. Von besonderer Wichtigkeit sind die Angaben des Verfassers über den bis jetzt noch so wenig richtig bekannten nördlichen Theil der skandinavischen Halbinsel. Beigefügt ist das Grundgesetz des Königreichs Norwegen, eine genaue Hauptübersicht von den vorzüglichsten Reisewegen durch dieses Königreich und eine große Reisekarte. Auch in typografischer Beziehung ist die Ausstattung des Werkes musterhaft zu nennen.

43. Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Grenze.

Diese statistisch-topografische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Ipek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Ohrida, sowie des Grenzdistrikts von Budua, in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen verfaßt von Dr. Josef Müller,

mit einer Vorrede von Dr. Paul Josef Schafarik und einer Karte von Albanien, ist zu Prag im Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung vor Kurzem veröffentlicht worden. Die durchaus systematische und praktische Bearbeitung des durch den Titel angedeuteten Stoffes ist befriedigend und läßt, unsers Erachtens, wenig zu wünschen übrig. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Staatsumfang, den Gebirgssystemen, den Gewässern, den klimatischen Verhältnissen, der Bodenart, dem natürlichen Produkten-Reichthum, der Bevölkerung, der Volksverschiedenheit, der Körper-Beschaffenheit der Einwohner, ihrem National-Karakter rc., der fysischen Kultur des Bodens, der Thierzucht, der gewerblichen Industrie, dem Handel, der kirchlichen Verfassung, der staatsrechtlichen Stellung der christlichen Glaubens-Genossen, den Grundgesetzen, der politischen Verwaltung, der Militair-Verfassung, dem Medizinalwesen und der Topografie. Der Anhang begreift den Grenzdistrikt von Budua in Oesterreichisch-Albanien.

44. Die Chinesen wie sie sind.

45. Confucius und Mencius. Die vier Bücher der Moral und Staatsfilosofie China's.

46. Schi-King, oder des Confucius gesammelte chinesische Lieder.

Diese drei Bücher, zu denen sich noch ein vierter Band gesellen wird, und welche unter dem Gesammttitel: „Das himmlische Reich, oder Chinas Leben, Denken, Dichten und Geschichte" begreifen, sind soeben im Verlag der J. H. Funke'schen Buchhandlung in Krefeld erschienen. Die Herausgabe ist von Johann Cramer besorgt.

Der erste Band: „Die Chinesen wie sie sind," enthält eine neue Uebersetzung und Bearbeitung des Werkes von T. Lay: „The Chinese as they are," nebst einer Skizze der geografischen Verhältnisse China's und der Geschichte des englisch-chinesischen Krieges von J. Wilfert. Dies mit vielen Bildern geschmückte Werk ist von überwiegendem Interesse, da es nicht allein das Neueste und Zuverlässigste über China in geografischer und topografischer Hinsicht enthält, sondern auch

über die Bewohner dieses großen Landes, ihre Lebensweise, Gewohnheiten, Sitten, Religion, Filosofie, Künste und Wissenschaften, Heerwesen, Sprache, Schriftstellerei und Schreibkunst &c. &c. ebenso merkwürdige, als bisher wenig oder nicht bekannte Angaben bietet.

Der zweite Band, die Moral und Staatsfilosofie China's, in den vier Büchern des Konfucius und Mencius enthaltend, wird hier zum erstenmal in deutscher Sprache nach der französischen Uebersetzung von M. G. Gauthier veröffentlicht. Der Leser erstaunt über den Reichthum tiefer und wahrer Gedanken, dem unerschöpflichen Born einer klaren und richtigen, weltumfassenden Erfahrung entsprossen, den er in diesem Werke findet, dessen Wichtigkeit, bei dem jetzt obwaltenden Kampfe verschiedenartiger Grundsätze, hinsichtlich des Positiven im Allgemeinen der Staatsgewalt und der Moral in die Augen springend ist.

Der dritte Band, welcher den Schi-King oder die von Konfucius gesammelten chinesischen Lieder enthält, ist frei nach P. La Charmes lateinischer Uebertragung bearbeitet. Auch diese Sammlung ist von hohem Interesse, und wird, wie verschiedenartig die Ansichten in unsrer Zeit auch sein mögen, doch eines allgemeinen Beifalls sich zu erfreuen haben.

Der vierte Band, welcher gegen Ende dieses Jahres erscheinen soll, wird eine kurze Geschichte China's, mit Hinzuziehung der besten Hülfsmittel, nebst einem Abriß der Staats-Verfassung dieses Reiches in sich aufnehmen. Jeder dieser Bände, der auch einzeln abgegeben wird, kostet im Subscriptions-Preise einen Thaler.

47. Kriegs-Scenen als Beispiele des Felddienstes.

Die vier Bändchen dieses von dem k. k. österreichischen Oberst-Lieutenant &c. J. B. Schels bearbeiteten Buches sind bei C. A. Hartleben in Pesth erschienen. Ihr Inhalt, ebenso lebendig als wahr, ist dem Leben und Treiben des Kriegers im Feldlager und im Gefechte entnommen. In einigen dieser Skizzen sind deshalb, um nichts außer Acht zu lassen, und das Kleinste wie das Größte nach Verdienst hervorzuheben, ebensowohl die Leistungen eines Vorpostens, einer Streifwacht mit derselben Genauigkeit geschildert, als in andern die Thaten,

welche Offiziere verrichtet haben, die einzelne Kompagnien, Schwadronen, Regimenter, Abtheilungen jeder Stärke, von 50 oder 100 bis zu mehren 1000 Mann selbstständig befehligten. Schlachten werden meistens nur kurz erwähnt, und zwar allein aus dem Grunde, damit umständlich beschrieben werden kann, was eine einzelne Truppe, was ein einzelner Offizier während einer Schlacht Kluges, Tapferes, Ersprießliches, Nachahmungswürdiges ausgeführt hat. Die österreichische Geschichte ist so reich an Kriegen, und die Armee hat so viele große, glänzende und belehrende Thaten während einer Reihe von Jahrhunderten verrichtet, daß der Entschluß vollkommen gerechtfertigt ist, den größten Theil des in Rede stehenden Werkes den österreichischen Ereignissen zu widmen. Doch wurden darin auch Thaten jener Armeen aufgenommen, welche mit Oesterreich vereint gegen einen gemeinschaftlichen Feind gefochten haben.

48. Der National-Karakter des preußischen Volkes und seine historische Entwickelung während des Königthumes.

Diese Schrift von C. T. Freiherrn v. Gans, edlen Herren zu Putlitz, erschienen im Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig, gewährt mehr als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit und der in ihr bestehenden staatspolitischen und moralisch-gesellschaftlichen Zustände. Ihr Inhalt begreift, nächst der Einleitung, folgende Abschnitte: Zustand der Nation um das Jahr 1701. — Erste Periode. Von der Erhebung Preußens zum Königreiche bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. — Zweite Periode. Vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zur Zeit der französischen Revolution. — Dritte Periode. Vom Anfange der französischen Revolution bis zum Kriege 1806. — Vierte Periode. Von Preußens Fall im Jahre 1806 bis zum pariser Frieden 1815. — Fünfte Periode. Vom pariser Frieden 1815 bis zum Tode Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1840. — Zwei Beilagen, als Belegstücke der im vorhergehenden Inhalte angegebenen Ereignisse dienend, vervollständigen das Ganze, das gewiß auch höhern Ortes nicht unbeachtet geblieben ist, wie es im Publikum allgemeine Anerkennung gefunden hat.

49. Das Paradies für Jedermann erreichbar, lediglich durch Kräfte der Natur und der einfachsten Maschinen.

Das unter diesem Titel von J. A. Etzler veröffentlichte, von ihm allen einsichtsvollen Männern gewidmete, nach der zweiten englischen Ausgabe bearbeitete Werkchen, ist bei Heerbrandt und Thämel in Ulm erschienen. Es hat den Sinnspruch: „Der Weise prüft, ehe er urtheilt; der Narr urtheilt, ehe er prüft.“ Der Verfasser verspricht den Menschen die Mittel zu zeigen, wodurch sie innerhalb eines Jahrzehnts sich ein Paradies zu schaffen vermögen, in welchem Alles, was der Mensch nur wünschen kann, im Ueberfluß, ohne Anstrengung und ohne Geld zu haben, sein wird, wo die ganze Natur ihre schönste Gestalt enthüllen soll, wo man in den herrlichsten Palästen wohnen, in den ausgesuchtesten Genüssen schwelgen, in den lieblichsten Gärten verweilen, wo man ohne Mühe in einem Jahre mehr zu Stande bringen kann, als seither in vielen tausend Jahren.

„Ihr werdet Berge abtragen,“ fährt der Verfasser in der an seine Mitbrüder gerichteten Anrede fort, „Thäler austiefen, Seen schaffen, Teiche und Sümpfe trocken legen, jedes Land mit den schönsten Kanälen und Straßen durchschneiden und auf denselben Lasten von vielen Tausenden von Tonnen bewegen oder tausend Meilen in vierundzwanzig Stunden zurücklegen.“

Die Naturkräfte, welche der Verfasser zu solchem Zwecke verwenden will, und deren richtige Benutzung er in seiner Schrift näher auseinandersetzt, sind vorzüglich folgende: 1) Die Kraft des Windes. 2) Die Kraft der Ebbe und Fluth, oder das Steigen und Fallen des Meeres, hervorgebracht durch die Anziehungskraft des Mondes gegen den Ozean. 3) Die Hitze der Sonnenstrahlen, wodurch Wasser in Dampf verwandelt werden soll, dessen Streben nach Ausdehnung auf Maschinen wirkt, deren Einrichtung jedoch verschieden von den jetzt gebräuchlichen sein muß. Auch die Wellen des Ozeans sind anwendbare Kräfte, da sie aber Folgen des Windes sind, so gehören sie zu den Kräften des Letztern. Keine dieser Kräfte erfordert einen Gebrauch von Material, sondern nur die zum Bau der Maschinen nöthigen Bestandtheile.

Wer nach dem eben Gesagten nicht schon genügend über das Paradies des Herrn Etzler unterrichtet ist, dem rathen wir, seine Schrift unter obigem Titel aufmerksam zu lesen, in allen Einzelnheiten zu studiren, und was darin am meisten seinen Neigungen, Wünschen und Ideen entspricht, sich ad notam zu nehmen.

50. Poetische Phantasien ohne politische Färbung.

Diese zarten und gemüthlichen Dichtungen von E. Heusinger, mit Illustrationen von C. F. Ratz, sind in der Bran'schen Buchhandlung zu Jena erschienen. Nächst der Zueignung an seinen Bruder Karl begreift der Inhalt des Buches: vermischte Gedichte, Balladen, Romanzen und Kriegs-Lieder. Poetischer Schwung, verbunden mit milder Harmonie der Gefühle und Gesinnungen, zeichnen diese Dichtungs-Bilder vor den meisten zeitgenössischen Gaben dieser Art vortheilhaft aus. Die beigegebenen sechs Randzeichnungen sind nicht ohne künstlerischen Werth und gereichen dem Ganzen zu nicht geringer Zierde.

51. Historische Schriften und Abhandlungen von F. A. Mignet.

Der erste Theil dieses von J. J. Stolz übersetzten Werkes, das dem Verfasser einen ausgezeichneten Rang unter den zeitgenössischen Schriftstellern Frankreichs angewiesen hat, enthält die biografischen Bilder von Sieyes, Röderer, Livingston, Talleyrand, Broussais, Merlin, Tracy, Daunou, nebst mehren Vorträgen in der Akademie. Die deutsche Bearbeitung, welche im Verlage von K. F. Köhler in Leipzig veröffentlicht worden, ist eben so empfehlungswerth durch die richtige Auffassung der Gedanken des Verfassers, als durch die treffliche und gediegene Uebertragung des französischen Textes in unsere Sprache. Die Personen, wovon in diesem ersten Theile lebensgeschichtliche Skizzen aufgestellt sind, haben eine so bedeutende Rolle auf der Welt-Bühne gespielt, daß ihr Namen keinem Unterrichteten unbekannt geblieben ist. Ihr Dasein hat so tief eingegriffen in die Ereignisse der neuesten Zeit und in die Schicksale der Staaten und Menschen, daß man über sie mit gespannter Aufmerksamkeit diejenigen Angaben ver-

nimmt, welche der Verfasser den lautersten Quellen entnommen hat. Die Ausstattung des Buches ist musterhaft und gereicht der Verlags-Buchhandlung zu besonderer Ehre.

Dampfschifffahrt.

8. Dampfschifffahrt auf der Weser im Jahr 1844.

Das Dampfschiff „Hermann" (Kapitän Siebel) geht von Hameln nach Münden alle ungraden Tage und von Münden nach Hameln alle graden Tage. Das Dampfschiff „Wittekind" (Kapitän Sägelken) geht von Bremen nach Minden jeden dritten Tag, von Minden nach Hameln ebenfalls, und von Hameln nach Bremen gleichfalls. Abfahrt von Münden und Minden um 7 Uhr Morgens, von Bremen und Hameln um 4 Uhr Morgens.

Verbindung mit der Weser-Dampfschifffahrt.

Außer den Posten gehen vom Gasthaus zur Krone in Münden täglich Omnibus nach Kassel und Göttingen. Preis 12 gGr. Von Hameln geht täglich Vormittags 10 Uhr ein Wagen nach Hannover. Preis 16 gGr. Andere Wagen gehen von Hameln nach Pyrmont, Meinberg, Nenndorf, Rehburg rc. rc. Von Minden gehen Wagen nach dem Rhein, nach Hannover und Osnabrück; von Nienburg gehen solche nach Hannover. Preise 20 gGr. und 1 Thlr.

Von Bremen geht jeden 3., 13. und 23. des Monats das Dampfschiff König Wilhelm II. nach Amsterdam. Nach New-York geht alle zehn oder zwölf Tage ein Dampfschiff. Nach Bremerhafen geht täglich ein solches mehrmals. Man zahlt auf dem ersten Platz 1 Thlr. 18 gGr. 8 Pf. und auf dem zweiten Platz 20 gGr. Das Dampfschiff „Telegraf" geht von Bremen nach Wangeroog und Norderney. Nach Oldenburg

fährt Mittags 12 Uhr ein Wagen. Preis 1 Thlr. Nach Harburg ein solcher um 3 Uhr Nachmittags. Preis 2 Thlr. 6 gGr. Jeden Abend um 6 Uhr geht eine Eilpost nach Osnabrück und Harburg ꝛc. ꝛc.

9. Rhein = Yssel = Dampfschifffahrt.

Die Schiffe der Rhein=Yssel=Gesellschaft gehen von Köln nach Rotterdam und Amsterdam vom Anfange des Mai bis zum Ende des September 1844 jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend um 6 Uhr Morgens über Kampen nach Amsterdam, und jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag um 5½ Uhr Morgens von Arnheim nach Rotterdam. Man zahlt von Köln nach

	Pavillon.		Gr. Kajüte.		Vorkajüte.	
	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.
Düsseldorf	1	—	—	20	—	12
Wesel	2	4	1	16	—	22
Emmerich	2	28	2	6	1	—
Arnheim	3	29	2	25	1	12
Vreeswyk	5	15	3	28	2	—
Rotterdam	6	5	4	15	2	6
Deventer	5	20	4	3	2	5
Zwolle.	6	24	4	29	2	21
Kampen	7	11	5	12	2	29
Amsterdam	7	20	5	20	3	3
Hamburg	29	15	27	15	19	16
Bremen	24	20	22	20	14	13

Alle fünf Tage (jeden 5., 10., 15., 20., 25. und 30. des Monats) geht ein Dampfschiff von Amsterdam nach Hamburg, und alle zehn Tage (jeden 8., 18. und 28. des Monats) geht ein solches von Amsterdam nach Bremen.

Eisenbahnen.

13. Die zwischen Mainz und Ludwigshafen projektirte Eisenbahn.

Wohl keine Landstrecke am Rhein bietet einen so günstigen Boden zur Erbauung einer Eisenbahn, als die Landstrecke zwischen Mainz und Ludwigshafen, Mannheim gegenüber. Hier sind keine kostspieligen Durchstiche und Tunnel, keine großen Aufschüttungen und Wegbrücken erforderlich. Der Boden ist fast überall gleichförmig wagerecht. Von dem Neuthore der Stadt und Bundes-Festung Mainz, wo der Bahnhof zu errichten wäre, beginnend, würde sich die Eisenbahn bis jenseit Weißenau zwischen der Landstraße und dem zu erbauenden Leinpfade, auf eine dreiviertelstündige Strecke hinziehen, dann gegen den Hof Jungenfelderau auf einem Erddamme zu führen sein, weiterhin den breiter zu machenden Rheindamm bis Nackenheim benutzen, von diesem Orte zwischen der Landstraße und dem Rhein sich hinziehen, vorüber an Nierstein, dem gelben Hause und unten an Oppenheim; der Rheinebene von da in möglichst gerader Richtung folgen bis Guntersblum, östlich bei diesem letzten die Landstraße durchschneiden und auf der westlichen Seite derselben bis nach Worms beharren, diese Stadt und Frankenthal ebenfalls auf der Westseite berühren, $\frac{1}{2}$ Stunde oberhalb der letzten die Landstraße zum zweitenmal durchschneiden und, vorüber an Oggersheim, bis nach Ludwigshafen auf der nordöstlichen Seite derselben sich hinziehen. Als vorläufige Stationen kann man von Mainz hinweg annehmen: Laubenheim $1\frac{1}{8}$ Stunden, Nackenheim $1\frac{1}{4}$, Nierstein 1, Oppenheim $\frac{5}{8}$, Guntersblum $1\frac{3}{8}$, Mettenheim (für Gernsheim) $1\frac{3}{8}$, Rheindürkheim (für Ost- und Westhofen) $1\frac{1}{8}$, Worms

1¾, Bobernheim 1, Frankenthal 1⅜, Oggersheim 1¼, Ludwigshafen 1¼; im Gangen 14½ Wegstunden.

Im Fall die vorangedeutete Eisenbahn, augenblicklich obwaltender behindernder Zustände wegen, gegenwärtig nicht in Ausführung gebracht werden könnte, beabsichtigt man den Bau einer Zweigbahn zwischen Mainz (Kastel) und Darmstadt. Dieselbe würde unterhalb Hochheim ihren Anfang nehmen, den Main auf einer theilsweis zu öffnenden Brücke überschreiten, fast in der Mitte zwischen Rüsselsheim und Mainbischofsheim sich hinziehen, das Dorf Nauheim und das Städtchen Groß-Gerau berühren, bei welchem letzten die Station für dieses und die benachbarten Orte sich zu befinden hätte. Von da würde die Bahn in schnurgrader Richtung, in der Mitte zwischen Klein-Gerau und Büttelborn hinweg, und vorüber an dem Hof Gehaborn, nach dem Zentral-Bahnhofe vor dem Rheinthor von Darmstadt sich ziehen. Die Strecke von der Station Hochheim bis zu der von Groß-Gerau würde nicht ganz 3 Wegstunden betragen und von dieser letzten bis zum Bahnhof von Darmstadt 2¾ Stunden. Diese Zweigbahn würde also im Ganzen ungefähr eben so lang werden, als es die Landstraße zwischen Kastel und Darmstadt ist.

Mannigfaltigkeiten.

28. Ackerbau-Schulen.

Als verdienstlicher Fortschritt muß die Anlegung von Bauern-Schulen in Preußen begrüßt werden. Zweck derselben ist die Belehrung der untern Klassen in allen Zweigen des Ackerbaues. In jeder Provinz Preußens soll eine solche angelegt werden, und außerdem sollen landwirthschaftliche Akademien, nach Art der in Eldena bestehenden, in den Provinzen Preußen, Schlesien und Westfalen ins Leben treten.

29. Tiefe einiger artesischen Brunnen.

Das Bohrloch des Brunnens von Grenelle hat eine Tiefe von 1686 par. Fuß; das Bohrloch zu Neusalzwerk bei Preußisch=Münden hatte Ende Mai 1843 eine Tiefe von 2003 preuß. Fuß erreicht. Die außerordentliche Tiefe dieser Bohrlöcher fällt recht auf, wenn man bedenkt, daß der straßburger Münster nur die Höhe von 400 Fuß erreicht.

30. Empfehlungswerthe Lehrer.

Einige Resultate der Prüfungen, die 1833 und 1834 in Küßnacht am Zürich=See mit den bisherigen Schulmeistern abgehalten wurden, um zu sehen, welche etwa noch zum Lehramt tauglich seien. Frage: Welches sind die Namen der sogenannten drei Eidgenossen? Antwort: Der Werner und der Stauffacher und der Goliath. Fr.: Mit wem haben die alten Helvetier am Leman gekämpft? Antw.: Mit dem Groß=Sultan. Fr.: Aus welcher Landschaft ist der Tell? Antw.: Aus dem Tockenburg. Fr. Habt ihr auch vom Zwingli gehört? Antw.: Der Name ist mir nicht bekannt. Fr.: Wo wurde Christus geboren? Antw.: In einer Stadt. Fr.: In welcher Stadt? Antw.: Zu Bern. Fr.: An welchem Wasser liegt Basel? Antw.: Am schwarzen Meer. Fr.: Wie heißen die drei Eidgenossen? Antw.: Kaspar, Melcher und Balthasar. Fr. Wer starb bei Sempach für's Vaterland? Antw. Der Goliath. Fr. In welche Klassen werden die Thiere eingetheilt? Antw.: In Säugethiere, Vögel und anderes Vieh. (Aus „Briefe eines Deutschen aus dem Exil. Winterthur, Verlag der Steiner'schen Buchhandlung 1843.")

31. Noch Einiges über den Guano.

Die Einfuhr des Guano oder Vogelmistes aus den Südsee=Inseln wird in England von Jahr zu Jahr immer bedeutender. Man verdankt diesen neuen Dünger den Andeutungen Humboldt's und Bonpland's. Es gibt mehre Eilande in der Südsee, wo der Guano 100 bis 120 Fuß tief liegt. Der Versicherung der beiden vorgenannten Reisenden zufolge

verdanken die Küsten von Peru diesem Vogelmist allein ihre ungemeine Fruchtbarkeit. Fourcroy und Vauquelin haben ihn schon vor längerer Zeit analysirt (Annales de Chimie, Bd. 56, S. 258), die neueste Zergliederung desselben aber ist von dem Engländer Fownes, der sie nach zwei verschiedenen Proben vorgenommen. Er fand darin sehr viel Laugensalze, einige Kohlen und Erdtheilchen und etwas Schwefel.

32. Der theuerste Wein auf der Erde.

Das österreichische Morgenblatt (redigirt von J. N. Vogl) versichert in seiner No. 13, vom 29. Januar 1844, unter der Ueberschrift: Der theuerste Wein in der ganzen Welt, derselbe befinde sich im Rathskeller zu Bremen, seit 1624 angekauft, jetzt also 219 Jahre alt und zum Theil Hochheimer, zum Theil Johannisberger, sechs Fuder von jedem Gewächs. Da nun die Tonne dieses Weins mit 300 Thlrn. bezahlt worden, ein Fuder aber sechs Tonnen, jede zu 204 Flaschen habe, so ergebe sich daraus, daß die Unterhaltungskosten, die Kosten für die Pflege und die bis heute angelaufenen Zinsen des Ankaufs-Kapitals mit inbegriffen, jede Tonne dieses Weins die ungeheure Summe von 555,657,240 Thlrn., jede Flasche desselben 2,723,810 Thlr., jedes Glas (acht Gläser auf die Flasche gerechnet) 340,476 Thlr., und jeder Tropfen (tausend Tropfen auf das Glas) 340 Thl. koste. Dieser Wein werde nicht verkauft, der regierende Bürgermeister allein habe das Recht, sich für seinen eignen Gebrauch einmal im Jahre zwei Flaschen gegen Erlegung von 30 Thlr. verabfolgen zu lassen. Frage: Ist obige Berechnung richtig und wer hat sie gemacht?



